This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

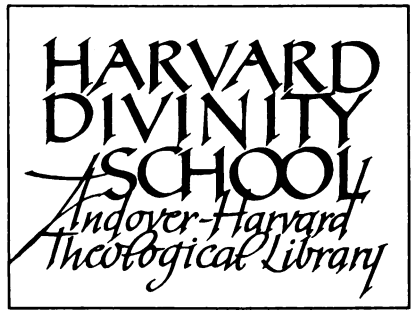
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

Friedrich Schleiermacher's

sämmtliche Werke.

Erste Abtheilung.

Zur Theologie.

DIVINITY SCHOOL
LIBRARY
HARVARD UNIVERSITY

Siebenter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

BR
83
.S43
1834
Abb. I: 7
cop. 2

Bib. Crit.
§ N. T.

Hermeneutik und Kritik

mit beſonderer

Beziehung auf das Neue Teſtament

von

Dr. Friedrich Schleiermacher.

Aus Schleiermachers handſchriftlichem Nachlaſſe
und nachgeſchriebenen Vorleſungen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich Lücke.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

Friedrich Schleiermacher's

literarischer Nachlaß.

Zur Theologie.

Zweiter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

BR
83
.S43
1834
Abb. I:7
cop. 2

aß.

i e.

a,

m e r.

Hermeneutik und Kritik

mit beſonderer

Beziehung auf das Neue Teſtament

von

Dr. Friedrich Schleiermacher.

Aus Schleiermachers handſchriftlichem Nachlaſſe
und nachgeſchriebenen Vorleſungen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich Lücke.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

Friedrich Schleiermacher's

literariſcher Nachlaß.

Zur Theologie.

Zweiter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Vorrede des Herausgebers.

Bei der Herausgabe dieſes Werkes halte ich mich vor allem verpflichtet, von den Quellen, aus denen ich geſchöpft, und der Methode, die ich bei der Compoſition des Ganzen befolgt habe, Rechenſchaft zu geben.

Die Quellen ſind erſtlich Schleiermachers eigene handſchriftliche Concepte, zweitens mehrere in verſchiedenen Jahren nachgeſchriebene Hefte ſeiner Vorleſungen. Die in den Akademiſchen Reden und Abhandlungen (Sämmtliche Werke, zur Philoſophie Bd. 3. S. 344 ff.) gedruckten drei Abhandlungen über den Begriff der Hermeneutik, und über den Begriff und die Eintheilung der philologiſchen Kritik kann ich nur in ſofern hieher rechnen, als ſie mich beſtimmt haben, die betreffenden Unterſuchungen in dieſer Darſtellung abzukürzen.

Was die eigenen handſchriftlichen Concepte Schleiermachers betrifft, ſo iſt nur die Hermeneutik ſo glücklich geweſen, mit einer gewiſſen Ausführlichkeit und Sorgfalt darin behandelt zu werden. Über die Kritik haben ſich leider nur ſechs bis ſieben Blätter aus verſchiedenen Zeiten vorgefunden, wiederholte Anfänge, zum Theil nur in kurzen Sätzen und Notizen, eilig und flüchtig geſchrieben. Es iſt

ein Unglück, daß die Kritik immer nur am Schluß der Vorlesungen vorgetragen werden konnte. Man merkt die natürliche Ungeduld, die zum schriftlichen Concipiren nicht mehr Zeit und Lust hat. Desto mehr muß man in den nachgeschriebenen Vorträgen die Virtuosität bewundern, womit Schleiermacher auch ohne Schrift ein ganzes System von Begriffen und Materialien in seinem Geiste zur vollen Klarheit und Ordnung eines zweckvollen Vortrags zu verarbeiten vermochte.

Die hermeneutischen Concepte zeigen in ihrer chronologischen Reihefolge den Gang seiner Studien. Das erste vom Jahre 1805, etwa drei Bogen, mit der Überschrift, Zur Hermeneutik, enthält recht eigentlich die ersten Studien, lauter kurze, fast gnomenartige Sätze, wahrscheinlich während des Studiums von Erneſtis institutio interpretis, und Morus acroases academicae super hermeneutica N. T. entstanden. Am Rande steht auf den fünf ersten Seiten, wahrscheinlich im J. 1809 beigeschrieben, eine Art von Directorium oder Vertheilung der Sätze in die einzelnen Theile des darüber gehaltenen systematischen Vortrags. Das zweite Concept, ich weiß nicht wann geschrieben, drei Bogen stark, hat die Aufschrift, Hermeneutik, erster Entwurf. Hiernach scheint Schleiermacher seine Vorträge bis zum Jahre 1819 gehalten zu haben. In diesem Jahre aber verfaßte er einen zweiten vollständigeren, ausgearbeiteteren Entwurf, ganz nach Art seiner Darstellung des theologischen Studiums in der zweiten Auflage. Eigen dabei ist die Stunden- und Wochenbezeichnung der darnach gehaltenen Vorträge. Allein auch hier ist ihm am Ende die Geduld des Aufschreibens ausgegangen. Das Concept

bricht mit einigen allgemeinen Sätzen über die ſogenante techniſche Interpretation ab, und es ſcheint, daß Schleiermacher in dieſem Theile ſeiner Vorträge wieder auf ſeinen erſten Entwurf zurückzugehen pflegte. Vergleicht man die Vorleſungen vom Winter 1828/29, und die letzten vom J. 1832 auf 1833, ſo ſieht man, wie der mündliche Vortrag ſich je länger je mehr auch von dieſem Concept wieder frei und unabhängig machte, andere Anordnungen, neue Entwicklungen verſuchte. Hierauf beziehen ſich die meiſt nur kurz andeutenden Randbemerkungen, die aber je näher dem Schluß deſto ſeltener zuletzt wieder ganz verſchwinden. Iſt nun ſelbſt das letzte Concept kein vollſtändiges Dokument von der Geſtalt, welche die Wiſſenſchaft in dem Geiſte Schleiermachers am Ende gewonnen hatte, ſo war, um jene ſo vollkommen als möglich darzuſtellen, nothwendig, die zweite Art der Quellen, die nachgeſchriebenen Vorleſungen, zu Hülfe zu nehmen.

Nach den vorliegenden Nachſchriften zu urtheilen muß es nicht leicht geweſen ſein, bei Schleiermacher ein gutes vollſtändiges Heft zu ſchreiben. Wer wörtlich nachſchreiben wollte, mußte eine eben ſo ſchnelle Feder, als ein ſicheres Ohr haben. Verhörtes und daraus entſtandene Verwirrungen ſind mir hie und da in den beſten Heften vorgekommen. Schleiermachers Vortrag war aber überwiegend ſo eingerichtet, daß er mehr zu einer freien Auffaſſung und Nachbildung, als zu einem wörtlichen Nachſchreiben veranlaßte. Solche freieren Nachſchriften müſſen ſehr ungleich geworden ſein, je nachdem der Eine mehr auf die Reſultate ausgeweſen, der Andere mehr auch die dialektiſche Methode des Findens und lauten Denkens nachzubilden ſich bemühet hat; ja ſelbſt in

einer und derselben Nachschrift wird bald die Genesis, bald die Feststellung der Resultate concipirt worden sein, nach der verschiedenen Disposition und Fertigkeit des Hörenden.

Ich habe Nachschriften beiderlei Art benutzt, zu gegenseitiger Ergänzung und Berichtigung. Von den im Winter 1826/27 gehaltenen Vorlesungen habe ich zwei Nachschriften zur Hand gehabt; die eine von Herrn Prediger J. Braune in Wietstock bei Zossen, die andere von Herrn A. Böttticher, beide, wiewohl nicht überall wörtlich übereinstimmend, doch genaue, vollständige Nachschriften. Von den Vorträgen im Winter 1828/29 habe ich nur eine Nachschrift erhalten, verfaßt von Herrn Spangenberg. Von den im Winter 1832/33 gehaltenen Vorlesungen, den letzten, bin ich so glücklich gewesen drei Nachschriften benutzen zu können. Auf diese kam mir natürlich am meisten an. Aber leider ist darunter nur eine, die von Herrn F. Calow, wörtlich genau und vollständig, auch bis auf weniges vollkommen lesbar. Die zweite, von Herrn Candidat Leonhard Kalb in Frankfurt am Main, ist theils mehr eine freie Conception, theils fehlt sowohl in der Hermeneutik als in der Kritik der Schluß. Die dritte endlich von dem Herrn Consistorialrath Dr. Hencke in Wolfenbüttel ist im Anfang nur ein sehr kurzer Auszug, und, wo sie vollständig wird, mehr freie, als wörtliche Nachschrift.

Meine Aufgabe war, aus diesen Quellen eine eben so *authentische* als *vollständige* Darstellung der Schleiermacherschen Hermeneutik und Kritik zu geben. Die Basis des Authentischen war mir für die Hermeneutik in Schleiermachers eignen Concepten gegeben, vorzugsweise im dritten. Dieses habe ich also, sammt allen Marginalien, vollständig und genau abdrucken lassen, und, was sich besonders in den zuletzt ge-

haltenen Vorleſungen als dazu gehörige Erläuterung und Ergänzung vorfand, gehörigen Ortes eingeſchaltet. Auch aus früheren Vorleſungen habe ich was irgend der Erhaltung werth und in den Zuſammenhang fügſam ſchien aufgenommen. Ich glaube nichts Weſentliches überſehen und durch das Aufgenommene den Ton und Gang des handſchriftlich Authentiſchen nicht geſtört zu haben. Allein in ſolcher Auswahl hat das ſubjective Urtheil wohl ſein Recht, aber auch ſeine Gefahr, und ich ſtehe nicht dafür, daß nicht ein Anderer anders und beſſer gewählt und componirt haben würde.

Ich hätte gewünſcht, dieſe Methode durchweg befolgen zu können, allein die Quellen haben es nicht geſtattet. Wo das handſchriftlich Authentiſche ausging oder mangelhaft wurde, mußte der zuſammenhängende mündliche Vortrag, verſteht ſich vorzugsweiſe der zuletztgehaltene, eintreten. Die Kritik konnte deßhalb faſt nur aus nachgeſchriebenen Heften genommen werden. Auch in der Hermeneutik habe ich an einigen Stellen außer dem handſchriftlichen Concept den mündlichen Vortrag darüber, wenn dieſer mir zu abweichend und in den Abweichungen Neues und Bedeutendes darzubieten ſchien, vollſtändig abdrucken laſſen [1]). Daraus ſind freilich Wiederholungen entſtanden. Allein das ungleich größere Übel ſchien mir, irgend etwas, was von Schleiermacher Anregendes und Förderndes geſagt worden iſt, verloren gehen zu laſſen. Reine, leere Wiederholung wird man nicht finden, ſondern mehr die eigenthümliche Virtuoſität des reichen Geiſtes, verſuchsweiſe denſelben Gegenſtand unter verſchiedenen Geſichtspunkten zu betrachten, und dar-

[1]) S. 91 ff. und 148 ff.

zuſtellen, um der Wahrheit von allen Seiten beizukommen. Eben deßhalb habe ich auch überall, wo mir die genetiſche, dialektiſche Methode zur Charakteriſtik weſentlich zu gehören ſchien, ganze Abſchnitte wörtlich genau und vollſtändig mitgetheilt. Selbſt die natürliche Nachläſſigkeit des mündlichen Vortrages, ſeinen Geſprächston, ſeine Kürze, wie ſeine Umſchweife habe ich unverſehrt erhalten zu müſſen geglaubt. Nur da, wo ich für den Leſer Hemmungen und Dunkelheiten fürchtete, habe ich Verbeſſerungen gewagt, aber ſo viel ich weiß keine, von der ich nicht glauben könnte, daß ſie Schleiermacher ſelbſt gebilligt haben würde.

Schwieriger faſt, als alles andere, iſt mir geworden, Schleiermachers eigenthümliche Orthographie und Interpunction durchweg zu beobachten. So weit ſeine eigenen handſchriftlichen Concepte reichen, habe ich dieſelbe, ſo widerſprechend ſie zum Theil der meinigen iſt und ſo wenig ſtreng durchgeführt ſie mir erſchien, feſtzuhalten geſucht, eingedenk deſſen, was Herr Prediger Jonas in der Vorrede zu den in der Berliner Akademie vorgetragenen Reden und Abhandlungen darüber geſagt hat. Allein in den handſchriftlichen Vorleſungen, wo mir in den Heften allerlei Arten der Rechtſchreibung und Interpunction vor die Augen kamen, die meinige aber deſto mehr wieder in den Sinn, kann ich nicht dafür ſtehen, daß ich nicht inconſequent die meinige eingemiſcht habe.

So viel über meine Arbeit und Methode, das Werk meines ſeligen Freundes ſo authentiſch und vollſtändig als möglich darzuſtellen. Ich werde mich für meine Mühe reichlich belohnt halten, wenn die Leſer über dem Werke ſelbſt den Herausgeber und ſeine Noth zu vergeſſen im Stande ſind.

Man wird es nicht für ungeziemend halten, wenn ich, mir ſelbſt zu einer Art von Lohn, am Schluß verſuche, auf die eigenthümliche Stellung und Bedeutung dieſes Werkes in der Wiſſenſchaft aufmerkſam zu machen.

Schon der Name Schleiermachers läßt eine eigenthümliche, neue Behandlung erwarten. Es war ihm überall unmöglich, nur an dem bisherigen Gewebe fortzuweben; er fing gern überall von Neuem an, und hatte und gebrauchte alles auf eigenthümliche Weiſe. Er hat auch auf dieſem Gebiete die früheren Arbeiten nicht vornehm verſchmähet. Litterariſche Notizen waren freilich ſeine Sache nicht, aber überall zeigt er Kenntniß und ſorgſame Beachtung und Aneignung des früher Geleiſteten. Er geht von Erneſtis institutio interpretis, als der ihm zunächſt liegenden früheren Epoche auf dieſem Gebiete, aus, und benutzt auch was nach Erneſti dafür gethan iſt, aber es wird unter ſeinen Händen ein neues Gebilde aus friſchem Geiſte, und er legt es auf eine neue Epoche an. War Erneſti derjenige, der die Obſervationen auf dieſem Gebiete zunächſt ordnete und läuterte, und die Auslegung des N. T. auf ihre allgemeineren philologiſchen Principien zurückführte, ſo erſcheint Schleiermacher auf dem entgegengeſetzten Endpunkte der Erneſtiſchen Periode als der Begründer einer wahren ſyſtematiſchen Conſtruction von innen heraus.

Erneſti und Beck haben die Hermeneutik und Kritik des N. T. vereinigt vorgetragen, aber mehr zufällig und ohne Einſicht in den Grund und Grad ihrer Zuſammengehörigkeit und Verſchiedenheit. Nachher haben Keil und Andere die Hermeneutik von der Kritik getrennt behandelt, und dadurch Raum gewonnen für eine vollſtändigere Entwicklung der hermeneutiſchen Operationen. Schleiermacher hat beide

Disciplinen in ſeinem Vortrage wieder vereinigt, aber indem er jede von ihrem Begriffe aus beſonders, und zugleich in ihrer ſteten gegenſeitigen Beziehung conſtruirt, gewährt er eine deutliche Einſicht in das richtige Verhältniß beider zu einander in dem höheren Begriff der Philologie.

Es iſt längſt üblich, die neuteſtamentliche Hermeneutik und Kritik von der altteſtamentlichen getrennt zu behandeln. In der Idee der heiligen Schrift bilden ſie allerdings ein Ganzes. Aber ſie haben weit mehr Paralleles, als Zuſammengewachſenes, und wenn man doch vom Standpunkte der allgemeinen Philologie beide nur als techniſche Anwendungen der allgemeinen Hermeneutik und Kritik auf ein zwiefaches beſonderes Litteraturgebiet anſehen darf, ſo ſind die Stoffe zum Theil zu verſchieden, als daß eine zuſammenfaſſende organiſche Behandlung beider möglich und erſprießlich ſeyn könnte. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Entwicklung der bibliſchen Hermeneutik und Kritik als theologiſcher Wiſſenſchaft vorzugsweiſe von dem Neuen Teſtamente ausgeht, weil hier der Hauptſitz der theologiſchen Probleme und Schwierigkeiten iſt für die richtige Anwendung der allgemeinen hermeneutiſchen und kritiſchen Geſetze. Schleiermacher würde, ſelbſt wenn er auf dem altteſtamentlichen Gebiete mehr zu Hauſe geweſen wäre, doch aus wiſſenſchaftlichem Intereſſe ſeinen Vortrag auf das neuteſtamentliche beſchränkt haben. Je mehr man eben durch ſeine Darſtellung in die hermeneutiſchen und kritiſchen Eigenthümlichkeiten und Beſonderheiten dieſes Gebietes eingeführt wird, und begreifen lernt, daß gerade in der Durchbildung oder Hineinbildung der allgemeinen Regeln in den beſonderen Stoff die wahre Kraft der wiſſenſchaftlichen Conſtruction

beſteht, deſto mehr rechtfertigt ſich ſein Verfahren in dieſem Stücke.

Seit Erneſti, ja ſeit Hugo Grotius iſt immer entſchiedener behauptet und anerkannt worden, daß der wiſſenſchaftliche Ausgangspunkt in der neuteſt. Hermeneutik und Kritik nicht das theologiſche Moment ſei, ſondern das allgemeine philologiſche, daß jenes nicht als Aufhebung, ſondern nur als Modification und nähere Beſtimmung von dieſem durch den beſonderen Stoff, ſo wie die beſonderen Beziehungen und Zweckverhältniſſe des N. T. angeſehen werden dürfe. Wer dieſes natürliche Verhältniß umkehrt, zerſtört die wiſſenſchaftliche Grundlage, verbauet ſich den Weg, und kommt auf falſche Theorieen, auf die alte der allegoriſchen und dogmatiſchen Auslegung, und auf die neue von tieferem und flacherem Schriftſinn, oder, wenn er ſich am Ende heraushilft, und in die glücklichere Bahn der analytiſchen Regreſſion von der Erſcheinung der theologiſchen Interpretation zu ihren wiſſenſchaftlichen Principien einlenkt, verliert er die Zeit mit jenen unnützen Fragen, wovon man ſonſt die theologiſchen Schulen wiederhallen hörte, ob denn die heilige Schrift wirklich grammatiſch und hiſtoriſch auszulegen ſei oder nicht, und dergleichen mehr, was ſich von ſelbſt verſteht.

Schleiermacher hat allen dieſen Irrungen und Verwirrungen wenigſtens auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete dadurch hoffentlich auf immer ein Ende gemacht, daß er ohne Weiteres von der allgemeinen Hermeneutik und Kritik ausgeht, ihre Grundſätze und allgemeinen Regeln aus den einfachſten Begriffen und den allgemeinſten Erfahrungen conſtruirt, ſodann zeigt, wie und warum ſich dazu die neuteſtamentliche Hermeneutik und Kritik nur als ſpezielle Methodenlehre für

die Anwendung jener allgemeinen Grundsätze verhalten könne, endlich aber diese Methodenlehre so durchführt, daß nirgends eine theologische Hemmung mehr entsteht und das theologische und philologische Moment wahrhaft organisch zusammenwachsen. Er hat dadurch zunächst den Theologen einen großen Dienst geleistet, und diese werden sich auch vorzugsweise sein Werk zueignen. Allein die classischen wie die orientalischen Philologen haben gleichen Anspruch, und auch wohl gleiche Pflicht, von ihm zu lernen, wie man es anzufangen habe, um die allgemeinen Grundsätze und Regeln der Auslegung und Kritik auf ein bestimmtes litterarisches Gebiet mit wissenschaftlicher Methode in Anwendung zu bringen. Vielleicht hat es selbst für die Philologen im engeren Sinn einen Vortheil, daß Schleiermacher gerade an dem neutestamentlichen Gebiete die Methode anschaulich gemacht hat, weil nicht leicht ein anderes ein so abgeschlossenes Ganzes bildet, und doch mit allen andern in mehr und weniger gegenseitiger Berührung steht, so voll eigenthümlicher Erscheinungen und Probleme ist, und dabei mitten in der Anomalie so viel Regelmäßigkeit hat. So eignet es sich gerade am meisten dazu, alle irgend wesentlichen hermeneutischen und kritischen Operationen in ihren Schwierigkeiten und mannigfaltigen Verwicklungen zur Sprache zu bringen. Wer den Zusammenhang und die Gründe der exegetischen Operationen auf diesem Gebiete theoretisch versteht, wird keine große Mühe haben, auf dem regelmäßigeren classischen Gebiete sich methodisch zurecht zu finden.

Betrachten wir nun die systematische Construction selbst, so scheint mir das Hauptverdienst Schleiermachers zuerst dieß zu sein, daß er mit Ausscheidung alles Fremdartigen beide

Disciplinen auf ihren bestimmten Begriff zurückgeführt hat, ohne diesen zu isoliren und aus seinem natürlichen Zusammenhange mit allen übrigen philologischen Momenten herauszureißen. Die Construction der Grundbegriffe, die Entwicklung der hermeneutischen Kunst aus ihren allgemeinsten Anfängen und Ursachen im Leben und Wesen des Geistes, die Feststellung der Unterschiede und Stufen des Verstehens die Erörterung der Aufgaben und Operationen aus den in den Gesetzen der Sprache und des Denkens liegenden Gründen, endlich die dialektische Scheidung und Wiederverknüpfung der verschiedenen Momente in ihren feinsten Modificationen, — das alles ist wahrhaft musterhaft. Wenn auch in der weiteren Ausbildung der Wissenschaft sich manches anders und richtiger stellen und gestalten mag und wird, — Schleiermacher selbst macht auch nur den Anspruch des energischen Anfangs und Anstoßes zum Besseren, — das unvergängliche Verdienst wird ihm bleiben, die Wissenschaft auf ihre wahren Grundlagen und Grundformen zurückgeführt zu haben.

Wenn man in der neueren Zeit von Constructionen solcher Wissenschaften hört, welche ihrem wesentlichen Theile nach auf dem Gebiet der Praxis und der Erfahrung liegen, so kann man leicht im Voraus bange werden, daß man seine Zeit verderben müsse mit unnützen Gespinnsten von Oben herab und im leeren Raum. Diese Furcht ist bei Schleiermacher ohne Grund. Meister in der speculativen Construction wußte er auch recht gut, wo ihr Ort nicht ist, und wie er auf dem hermeneutischen und kritischen Gebiete sich selbst vielfach versucht und einen großen Reichthum von Erfahrungen gesammelt hatte, überall ein Feind des Mechanischen und Geistlosen, so hat er auch in der Construction der Regeln und

Geſetze der Auslegung und Kritik mit meiſterhafter Kunſt verſtanden, das Allgemeine in dem Beſonderen, den Begriff in den Erſcheinungen und Erfahrungen, die Theorie in der Praxis nachzuweiſen, und dieſe wiederum an jener zu bewähren, und darnach zu erweitern und zu ordnen. Daraus erklärt ſich, daß ſeine Darſtellung eben ſo reich iſt an neuen feinen Obſervationen über die künſtleriſche Praxis im Einzelnſten, an den brauchbarſten Rathſchlägen für Lernende, wie an theoretiſchen Conſtructionen für die Meiſter und an ſicheren Orientirungen auf dem Gebiete des Allgemeinen. So macht ſein Werk bei aller natürlichen Unvollkommenheit in der Form, und bei allem Offenhalten und Freiſtellen neuer weiterer Entwicklungen doch den befriedigenden Eindruck eines im gewiſſen Grade vollendeten Ganzen.

Schleiermacher hat in der Großartigkeit und Beſcheidenheit ſeines Geiſtes nirgends und niemahls gewollt und gehofft, daß man bei ihm ſtehen bleiben ſolle und werde, im Gegentheil, der war ihm immer der Liebſte, der über ihn hinaus Beſſeres und Vollkommneres zu geben verſuchte und vermochte. Aber die Mit- und Nachwelt wäre undankbar und ungerecht gegen ihn, wenn ſie nicht in ſeinen Werken überall das energiſch Anregende, Schöpferiſche, und in ſofern Epochemachende anerkennen und benutzen wollte. Dieß Lob und Verdienſt nehme ich auch für dieſes Werk meines verklärten Freundes in Anſpruch. Die Kenner und Meiſter in der Kunſt mögen richten!

Göttingen den 10. Juni 1838.

Dr. Friedrich Lücke.

Inhaltsverzeichniß.

Allgemeine Einleitung . . . . Seite 3 bis 4.

Hermeneutik . . . . . — 5 — 262.

Einleitung . . . . . — 7 — 40.

Erſter Theil, die grammatiſche Auslegung — 41 — 142.

Zweiter Theil, die pſycholsgiſche Auslegung — 143 — 262.

Kritik . . . . . — 263 — 389.

Einleitung . . . . . — 265 — 283.

Erſter Theil, Kritik der mechaniſchen Fehler — 284 — 322.

Zweiter Theil, Kritik der Fehler, die durch freie Handlung entſtanden ſind — 323 — 389.

Hermeneutik und Kritik

mit

besonderer Beziehung auf das Neue Teſtament.

Allgemeine Einleitung [1]).

1. Hermeneutik und Kritik, beide philologiſche Disciplinen, beide Kunſtlehren, gehören zuſammen, weil die Ausübung einer jeden die andere vorausſetzt. Jene iſt im allgemeinen die Kunſt, die Rede eines andern, vornehmlich die ſchriftliche, richtig zu verſtehen, dieſe die Kunſt, die Ächtheit der Schriften und Schriftſtellen richtig zu beurtheilen und aus genügenden Zeugniſſen und Datis zu conſtatiren. Da die Kritik die Gewichtigkeit der Zeugniſſe in ihrem Verhältniß zum bezweifelten Schriftwerke oder zur bezweifelten Schriftſtelle nur erkennen kann nach gehörigem richtigen Verſtändniß der letzteren, ſo ſetzt ihre Ausübung die Hermeneutik voraus. Wiederum, da die Auslegung in der Ermittelung des Sinnes nur ſicher gehen kann, wenn die Ächtheit der Schrift oder Schriftſtelle vorausgeſetzt werden kann, ſo ſetzt auch die Ausübung der Hermeneutik die Kritik voraus.

Die Hermeneutik wird billig vorangeſtellt, weil ſie auch da nöthig iſt, wo die Kritik faſt gar nicht Statt findet, überhaupt weil Kritik aufhören ſoll ausgeübt zu werden, Hermeneutik aber nicht.

[1]) Kurz zuſammengefaßt aus einigen Randbemerkungen Schleiermachers zu ſeinem Heft v. J. 1828, und mehreren nachgeſchriebenen Vorleſungen aus verſchiedenen Jahren.

2. Wie Hermeneutik und Kritik zuſammengehören, ſo beide mit der Grammatik. Alle drei haben ſchon als philologiſche Disciplinen zuſammengeſtellt Fr. A. Wolf und Aſt, jener als philologiſche Vorbereitungswiſſenſchaften, dieſer als Anhang zur Philologie. Beide aber faſſen ſie zu ſpeciell, nur in Beziehung auf die beiden klaſſiſchen Sprachen des Alterthums. Das Verhältniß dieſer drei Disciplinen iſt vielmehr ein allezeit gültiges, ſie ſtehen in bedingender Wechſelbeziehung auch da, wo die Sprache noch nicht ausgeſtorben iſt und noch der litterariſchen Geſchichte entbehrt. Wegen ihrer Wechſelbeziehung auf einander iſt allerdings der Anfang jeder einzelnen ſchwer, wie denn auch die Kinder die drei Disciplinen zuſammenlernen im lebendigen Sprachverkehr. Hermeneutik und Kritik ſind nur mit Hülfe der Grammatik ausführbar und beruhen auf derſelben. Aber die Grammatik iſt wieder nur mittelſt jener beiden aufzuſtellen, wenn ſie nicht den ſchlechteſten Sprachgebrauch mit dem klaſſiſchen und allgemeine Sprachregeln mit individuellen Spracheigenthümlichkeiten vermiſchen will. Die vollkommene Löſung dieſer dreifachen Aufgabe iſt nur in Verbindung mit einander approximativ möglich in einem philologiſchen Zeitalter, durch vollkommene Philologen.

Hermeneutik.

Einleitung.

1. Die Hermeneutik als Kunſt des Verſtehens exiſtirt noch nicht allgemein, ſondern nur mehrere ſpezielle Hermeneutiken.

1. Nur Kunſt des Verſtehens, nicht auch der Darlegung des Verſtändniſſes [1]). Dieß wäre nur ein ſpecieller Theil von der Kunſt zu reden und zu ſchreiben, der nur von den allgemeinen Principien abhängen könnte.

Hermeneutik [2]) kann nach der bekannten Etymologie als wiſſenſchaftlich noch nicht genau fixirter Name ſein: a) die Kunſt ſeine Gedanken richtig vorzutragen, b) die Kunſt die Rede eines andern einem dritten richtig mitzutheilen, c) die Kunſt die Rede eines

[1]) Anmerk. d. Herausg.: Gegen die herrſchende Definition ſeit Ernesti Instit. interpret. N. T. ed. Ammon p. 7 et 8.: Est autem interpretatio facultas *docendi*, quae cujusque orationi sententia subjecta sit, seu, efficiendi, ut alter cogitet eadem cum scriptore quoque. — Interpretatio igitur omnis duabus rebus continetur, sententiarum (idearum) verbis subjectarum intellectu, earumque idonea *explicatione*. Unde in bono interprete esse debet, subtilitas intelligendi et subtilitas explicandi. Früher fügte J. Jac. Rambach institutiones hermen. sacrae. p. 2. noch ein drittes hinzu das sapienter applicare, was die Neuern leider wieder hervorheben.

[2]) Aus der Vorleſung v. 1826. Zum Unterſchiede von Schleiermacher's handſchriftlichem Nachlaſſe ſind die aus den Collegienheften genommenen Ergänzungen und Erläuterungen mit vollen Zeilen gedruckt.

andern richtig zu verſtehen. Der wiſſenſchaftliche Begriff bezieht ſich auf das dritte, als das mittlere zwiſchen dem erſten und zweiten.

2. Aber auch nicht nur ſchwieriger Stellen in fremder Sprache. Bekanntſchaft mit dem Gegenſtande und der Sprache wird vielmehr vorausgeſetzt. Iſt beides, ſo werden Stellen nur ſchwierig, weil man auch die leichteren nicht verſtanden hat. Nur ein kunſtmäßiges Verſtehen begleitet ſtetig die Rede und die Schrift.

3. Man hat gewöhnlich geglaubt wegen der allgemeinen Principien ſich auf den geſunden Menſchenverſtand verlaſſen zu können. Aber dann kann man ſich auch wegen des beſondern auf das geſunde Gefühl verlaſſen [1]).

2. Es iſt ſchwer der allgemeinen Hermeneutik ihren Ort anzuweiſen.

1. Eine Zeitlang iſt ſie allerdings als Anhang der Logik behandelt worden, aber als man alles angewandte in der Logik aufgab mußte dieß auch aufhören. Der Philoſoph an ſich hat keine Neigung, dieſe Theorie aufzuſtellen, weil er ſelten

---

[1]) Anmerk. d. Herausg. In den zuletzt im Winter 1832 auf 1833. gehaltenen Vorleſungen über die Hermeneutik ſuchte Schleiermacher den Begriff und die Nothwendigkeit der allgemeinen Hermeneutik auf dialektiſche Weiſe zu gewinnen durch Kritik der auf das klaſſiſche Gebiet beſchränkten, einander zum Theil gegenüberſtehenden Anſichten von F. A. Wolf, in der Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft in d. Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft. Bd. 1. S. 1-145. und Fr. Aſt, in dem Grundriß der Philologie, Landshut. 1808. 8.

Da aber alles, was er hier darüber ſagt, viel ausgearbeiteter zu leſen iſt, in den beyden Akademiſchen Abhandlungen über den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolf's Andeutungen und Aſt's Lehrbuch (in den Reden und Abhandlungen der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, ſämmtliche Werke, dritte Abtheil. Zur Philoſophie. Dritter Band. S. 344-380.), ſo haben wir uns bis auf einige wenige Ausnahmen billig enthalten, den unvollkommenen mündlichen Vortrag aus den nachgeſchriebenen Heften hier aufzunehmen.

verſtehen will, ſelbſt aber glaubt nothwendig verſtanden zu werden.

2. Die Philologie iſt auch etwas poſitives durch unſere Geſchichte geworden. Daher ihre Behandlungsweiſe der Hermeneutik auch nur Aggregat von Obſervationen iſt.

Zuſatz [1]). Spezielle Hermeneutik ſowohl der Gattung als der Sprache nach iſt immer nur Aggregat von Obſervationen und genügt keiner wiſſenſchafftlichen Forderung. Das Verſtehen erſt ohne Beſinnung (der Regeln) treiben und nur in einzelnen Fällen zu Regeln ſeine Zuflucht nehmen, iſt auch ein ungleichmäßiges Verfahren. Man muß dieſe beiden Standpunkte, wenn man keinen aufgeben kann, mit einander verbinden. Dieß geſchieht durch eine doppelte Erfahrung. 1) Auch wo wir am kunſtloſeſten verfahren zu können glauben, entſtehen oft unerwartete Schwierigkeiten, wozu die Löſungsgründe doch im früheren liegen müſſen. Alſo ſind wir überall aufgefordert auf das zu achten, was Löſungsgrund werden kann. 2) Wenn wir überall kunſtmäßig verfahren, ſo kommen wir doch am Ende zu einer bewußtloſen Anwendung der Regeln, ohne daß wir das kunſtmäßige verlaſſen hätten.

3. Da Kunſt zu reden und zu verſtehen (correſpondirend) einander gegenüberſtehen, reden aber nur die äußere Seite des Denkens iſt, ſo iſt die Hermeneutik im Zuſammenhange mit der Kunſt zu denken und alſo philoſophiſch.

Jedoch ſo, daß die Auslegungskunſt von der Compoſition abhängig iſt und ſie vorausſetzt. Der Parallelismus aber beſteht darin, daß wo das Reden ohne Kunſt iſt bedarf es zum Verſtehen auch keiner.

4. Das Reden iſt die Vermittlung für die Gemeinſchaftlichkeit des Denkens, und hieraus erklärt ſich die Zu-

[1]) Randbemerk. v. J. 1828.

ſammengehörigkeit von Rhetorik und Hermeneutik und ihr gemeinſames Verhältniß zur Dialektik.

1. Reden iſt freilich auch Vermittlung des Denkens für den Einzelnen. Das Denken wird durch innere Rede fertig und inſofern iſt die Rede nur der gewordene Gedanke ſelbſt. Aber wo der Denkende nöthig findet den Gedanken ſich ſelbſt zu fixiren, da entſteht auch Kunſt der Rede, Umwandlung des urſprünglichen, und wird hernach auch Auslegung nöthig.

2. Die Zuſammengehörigkeit der Hermeneutik und Rhetorik beſteht darin, daß jeder Akt des Verſtehens die Umkehrung eines Aktes des Redens iſt, indem in das Bewußtſein kommen muß welches Denken der Rede zum Grunde gelegen.

3. Die Abhängigkeit beider von der Dialektik beſteht darin, daß alles Werden des Wiſſens von beiden (Reden und Verſtehen) abhängig iſt.

Zuſatz [1]). Allgemeine Hermeneutik gehört ſo wie mit Kritik ſo auch mit Grammatik [2]) zuſammen. Aber da es nicht nur keine Mittheilung des Wiſſens, ſondern auch kein Feſthalten deſſelben giebt ohne dieſe drei und zugleich alles richtige Denken auf richtiges Sprechen ausgeht, ſo ſind auch alle drei mit der Dialektik genau zu verbinden.

Die [3]) Zuſammengehörigkeit der Hermeneutik und Grammatik beruhet

---

[1]) Randbem. v. J. 1828.

[2]) Anmerk. d. Herausg.: Seitdem Schl. dieſen Gegenſtand in beſonderer Beziehung auf Wolf's Abhandlung erörterte, gebrauchte er ſtatt Rhetorik Grammatik. Dieß erklärt ſich daraus, daß er Grammatik im höheren Sinn nahm als künſtleriſche Behandlung der Sprache überhaupt, ſo daß er auch die rhetoriſche Compoſition darunter begriff. S. Abhdl. über den Begriff der Hermeneutik. S. 357 ff.

[3]) Anmerk. d. Herausg.: Aus der Vorleſ. v. 1832. Von jetzt an wird das Datum der Vorleſung nur dann bemerkt werden, wenn es nicht dieſe letzte iſt.

darauf, daß jede Rede nur unter der Vorausſetzung des Verſtändniſſes der Sprache gefaßt wird. — Beide haben es mit der Sprache zu thun. Dieß führt auf die Einheit von Sprechen und Denken, die Sprache iſt die Art und Weiſe des Gedankens wirklich zu ſein. Denn es giebt keinen Gedanken ohne Rede. Das Ausſprechen der Worte bezieht ſich bloß auf die Gegenwart eines andern, und iſt inſofern zufällig. Aber niemand kann denken ohne Worte. Ohne Worte iſt der Gedanke noch nicht fertig und klar. Da nun die Hermeneutik zum Verſtehen des Denkinhalts führen ſoll, der Denkinhalt aber nur wirklich iſt durch die Sprache, ſo beruht die Hermeneutik auf der Grammatik, als der Kenntniß der Sprache. Betrachten wir nun das Denken im Akte der Mittheilung durch die Sprache, welche eben die Vermittlung für die Gemeinſchaftlichkeit des Denkens iſt, ſo hat dieß keine andere Tendenz als das Wiſſen als ein allen gemeinſames hervorzubringen. So ergiebt ſich das gemeinſame Verhältniß der Grammatik und Hermeneutik zur Dialektik, als der Wiſſenſchaft von der Einheit des Wiſſens. — Jede Rede kann ferner nur verſtanden werden durch die Kenntniß des geſchichtlichen Geſammtlebens, wozu ſie gehört, oder durch die Kenntniß der ſie angehenden Geſchichte. Die Wiſſenſchaft der Geſchichte aber iſt die Ethik. Nun aber hat auch die Sprache ihre Naturſeite; die Differenzen des menſchlichen Geiſtes ſind auch bedingt durch das Phyſiſche des Menſchen und des Erdkörpers. Und ſo wurzelt die Hermeneutik nicht bloß in der Ethik, ſondern auch in der Phyſik. Ethik aber und Phyſik führen wieder zurück auf die Dialektik, als die Wiſſenſchaft von der Einheit des Wiſſens.

5. Wie jede Rede eine zwiefache Beziehung hat, auf die Geſammtheit der Sprache und auf das geſammte Denken ihres Urhebers: ſo beſteht auch alles Verſtehen aus den zwei Momenten, die Rede zu verſtehen als herausgenommen aus der Sprache, und ſie zu verſtehen als Thatſache im Denkenden.

1. Jede Rede ſetzt voraus eine gegebene Sprache. Man kann dieß zwar auch umkehren, nicht nur für die abſolut erſte Rede, ſondern auch für den ganzen Verlauf, weil die Sprache wird durch das Reden; aber die Mittheilung ſetzt auf jeden Fall die Gemeinſchaftlichkeit der Sprache alſo eine gewiſſe Kenntniß derſelben voraus. Wenn zwiſchen die unmittelbare Rede und die Mittheilung etwas tritt, alſo die Kunſt der Rede anfängt: ſo beruht dieß theils auf der Beſorgniß, es möchte dem hörenden etwas in unſerm Sprachgebrauch fremd ſein.

2. Jede Rede beruht auf einem früheren Denken. Man kann dieſes auch umkehren, aber in Bezug auf die Mittheilung bleibt es wahr, denn die Kunſt des Verſtehens geht nur bei fortgeſchrittenem Denken an.

3. Hiernach iſt jeder Menſch auf der einen Seite ein Ort in welchem ſich eine gegebene Sprache auf eine eigenthümliche Weiſe geſtaltet, und ſeine Rede iſt nur zu verſtehen aus der Totalität der Sprache. Dann aber iſt er auch ein ſich ſtetig entwickelnder Geiſt, und ſeine Rede iſt nur als eine Thatſache von dieſem im Zuſammenhange mit den übrigen.

Der Einzelne iſt in ſeinem Denken durch die (gemeinſame) Sprache bedingt und kann nur die Gedanken denken, welche in ſeiner Sprache ſchon ihre Bezeichnung haben. Ein anderer neuer Gedanke könnte nicht mitgetheilt werden, wenn nicht auf ſchon in der Sprache beſtehende Beziehungen bezogen. Dieß beruht darauf, daß das Denken ein inneres Sprechen iſt. Daraus erhellt aber auch poſitiv, daß die Sprache das Fortſchreiten des Einzelnen im Denken bedingt. Denn die Sprache iſt nicht nur ein Complexus einzelner Vorſtellungen, ſondern auch ein Syſtem von der Verwandtſchaft der Vorſtellungen. Denn durch die Form der Wörter ſind ſie in Verbindung gebracht. Jedes zuſammengeſetzte Wort iſt eine Verwandtſchaft, wobei jede Vor- und Endſylbe eine eigenthümliche Bedeutung (Modification) hat.

Aber das Syſtem der Modificationen iſt in jeder Sprache ein anderes. Objectiviren wir uns die Sprache, ſo finden wir, daß alle Akte des Redens nur eine Art ſind, wie die Sprache in ihrer eigenthümlichen Natur zum Vorſchein kommt, und jeder Einzelne nur ein Ort iſt, in dem die Sprache erſcheint, wie wir denn bei bedeutenden Schriftſtellern unſere Aufmerkſamkeit auf ihre Sprache richten und bei ihnen eine Verſchiedenheit des Styles ſehen. — Eben ſo iſt jede Rede immer nur zu verſtehen aus dem ganzen Leben, dem ſie angehört, d. h. da jede Rede nur als Lebensmoment des Redenden in der Bedingtheit aller ſeiner Lebensmomente erkennbar iſt, und dieß nur aus der Geſammtheit ſeiner Umgebungen, wodurch ſeine Entwicklung und ſein Fortbeſtehen beſtimmt werden, ſo iſt jeder Redende nur verſtehbar durch ſeine Nationalität und ſein Zeitalter.

6. Das Verſtehen iſt nur ein Ineinanderſein dieſer beiden Momente, (des grammatiſchen und pſychologiſchen).

1. Die Rede iſt auch als Thatſache des Geiſtes nicht verſtanden wenn ſie nicht als Sprachbezeichnung verſtanden iſt, weil die Angeborenheit der Sprache den Geiſt modificirt.

2. Sie iſt auch als Modification der Sprache nicht verſtanden wenn ſie nicht als Thatſache des Geiſtes verſtanden iſt, weil in dieſem der Grund von allem Einfluſſe des Einzelnen auf die Sprache liegt, welche ſelbſt durch das Reden wird.

7. Beide ſtehen einander völlig gleich und mit Unrecht würde man die grammatiſche Interpretation die niedere und die pſychologiſche die höhere nennen.

1. Die pſychologiſche iſt die höhere, wenn man die Sprache nur als das Mittel betrachtet, wodurch der einzelne Menſch ſeine Gedanken mittheilt; die grammatiſche iſt dann bloß Hinwegräumung der vorläufigen Schwierigkeiten.

2. Die grammatiſche iſt die höhere, wenn man die Sprache in ſofern betrachtet, als ſie das Denken aller Einzelnen bedingt,

den einzelnen Menſchen aber nur als den Ort für die Sprache und ſeine Rede nur als das, worin ſich dieſe offenbart. Alsdann wird die pſychologiſche völlig untergeordnet wie das Daſein des einzelnen Menſchen überhaupt.

3. Aus dieſer Duplicität folgt von ſelbſt die vollkommene Gleichheit.

Wir finden in Beziehung auf die Kritik den Sprachgebrauch der höheren und niederen Kritik. Findet dieſer Unterſchied auch auf dem hermeneutiſchen Gebiete ſtatt? Aber welche von den beiden Seiten ſollte ſubordinirt ſein? Das Geſchäft die Rede in Beziehung auf die Sprache zu verſtehen, kann gewiſſermaßen mechaniſirt, alſo auf einen Calculus zurückgeführt werden. Denn ſind Schwierigkeiten da, ſo kann man dieſe als unbekannte Größen anſehen. Die Sache wird mathematiſch, iſt alſo mechaniſirt, da ich ſie auf einen Calculus gebracht habe. Sollte dieß als mechaniſche Kunſt die niedere Interpretation ſein, und jene Seite aus der Anſchauung der lebenden Weſen, weil ſich die Individualitäten nicht in eine Zahl bringen laſſen, die höhere? Da aber von der grammatiſchen Seite der Einzelne als Ort erſcheint, wo ſich die Sprache lebendig zeigt, ſo ſcheint das Pſychologiſche untergeordnet; ſein Denken iſt durch die Sprache bedingt und er durch ſein Denken. Die Aufgabe ſeine Rede zu verſtehen ſchließt alſo beides in ſich, aber das Verſtehen der Sprache erſcheint als übergeordnet. Betrachtet man nun aber die Sprache als aus den jedesmaligen Akten des Sprechens entſtanden, ſo kann auch ſie, da auf Individuelles zurückgehend, nicht dem Calcül unterworfen werden; ſie iſt ſelbſt ein Individuum gegen andere und das Verſtehen der Sprache unter dem eigenthümlichen Geiſte des Redenden eine Kunſt, wie jene andere Seite, alſo keine mechaniſche, alſo beide Seiten einander gleich. — Allein dieſe Gleichheit iſt wieder zu beſchränken in der einzelnen Aufgabe. Beide Seiten ſind in jeder einzelnen Aufgabe nicht gleich, weder in Beziehung darauf, was in jeder geleiſtet, noch auch was gefordert wird. Es giebt Schriften, bei denen die eine Seite, das eine Intereſſe überwiegend iſt, und

andere, wo umgekehrt. Bei einer Schrift wird die eine Seite der Aufgabe ſehr vollſtändig gelöſ't werden können, die andere gar nicht. Man findet z. B. ein Fragment von einem unbekannten Verfaſſer. So kann man wohl aus der Sprache das Zeitalter und die Localität der Schrift erkennen. Aber erſt wenn man durch die Sprache eine Sicherheit über den Verfaſſer hat, kann die andere Aufgabe, die pſychologiſche, beginnen.

8. Die abſolute Löſung der Aufgabe iſt die, wenn jede Seite für ſich ſo behandelt wird, daß die Behandlung der andern keine Änderung im Reſultat hervorbringt, oder, wenn jede Seite für ſich behandelt die andere völlig erſetzt, die aber eben ſo weit auch für ſich behandelt werden muß.

1. Nothwendig iſt dieſe Duplicität, wenn auch jede Seite die andere erſetzt wegen §. 6.

2. Vollkommen iſt aber jede nur dann, wenn ſie die andere überflüſſig macht und Beitrag giebt, um ſie zu conſtruiren, weil ja die Sprache nur erlernt werden kann dadurch daß Reden verſtanden werden, und der innere Zuſammenhang des Menſchen nebſt der Art wie ihn das äußere aufregt nur verſtanden werden kann durch ſeine Reden.

9. Das Auslegen iſt Kunſt.

1. Jede Seite für ſich. Denn überall iſt Conſtruction eines endlichen beſtimmten aus dem unendlichen unbeſtimmten. Die Sprache iſt ein unendliches, weil jedes Element auf eine beſondere Weiſe beſtimmbar iſt durch die übrigen. Ebenſo aber auch die pſychologiſche Seite. Denn jede Anſchauung eines Individuellen iſt unendlich. Und die Einwirkungen auf den Menſchen von außen ſind auch ein bis ins unendlich ferne allmählich abnehmendes. Eine ſolche Conſtruction kann nicht durch Regeln gegeben werden welche die Sicherheit ihrer Anwendung in ſich trügen.

2. Sollte die grammatiſche Seite für ſich allein vollendet werden, ſo müßte eine vollkommene Kenntniß der Sprache

gegeben ſein, im andern Falle eine vollſtändige Kenntniß des Menſchen. Da beides nie gegeben ſein kann, ſo muß man von einem zum andern übergehen, und wie dieß geſchehen ſoll darüber laſſen ſich keine Regeln geben.

Das volle Geſchäft der Hermeneutik iſt als Kunſtwerk zu betrachten, aber nicht, als ob die Ausführung in einem Kunſtwerk endigte, ſondern ſo daß die Thätigkeit nur den Charakter der Kunſt an ſich trägt, weil mit den Regeln nicht auch die Anwendung gegeben iſt, d. i. nicht mechaniſirt werden kann.

10. Die glückliche Ausübung der Kunſt beruht auf dem Sprachtalent und dem Talent der einzelnen Menſchenkenntniß.

1. Unter dem erſten verſtehen wir nicht etwa die Leichtigkeit fremde Sprachen zu lernen, der Unterſchied zwiſchen Mutterſprache und fremder kommt hier vorläufig nicht in Betracht, — ſondern das Gegenwärtighaben der Sprache, der Sinn für die Analogie und die Differenz u. ſ. w. Man könnte meinen auf dieſe Weiſe müßten Rhetorik (Grammatik) und Hermeneutik immer zuſammen ſein. Allein wie die Hermeneutik noch ein anderes Talent erfordert, ſo auch ihrerſeits die Rhetorik (Grammatik) eins und nicht beide daſſelbe. Das Sprachtalent allerdings iſt gemeinſam, allein die hermeneutiſche Richtung bildet es doch anders aus als die rhetoriſche (grammatiſche).

2. Die Menſchenkenntniß iſt hier vorzüglich die von dem ſubjectiven Element in der Combination der Gedanken. Eben ſo wenig iſt deßhalb Hermeneutik und künſtleriſche Menſchendarſtellung immer zuſammen. Aber eine große Menge hermeneutiſcher Fehler ſind in dem Mangel dieſes Talents (der künſtleriſchen Menſchendarſtellung) oder ſeiner Anwendung gegründet.

3. Inſofern nun dieſe Talente (bis auf einen gewiſſen Punct) allgemeine Naturgaben ſind iſt auch die Hermeneutik ein allgemeines Geſchäft. Inſofern es einem an der einen Seite fehlt

iſt er auch lahm, und die andere kann ihm nur dienen um richtig zu wählen was ihm andere in jener geben.

Zuſaz [1]). Das überwiegende Talent iſt nicht nur der ſchwereren Fälle wegen erforderlich, ſondern auch um nirgends bei dem unmittelbaren Zweck (des einzelnen Talents) allein ſtehen zu bleiben, vielmehr überall das Ziel der beiden Hauptrichtungen zu verfolgen, vergl. §. 8. u. 9.

Das zur hermeneut. Kunſt nothwendige Talent iſt ein zwiefaches, welche Zwiefachheit wir bis jetzt noch nicht in einem Begriff zuſammenfaſſen können. Wenn wir jede Sprache in ihrer eigenthümlichen Einzelheit vollkommen nachconſtruiren und den Einzelnen aus der Sprache, wie die Sprache aus dem Einzelnen verſtehen könnten, ſo wäre das Talent wohl auf eins zu bringen. Da aber die Sprachforſchung und die Auffaſſung des Individuellen das noch nicht vermögen, ſo müſſen wir noch zwei Talente annehmen, als verſchieden. — Das Sprachtalent iſt nun wieder ein zwiefaches. Der Verkehr der Menſchen geht von der Mutterſprache aus, kann ſich aber auch auf eine andere erſtrecken. Darin liegt die Duplicität des Sprachtalents. Das comparative Auffaſſen der Sprachen in ihren Differenzen, das extenſive Sprachtalent, iſt verſchieden von dem Eindringen in das Innere der Sprache in Beziehung auf das Denken, dem intenſiven Sprachtalent. Dieß iſt das Talent des eigentlichen Sprachforſchers. Beide ſind nothwendig, aber faſt nie vereinigt in einem und demſelben Subject, ſie müſſen ſich alſo in verſchiedenen gegenſeitig ergänzen. Das Talent der Menſchenkenntniß zerfällt auch wieder in zwei. Viele Menſchen können die Einzelheiten Anderer leicht comparativ in ihren Verſchiedenheiten auffaſſen. Dieß (extenſive) Talent kann die Handlungsweiſe Anderer leicht nach-, ja auch vorconſtruiren. Aber ein anderes Talent iſt das Verſtehen der eigenthümlichen Bedeutung eines Menſchen und ſeiner Eigenthümlichkeiten im Verhältniß zum Begriff des Menſchen.

[1]) Randbemerk. v. 1828.

Dieß (das intenſive Talent) geht in die Tiefe. Beide ſind nothwendig, aber ſelten verbunden, müſſen ſich alſo gegenſeitig ergänzen.

11. Nicht alles Reden iſt gleich ſehr Gegenſtand der Auslegekunſt. Einige Reden haben für dieſelbe einen Nullwerth, andere einen abſoluten; das meiſte liegt zwiſchen dieſen beiden Punkten.

1. Einen Nullwerth hat was weder Intereſſe hat als That noch Bedeutung für die Sprache. Es wird geredet, weil die Sprache ſich nur in der Continuität der Wiederholung erhält. Was aber nur ſchon vorhanden geweſenes wiederholt iſt an ſich nichts. Wettergeſpräche. Allein dieß Null iſt nicht das abſolute Nichts ſondern nur ein Minimum. Denn es entwickelt ſich an demſelben das Bedeutende.

Das Minimum iſt die gemeine Rede im Geſchäftlichen und in dem gewöhnlichen Geſpräch im gemeinen Leben.

2. Auf jeder Seite giebt es ein Maximum, auf der grammatiſchen nemlich, was am meiſten produktiv iſt und am wenigſten wiederholend, das klaſſiſche. Auf der pſychologiſchen Seite was am meiſten eigenthümlich iſt und am wenigſten gemein, das originelle. Abſolut iſt aber nur die Identität von beiden, das genialiſche oder urbildliche für die Sprache in der Gedankenproduktion.

3. Das klaſſiſche aber muß nicht vorübergehend ſein ſondern die folgenden Produktionen beſtimmen. Eben ſo das originelle. Aber auch das abſolute (Maximum) darf nicht frei davon ſein, beſtimmt worden zu ſein durch früheres und allgemeineres.

Zuſaz [1]): Dazwiſchenliegendes zwiſchen dem Minimum und Maximum nähert ſich an eins von beiden; a) an das gemeine die relative Inhaltsnichtigkeit und die anmuthige Darſtellung, b) an das geniale, die Klaſſicität in der Sprache, die aber

[1]) Randanmerk. v. 1828.

nicht originell zu ſein braucht, und die Originalität in der Verknüpfung (der Gedanken), die aber nicht klaſſiſch zu ſein braucht.

Cicero iſt klaſſiſch, aber nicht originell; der deutſche Hamann originell, aber nicht klaſſiſch. — Sind beide Seiten des hermeneutiſchen Verfahrens überall gleichmäßig anzuwenden? Haben wir einen klaſſiſchen Schriftſteller ohne Originalität, ſo kann das pſychologiſche Verfahren ohne Reiz ſein, auch nicht gefordert werden; ſondern ſeine Spracheigenthümlichkeit muß allein beobachtet werden. Ein nicht klaſſiſcher Schriftſteller gebraucht mehr und minder kühne Combinationen in der Sprache, und hier muß von der pſychologiſchen Seite auf das Verſtehen der Ausdrücke eingegangen werden, nicht aber von der Sprechſeite aus.

12. Wenn beide Seiten (der Interpretation, die grammatiſche und pſychologiſche) überall anzuwenden ſind, ſo ſind ſie es doch immer in verſchiedenem Verhältniß.

1. Das folgt ſchon daraus, daß das grammatiſch unbedeutende nicht auch pſychologiſch unbedeutend zu ſein braucht und umgekehrt, ſich alſo auch nicht aus jedem unbedeutenden das bedeutende gleichmäßig nach beiden Seiten entwickelt.

2. Das Minimum von pſychologiſcher Interpretation wird angewendet bei vorherrſchender Objectivität des Gegenſtandes. (Dahin gehört) reine Geſchichte, vornehmlich im Einzelnen, denn die ganze Anſicht iſt immer ſubjectiv affizirt. Epos. Geſchäftliche Verhandlungen, welche ja Geſchichte werden wollen. Didaktiſches von ſtrenger Form auf jedem Gebiete. Hier überall iſt das ſubjective nicht als Auslegungsmoment anzuwenden, ſondern es wird Reſultat der Auslegung. Das Minimum von grammatiſcher beim Maximum von pſychologiſcher Auslegung in Briefen, nemlich eigentlichen. Übergang des Didaktiſchen und Hiſtoriſchen in dieſen. Lyrik. Polemik.

Zuſaz [1]) Die hermeneutiſchen Regeln müſſen mehr Men-

[1]) Randanmerk. v. 1832.

thode sein, wie Schwierigkeiten zuvorzukommen, als Observationen, um solche aufzulösen.

Die hermeneutischen Leistungen glücklicher Arbeiter (im Einzelnen) müssen betrachtet werden. Aber das theoretische Verfahren geht nicht auf die Einzelheiten ein, sondern betrachtet die Auffindung der Identität der Sprache mit dem Denken. — Den Schwierigkeiten im Nachconstruiren der Rede und des Gedankenganges vorzubeugen, ist die Aufgabe der Hermeneutik. Aber so in dieser Allgemeinheit ist die Aufgabe nicht zu lösen. Denn die Produktionen einer fremden Sprache sind für uns immer fragmentarisch. Verschieden ist nun zwar bei den verschiedenen Sprachen der Umfang des vor uns liegenden. Aber die Totalproduktion der Sprache fehlt uns mehr und minder, z. B. im griechischen und hebräischen. Es liegt uns keine Sprache ganz vor, selbst nicht die eigene Muttersprache. Daher müssen wir die Säze der hermeneutischen Theorie so construiren, daß sie nicht einzelne Schwierigkeiten lösen, sondern fortschreitende Anweisungen zum Verfahren seien, und immer nur mit der Aufgabe im Allgemeinen zu thun haben. Die Schwierigkeiten werden dann als Ausnahmen angesehen und bedürfen eines andern Verfahrens. Wir fragen dabei nur nach den Ergänzungen des Mangels, aus dem die Schwierigkeiten entstehen, nicht nach dem (allgemeinen) Typus. Dieß wird in beiden Richtungen (der grammatischen und psychologischen) gleich sein.

13. Es giebt keine andere Mannigfaltigkeit in der Auslegungsmethode, als das Obige (12.).

1. Beispielsweise die wunderliche Ansicht, aus dem Streit über die historische Auslegung des N. T. entstanden, als ob es mehrere Arten der Interpretation gäbe. Die Behauptung der historischen Interpretation ist nur die richtige Behauptung vom Zusammenhange der neutestam. Schriftsteller mit ihrem Zeitalter. (Verfänglicher Ausdruck Zeitbegriffe). Aber sie wird falsch, wenn sie die neue begriffsbildende Kraft des Christen-

thums leugnen und alles aus dem ſchon vorhandenen erklären will. Die Ableugnung der hiſtoriſchen Interpretation iſt richtig wenn ſie ſich nur dieſer Einſeitigkeit widerſezt, und falſch wenn ſie allgemein ſein will. Die ganze Sache kommt aber dann auf das Verhältniß der grammatiſchen und pſychologiſchen Interpretation hinaus, denn die neuen Begriffe gingen aus der eigenthümlichen Gemüthserregung hervor.

2. Eben ſo wenig (entſteht eine Mannigfaltigkeit), wenn man hiſtoriſche Interpretation von der Berückſichtigung von Begebenheiten verſteht. Denn das iſt ſogar etwas vor der Interpretation hergehendes, weil dadurch nur das Verhältniß zwiſchen dem Redner und urſprünglichen Hörer wiederhergeſtellt wird, was alſo immer vorher ſollte berichtigt ſein.

3. Die allegoriſche Interpretation. Nicht Interpretation der Allegorie, wo der uneigentliche Sinn der einzige iſt ohne Unterſchied ob wahres zum Grunde liegt, wie in der Parabel vom Säemann, oder Fiction, wie in der vom reichen Manne. Sondern welche, wo der eigentliche Sinn in den unmittelbaren Zuſammenhang fällt, doch neben demſelben noch einen uneigentlichen annimmt. Man kann ſie nicht mit dem allgemeinen Grundſaz abfertigen, daß jede Rede nur Einen Sinn haben könne, ſo wie man ihn gewöhnlich grammatiſch nimmt. Denn jede Anſpielung iſt ein zweiter Sinn, wer ſie nicht mit auffaßt kann den Zuſammenhang ganz verfolgen, es fehlt ihm aber doch ein in die Rede gelegter Sinn. Dagegen wer eine Anſpielung findet, welche nicht hineingelegt iſt, hat immer die Rede nicht richtig ausgelegt. Die Anſpielung iſt dieſes, wenn in die Hauptgedankenreihe eine von den begleitenden Vorſtellungen verflochten wird, von der man glaubt ſie könne in dem andern eben ſo leicht erregt werden. Aber die begleitenden Vorſtellungen ſind nicht nur einzelne und kleine, ſondern wie die ganze Welt ideal in dem Menſchen geſezt iſt, ſo wird ſie auch immer wenn gleich als dunkles Schattenbild wirklich gedacht. Nun giebt es einen Parallelismus der verſchiedenen

Reihen im Großen und Kleinen, alſo kann einem bei jedem etwas aus einer andern einfallen: Parallelismus des phyſiſchen und ethiſchen, des muſikaliſchen und maleriſchen u. ſ. w. Die Aufmerkſamkeit darf aber hierauf nur gerichtet werden, wenn uneigentliche Ausdrücke dazu Anzeichen geben. Daß es auch ohne ſolche Anzeichen beſonders beim Homer und bei der Bibel geſchehen iſt, beruhet auf einem beſonderen Grunde. Dieſer iſt bei Homer und beim A. T. die Einzigkeit jenes (des Homer) als allgemeinen Bildungsbuches, des A. T. als Litteratur überhaupt, aus welchem alles mußte genommen werden. Dazu noch bei beiden der mythiſche Gehalt der auf der einen Seite in gnomiſche Philoſophie, auf der anderen in Geſchichte ausgeht. Für den Mythus giebt es aber keine techniſche Interpretation weil er nicht von einem Einzelnen herrühren kann, und das Schwanken des gemeinen Verſtändniſſes zwiſchen dem eigentlichen und uneigentlichen Sinn macht hier die Duplicität am ſcheinbarſten. — Mit dem N. T. hat es freilich eine andere Bewandniß, und bei dieſem erklärt ſich das Verfahren aus zwei Gründen. Einmal aus ſeinem Zuſammenhange mit dem Alten, bei dem dieſe Erklärungsart hergebracht war und alſo auf die anfangende gelehrte Auslegung übergetragen wurde. Dann aus der hier noch mehr als beim A. T. ausgebildeten Vorſtellung den heiligen Geiſt als Verfaſſer anzuſehen. Der heilige Geiſt kann nicht gedacht werden als ein zeitlich wechſelndes einzelnes Bewußtſein. Daher auch hier die Neigung in jedem alles zu finden. Allgemeine Wahrheiten oder einzelne beſtimmte Vorſchriften befriedigen dieſe von ſelbſt, aber das am meiſten vereinzelte und an ſich unbedeutende reizt ſie.

4. Hier dringt ſich uns nun beiläufig die Frage auf, ob die heiligen Bücher des heiligen Geiſtes wegen anders müßten behandelt werden? Dogmatiſche Entſcheidung über die Inſpiration dürfen wir nicht erwarten weil dieſe ja ſelbſt auf der Auslegung ruhen muß. Wir müſſen *erſtlich* einen Unterſchied zwiſchen Reden und Schreiben der Apoſtel nicht ſtatuiren.

Denn die künftige Kirche mußte auf die erſte gebauet werden. Eben deshalb aber auch zweitens nicht glauben, daß bei den Schriften die ganze Chriſtenheit unmittelbarer Gegenſtand geweſen. Denn ſie ſind ja alle an beſtimmte Menſchen gerichtet und konnten auch in Zukunft nicht richtig verſtanden werden, wenn ſie von dieſen nicht waren richtig verſtanden worden. Dieſe konnten aber nichts anderes als das beſtimmte Einzelne darin ſuchen wollen, weil ſich für ſie die Totalität aus der Menge der Einzelheiten ergeben mußte. Alſo müſſen wir ſie eben ſo auslegen und deshalb annehmen, daß wenn auch die Verfaſſer todte Werkzeuge geweſen wären der heiligen Geiſt durch ſie doch nur könne geredet haben, ſo wie ſie ſelbſt würden geredet haben.

5. Die ſchlimmſte Abweichung nach dieſer Seite hin iſt die kabbaliſtiſche Auslegung, die ſich mit dem Beſtreben in jedem alles zu finden an die einzelnen Elemente und ihre Zeichen wendet. — Man ſieht, was irgend ſeinem Beſtreben nach noch mit Recht Auslegung genannt werden kann, darin giebt es keine andere Mannigfaltigkeit, als die aus den verſchiedenen Verhältniſſen der beiden von uns aufgeſtellten Seiten.

Zuſaz[1]) Dogmatiſche und allegoriſche Interpretation haben als Jagd auf inhaltreiches und bedeutſames den gemeinſamen Grund, daß die Ausbeute ſo reich als möglich ſein ſoll für die chriſtliche Lehre, und daß in den heiligen Büchern nichts vorübergehend und geringfügig ſein ſoll.

Von dieſem Puncte aus kommt man auf die Inſpiration. Bei der großen Mannigfaltigkeit von Vorſtellungsarten darüber iſt das beſte, erſt zu verſuchen auf was für Folgerungen die ſtrengſte Vorſtellung führt. Alſo Wirkſamkeit des heil. Geiſtes vom Entſtehen der Gedanken bis auf den Akt des Schreibens erſtreckt. Dieſe hilft uns nichts mehr wegen der Varianten. Dieſe waren aber gewiß vorhanden ſchon vor Sammlung der

[1]) Randanmerk. v. 1828.

Schrift. Hier wird alſo ſchon Kritik erfordert. Aber auch die erſten Leſer der apoſtoliſchen Briefe hätten müſſen von dem Gedanken an die Verfaſſer und von Anwendung ihrer Kenntniß derſelben abſtrahiren und wären mithin in die tiefſte Verwirrung verſunken. Fragt man nun noch dazu, weshalb entſtand nicht die Schrift ganz wunderbarer Weiſe ohne Menſchen anzuwenden, ſo muß man ſagen, der göttliche Geiſt kann dieſe Methode (nemlich durch Menſchen) nur gewählt haben, wenn er wollte, daß alles ſollte auf die angegebenen Verfaſſer zurückgeführt werden. Darum kann auch dieß nur die richtige Auslegung ſein. Von der grammatiſchen Seite gilt daſſelbe. Dann aber muß auch alles Einzelne rein menſchlich behandelt werden und die Wirkſamkeit bleibt nur der innerliche Impuls. — Andere Vorſtellungen, welche einiges einzelne z. B. Bewahrung vor Irrthümern dem Geiſte zuſchreiben das übrige aber nicht, ſind unhaltbar. Dabei müßte der Fortgang als gehemmt gedacht werden, das richtige an die Stelle tretende aber wieder dem Verfaſſer zufallend. Ob der Inſpiration wegen alles ſich auf die ganze Kirche beziehen muß? Nein. Die unmittelbaren Empfänger hätten dann immer unrichtig auslegen müſſen, und viel richtiger hätte dann der heilige Geiſt gehandelt, wenn die heiligen Schriften keine Gelegenheitsſchriften geweſen wären. Alſo grammatiſch und pſychologiſch bleibt alles bei den allgemeinen Regeln. In wie fern ſich aber weiter eine Specialhermeneutik der heiligen Schrift ergiebt, das kann erſt ſpäter unterſucht werden.

In der Vorleſung von 1832 wird dieſer Punkt gleich hier erörtert und die Grenze zwiſchen der allgemeinen und ſpeciellen Hermeneutik überhaupt genauer beſtimmt, mit beſonderer Anwendung auf das N. T. [1]). Schl. ſagt: Gehen wir auf die hermeneutiſche Aufgabe in ihrer Urſprünglichkeit zurück, nemlich die Rede als Denkakt in einer gegebenen Sprache, ſo kommen wir auf den

[1]) Im Auszuge mitgetheilt.

Saz: in dem Maaße in welchem das Denken eins iſt giebt es auch eine Identität der Sprachen. Dieß Gebiet muß die allgemeinen Regeln der Sprache enthalten. Sobald es aber eine Beſonderheit des Denkens durch die Sprache giebt, entſteht ein ſpecielles hermeneutiſches Gebiet. Bei der genaueren Beſtimmung der Grenzen zwiſchen dem allgemeinen und ſpeciellen fragt ſich zuerſt auf der grammatiſchen Seite: wie weit ſich von der Sprache aus die Rede als Eins (als Einheit) verfolgen laſſe? Die Rede muß ein Saz ſein. Dadurch iſt erſt etwas im Gebiet der Sprache Eins. Der Saz aber iſt das Aufeinanderbeziehen von Haupt- und Zeitwort, ὄνομα und ῥῆμα. So weit ſich das Verſtehen der Rede aus der Natur des Sazes überhaupt ergiebt, ſo weit geht die allgemeine Hermeneutik gewiß. Allein, obwohl die Natur des Sazes als Denkakt in allen Sprachen dieſelbe iſt, ſo iſt doch die Behandlung des Sazes in den verſchiedenen Sprachen verſchieden. Je größer nun in den Sprachen die Verſchiedenheit in der Behandlung des Sazes iſt, deſto mehr beſchränkt ſich das Gebiet der allgemeinen Hermeneutik, deſto mehr Differenzen kommen in das Gebiet der allgemeinen Hermeneutik.

Eben ſo auf der pſychologiſchen Seite. In dem Maaße als das menſchliſche Leben ein und daſſelbe iſt unterliegt jede Rede als Lebensakt des Einzelnen den allgemeinen hermeneutiſchen Regeln. In dem Maaße aber als das menſchliche Leben ſich individualiſirt iſt auch jeder Lebensakt und ſomit auch jeder Sprechakt, worin jener ſich darſtellt, bei Andern anderswie beſchaffen und anderswie mit ſeinen übrigen Lebensmomenten zuſammenhängend. Hier tritt das Gebiet des Speciellen ein. Wenn wir nun vorausſetzen, daß alle Differenzen der menſchlichen Natur in ihren Lebensfunktionen ſich auch in der Sprache darſtellen, ſo folgt auch, daß die Conſtitution des Sazes mit der Conſtitution des Lebensaktes zuſammenhängt. Dieß gilt ſowohl für das Allgemeine, als für das Beſondere. Das Verhältniß des Allgemeinen und Speciellen aber iſt ein mannigfach abgeſtuftes. Denn

die Ungleichheit und Mannigfaltigkeit in der Behandlung des Sazes kann wieder bei verſchiedenen Sprachfamilien gleich ſein ſo daß Gruppirungen entſtehen. So kann es wieder für jede Sprachfamilie eine gemeinſame Hermeneutik geben. Ferner erkennen wir verſchiedene Arten die Sprache zu behandeln für verſchiedene Denkakte. So können in derſelben Sprache ſprachliche Differenzen entſtehen z. B. in der Proſa und Poeſie. Dieſe Differenzen können aber wiederum in verſchiedenen Sprachen dieſelben ſein. Bei der Proſa will ich die ſtrenge Beſtimmung des Seins auf das Denken, die Poeſie iſt aber das Denken in ſeinem freien Spiel. So habe ich auf dieſer Seite weit mehr Pſychologiſches, während in der Proſa das Subject mehr zurücktritt. Hier entwickeln ſich zwei verſchiedene Gebiete des Speciellen, das eine, welches ſich auf die Verſchiedenheit in der Conſtruction der Sprache, das andere, welches ſich auf die Verſchiedenheit des Denkaktes bezieht. — Was dieſe letztere betrifft, ſo verhält ſich das Allgemeine und Beſondere bei der Auslegung eines einzelnen Schriftſtellers auf folgende Weiſe. Sofern die Denkakte des Einzelnen in allem auf gleiche Weiſe die ganze Lebensbeſtimmtheit oder Lebensfunktion des Einzelnen ausdrücken, werden auch die Geſetze der pſychologiſchen Interpretation dieſelben ſein. Sobald ich mir aber eine Ungleichheit denke und nicht in dem Denkakte ſelbſt den Schlüſſel finde, ſondern dabei noch auf Anderes Rückſicht nehmen muß, geht das Gebiet des Speciellen an. So iſt freilich das Gebiet des Allgemeinen nicht ſehr groß. Darum hat die Hermeneutik auch immer bei dem Speciellen angefangen und iſt dabei ſtehen geblieben. Gehen wir nun davon aus daß die Rede ein Lebensmoment iſt, ſo muß ich den ganzen Zuſammenhang aufſuchen und fragen, wie iſt das Individuum bewogen, die Rede aufzuſtellen (Anlaß), und auf welchen folgenden Moment iſt die Rede gerichtet geweſen, (Zweck). Da die Rede ein Mannigfaltiges iſt, ſo kann ſie obwohl bei demſelben Anlaß und Zweck dennoch ein Verſchiedenes ſein. Wir müſſen ſie alſo zerlegen und ſagen, das Allgemeine geht nur ſo weit als die Geſetze des Fortſchreitens im Denken dieſelben ſind, wo

wir Differenzen finden, da geht das Specielle an. Bei einer didaktiſchen Auseinanderſetzung z. B. und einer lyriſchen Dichtung ſind trotz dem, daß beide Aneinanderreihungen von Gedanken ſind, die Geſetze des Fortſchreitens verſchieden. So ſind in Beziehung auf ſie auch die hermeneutiſchen Regeln verſchieden und wir ſind im Gebiete der ſpeciellen Hermeneutik.

Die Frage nun, ob und inwiefern die neuteſt. Hermeneutik eine ſpecielle ſei wird ſo beantwortet. Von der ſprachlichen Seite ſcheint ſie keine ſpecielle zu ſein, denn dieſe iſt zunächſt auf die griechiſche Sprache zu beziehen, von der pſychologiſchen Seite aber erſcheint das N. T. nicht als Eins, ſondern es iſt zu unterſcheiden zwiſchen didaktiſchen und hiſtoriſchen Schriften. Dieß ſind verſchiedene Gattungen, die allerdings verſchiedene hermeneutiſche Regeln fordern. Aber daraus entſteht noch keine ſpecielle Hermeneutik. Gleichwohl iſt die neuteſtam. Hermeneutik eine ſpecielle, aber nur in Beziehung auf das zuſammengeſetzte Sprachgebiet oder den hebraiſirenden Sprachcharakter. Die neuteſt. Schriftſteller waren nicht gewohnt in der griechiſchen Sprache zu denken, wenigſtens nicht über religiöſe Gegenſtände. Dieſe Beſchränkung gilt dem Lukas, der ein geborener Grieche geweſen ſein kann. Aber ſelbſt die Griechen waren auf dem Gebiete des Hebraismus Chriſten geworden. Nun giebt es in jeder Sprache eine Menge von Verſchiedenheiten, örtlich, verſchiedene Dialekte im weiteſten Sinne, zeitlich, verſchiedene Sprachperioden. In jeder iſt die Sprache eine andere. Dieß erfordert ſpecielle Regeln, die ſich auf die ſpecielle Grammatik verſchiedener Zeiträume und Orte beziehen. Doch dieß iſt noch allgemeiner anwendbar. Denn wenn in einem Volke eine geiſtige Entwickelung vorgeht, ſo entſteht auch eine neue Sprachentwickelung. Wie nun jedes neue geiſtige Princip ſprachbildend wird, ſo auch der chriſtliche Geiſt. Aber daraus entſteht ſonſt keine ſpecielle Hermeneutik. Beginnt ein Volk zu philoſophiren, ſo zeigt es eine große Sprachentwickelung, aber es bedarf keiner ſpeciellen Hermeneutik. Der neue chriſtliche Geiſt aber tritt im N. T. hervor in einer Sprachmiſchung, in der das hebräiſche der Stamm iſt, worin das neue

zunächſt gedacht worden iſt, das griechiſche aber aufgepfropft. Deßhalb iſt die neuteſtam. Hermeneutik als eine ſpecielle zu behandeln. Da die Sprachmiſchung eine Ausnahme, ein nicht naturgemäßer Zuſtand iſt, ſo geht auch die neuteſt. Hermeneutik als eine ſpecielle nicht auf regelmäßige Weiſe aus der allgemeinen hervor. — Überhaupt begründet weder die natürliche Verſchiedenheit der Sprachen eine poſitive ſpecielle Hermeneutik, denn dieſe Verſchiedenheit gehört der Grammatik an, welche von der Hermeneutik vorausgeſezt und eben nur angewendet wird, noch der Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie in einer und derſelben Sprache und in verſchiedenen, denn auch die Kenntniß dieſer Verſchiedenheit wird in der hermeneutiſchen Theorie vorausgeſezt. Eben ſo wenig wird durch die pſychologiſchen Verſchiedenheiten, ſofern ſie ſich auf eine gleichmäßige Weiſe im relativen Gegenſatze zwiſchen dem Allgemeinen und Speciellen ergeben, eine ſpecielle Hermeneutik, als ſolche nothwendig.

14. Der Unterſchied zwiſchen dem kunſtmäßigen und kunſtloſen in der Auslegung beruhet weder auf dem von einheimiſch und fremd, noch auf dem von Rede und Schrift, ſondern immer darauf, daß man einiges genau verſtehen will und anderes nicht.

1. Wenn es nur ausländiſche und alte Schrift wäre, die der Kunſt bedürfte, ſo müßten die urſprünglichen Leſer ihrer nicht bedurft haben und die Kunſt beruhete alſo auf dem Unterſchiede zwiſchen dieſen und uns. Dieſer Unterſchied muß aber durch Sprach- und Geſchichtkenntniß erſt aus dem Wege geräumt werden; erſt nach erfolgter Gleichſetzung geht die Auslegung an. Der Unterſchied zwiſchen ausländiſch alter Schrift und einheimiſch gleichzeitiger liegt alſo nur darin, daß jene Operation des Gleichſeins nicht ganz vorhergehen kann, ſondern ſie wird erſt mit dem Auslegen und während deſſelben vollendet, und dieß iſt beim Auslegen immer zu berückſichtigen.

2. Es iſt auch nicht bloß die Schrift. Sonſt müßte die Kunſt nur nothwendig werden durch den Unterſchied zwiſchen Schrift und Rede, d. h. durch das Fehlen der lebendigen Stimme und durch den Mangel anderweitiger perſönlicher Einwirkungen. Die lezten aber bedürfen ſelbſt wieder der Auslegung und dieſe bleibt immer unſicher. Die lebendige Stimme erleichtert freilich das Verſtändniß ſehr, aber der Schreibende muß darauf Rückſicht nehmen (daß er nicht ſpricht). Thut er dieß, ſo müßte die Auslegungskunſt dann auch überflüſſig ſein, welches doch nicht der Fall iſt. Alſo beruhet ihre Nothwendigkeit auch wo er jenes nicht gethan nicht bloß auf dieſem Unterſchiede.

Zuſaz [1]). Daß ſich aber die Kunſt der Auslegung allerdings mehr auf Schrift als Rede bezieht, kommt daher weil der mündlichen Rede in der Regel vieles zu Hülfe kommt wodurch ein unmittelbares Verſtändniß gegeben wird, was der Schrift abgeht, und weil man — beſonders von den vereinzelten Regeln, die man ohnehin nicht im Gedächtniß feſthält, bei der vorübergehenden Rede keinen Gebrauch machen kann.

3. Wenn nun Rede und Schrift ſich ſo verhalten, ſo bleibt kein anderer Unterſchied als der bezeichnete übrig, und es folgt daß auch die kunſtgerechte Auslegung kein anderes Ziel hat, als welches wir beim Anhören jeder gemeinen Rede haben.

15. Die laxere Praxis in der Kunſt geht davon aus, daß ſich das Verſtehen von ſelbſt ergiebt und drückt das Ziel negativ aus: Mißverſtand ſoll vermieden werden.

1. Ihre Vorausſetzung beruht darauf, daß ſie ſich vornehmlich mit dem unbedeutenden abgiebt oder wenigſtens nur um eines gewiſſen Intereſſe willen verſtehen will und ſich daher leicht auszuführende Grenzen ſezt.

2. Auch ſie muß indeß in ſchwierigen Fällen zur Kunſt

[1]) Aus der Randbem. und der Vorleſung v. J. 1828.

ihre Zuflucht nehmen, und ſo iſt die Hermeneutik aus der kunſtloſen Praxis entſtanden. Weil ſie auch nur die ſchwierigen Fälle vor Augen hatte, ſo wurde ſie ein Aggregat von Obſervationen und aus demſelben Grunde immer gleich Specialhermeneutik, weil ſich die ſchwierigen Fälle auf einem beſonderen Gebiet leichter ausmitteln laſſen. So iſt die theologiſche und juriſtiſche entſtanden und die Philologen haben auch nur ſpezielle Zwecke vor Augen gehabt.

3. Der Grund dieſer Anſicht iſt die Identität der Sprache und der Combinationsweiſe in Redenden und Hörenden.

16. Die ſtrengere Praxis geht davon aus daß ſich das Mißverſtehen von ſelbſt ergiebt und das Verſtehen auf jedem Punkt muß gewollt und geſucht werden.

1. Beruhend darauf, daß ſie es mit dem Verſtehen genau nimmt und die Rede von beiden Seiten betrachtet ganz darein aufgehen ſoll.

Zuſaz. Es iſt eine Grunderfahrung, daß man zwiſchen dem kunſtloſen und dem künſtleriſchen im Verſtehen keinen Unterſchied bemerkt vor dem Eintreten eines Mißverſtändniſſes.

2. Sie geht alſo von der Differenz der Sprache und der Combinationsweiſe aus, die aber freilich (14.) auf der Identität ruhen muß und nur das geringere iſt, welches der kunſtloſen Praxis entgeht.

17. Das zu Vermeidende iſt ein zwiefaches, das qualitative Mißverſtehen des Inhalts, und das Mißverſtehen des Tons oder das quantitative.

Zuſaz. Die Aufgabe läßt ſich auch negativ ſo beſtimmen, materielles (qualitatives) und formelles (quantitatives) Mißverſtändniß zu vermeiden.

1. Objectiv betrachtet, iſt das qualitative die Verwechſelung des Ortes eines Theiles der Rede in der Sprache mit dem

eines andern, wie z. E. Verwechſelung der Bedeutung eines Wortes mit der eines andern. Subjectiv iſt das qualitative Mißverſtändniß die Verwechſelung der Beziehungen eines Ausdrucks, ſo daß man demſelben eine andere Beziehung giebt, als der Redende ihm in ſeinem Kreiſe gegeben hat [1]).

2. Das quantitative Mißverſtehen bezieht ſich ſubjectiv auf die Entwicklungskraft eines Theils der Rede, den Werth (Nachdruck), den ihm der Redende beilegt, — analog objectiv, auf die Stelle, die ein Redetheil in der Gradation einnimmt, z. B. der Superlativ.

3. Aus dem quantitativen, welches gewöhnlich minder beachtet wird, entwickelt ſich immer das qualitative.

4. Alle Aufgaben ſind in dieſem negativen Ausdrucke enthalten. Allein ihrer Negativität wegen können wir aus ihnen die Regeln nicht entwickeln, ſondern müſſen von einem poſitiven ausgehen aber uns beſtändig an dieſem negativen orientiren.

5. Es iſt auch noch poſitiver und activer Mißverſtand zu unterſcheiden. Letzterer iſt das Einlegen, welches aber die Folge eigenes Befangenſeins iſt, in Beziehung worauf alſo nichts beſtimmtes geſchehen kann ſofern es nicht als Maximum erſcheint, wobei ganz falſche Vorausſetzungen zum Grunde liegen.

Das [2]) Mißverſtehen iſt entweder Folge der Übereilung oder der Befangenheit. Jene iſt ein einzelner Moment. Dieſe iſt ein Fehler, der tiefer ſteckt. Es iſt die einſeitige Vorliebe für das was dem einzelnen Ideenkreiſe nahe liegt und das Abſtoßen deſſen was außer demſelben liegt. So erklärt man hinein oder heraus was nicht im Schriftſteller liegt.

18. Die Kunſt kann ihre Regeln nur aus einer poſitiven Formel entwickeln und dieſe iſt das geſchichtliche

[1]) Hier iſt aus der Vorleſung der deutlichere Ausdruck des Gedankens gleich mit aufgenommen.

[2]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

und divinatoriſche (profetiſche) objective und ſubjective Nachconſtruiren der gegebenen Rede.

1. Objectiv geſchichtlich heißt einſehen wie ſich die Rede in der Geſammtheit der Sprache und das in ihr eingeſchloſſene Wiſſen als ein Erzeugniß der Sprache verhält. Objectiv divinatoriſch heißt ahnden wie die Rede ſelbſt ein Entwickelungspunkt für die Sprache werden wird. Ohne beides iſt qualitativer und quantitativer Mißverſtand nicht zu vermeiden.

2. Subjectiv geſchichtlich heißt wiſſen wie die Rede als Thatſache im Gemüth gegeben iſt. ſubjectiv divinatoriſch heißt ahnden wie die darin enthaltenen Gedanken noch weiter in dem Redenden und auf ihn fortwirken werden. Ohne beides eben ſo Mißverſtand unvermeidlich.

3. Die Aufgabe iſt auch ſo auszudrücken, die Rede zuerſt eben ſo gut und dann beſſer zu verſtehen als ihr Urheber. Denn weil wir keine unmittelbare Kenntniß deſſen haben, was in ihm iſt, ſo müſſen wir vieles zum Bewußtſein zu bringen ſuchen was ihm unbewußt bleiben kann außer ſofern er ſelbſt reflektirend ſein eigener Leſer wird. Auf der objectiven Seite hat er auch hier keine andern Data als wir.

4. Die Aufgabe iſt ſo geſtellt eine unendliche, weil es ein unendliches der Vergangenheit und Zukunft iſt, was wir in dem Moment der Rede ſehen wollen. Daher iſt auch dieſe Kunſt ebenfalls einer Begeiſterung fähig wie jede andere. In dem Maaße als eine Schrift dieſe Begeiſterung nicht erregt iſt ſie unbedeutend. — Wie weit man aber und auf welche Seite vorzüglich man mit der Annäherung gehen will, das muß jedenfalls praktiſch entſchieden werden, und gehört höchſtens in eine Specialhermeneutik, nicht in die allgemeine.

19. Vor der Anwendung der Kunſt muß hergehen, daß man ſich auf der objectiven und ſubjectiven Seite dem Urheber gleichſtellt.

1. Auf der objectiven Seite alſo durch Kenntniß der Sprache wie er ſie hatte, welches alſo noch beſtimmter iſt, als ſich den urſprünglichern Leſern gleichſtellen, welche ſelbſt ſich ihm erſt gleichſtellen müſſen. Auf der ſubjectiven in der Kenntniß ſeines inneren und äußeren Lebens.

2. Beides kann aber erſt vollkommen durch die Auslegung ſelbſt gewonnen werden. Denn nur aus den Schriften eines jeden kann man ſeinen Sprachſchaz kennen lernen und eben ſo ſeinen Charakter und ſeine Umſtände.

20. Der Sprachſchaz und die Geſchichte des Zeitalters eines Verfaſſers verhalten ſich wie das Ganze aus welchem ſeine Schriften als das Einzelne müſſen verſtanden werden und jenes wieder aus ihm.

1. Überall iſt das vollkommene Wiſſen in dieſem ſcheinbaren Kreiſe, daß jedes Beſondere nur aus dem Allgemeinen deſſen Theil es iſt verſtanden werden kann und umgekehrt. Und jedes Wiſſen iſt nur wiſſenſchaftlich wenn es ſo gebildet iſt.

2. In dem genannten liegt die Gleichſezung mit dem Verfaſſer, und es folgt alſo erſtlich, daß wir um ſo beſſer gerüſtet ſind zum Auslegen je vollkommener wir jenes inne haben, zweitens aber auch, daß kein auszulegendes auf einmal verſtanden werden kann, ſondern jedes Leſen ſezt uns erſt, indem es jene Vorkenntniſſe bereichert, zum beſſeren Verſtehen in Stand. Nur beim unbedeutenden begnügen wir uns mit dem auf einmal verſtandenen.

21. Wenn die Kenntniß des beſtimmten Sprachſchazes erſt während des Auslegens durch lexikaliſche Hülfe und durch einzelne Bemerkung zuſammengerafft werden ſoll, kann keine ſelbſtändige Auslegung entſtehen.

1. Nur die unmittelbare Überlieferung aus dem wirklichen Leben der Sprache giebt eine von der Auslegung mehr unabhängige Quelle für die Kenntniß des Sprachſchazes. Der-

gleichen haben wir bei der griechiſchen und lateiniſchen Sprache nur unvollkommen. Daher die erſten lexikaliſchen Arbeiten von ſolchen herrühren, welche die ganze Litteratur zum Behufe der Sprachkenntniß durchgearbeitet hatten. Deßhalb aber bedürfen dieſe Arbeiten auch beſtändiger Berichtigung durch die Auslegung ſelbſt, und jede kunſtmäßige Auslegung muß dazu ihrerſeits beitragen.

2. Unter beſtimmtem Sprachſchaz verſtehe ich Dialekt, Periode und Sprachgebiet einer beſonderen Gattung, letzteres ausgehend von dem Unterſchiede zwiſchen Poeſie und Proſa.

3. Der Anfänger muß die erſten Schritte an der Hand jener Hülfsmittel thun, aber ſelbſtthätige Interpretation kann nur auf verhältnißmäßiger ſelbſtthätiger Erwerbung jener Vorkenntniſſe ruhen. Denn alle Beſtimmungen über die Sprache in Wörterbüchern und Obſervationen gehn doch von beſonderer und oftmals unſicherer Auslegung aus.

4. In dem neuteſtam. Gebiet kann man beſonders ſagen, daß die Unſicherheit und Willkührlichkeit der Auslegung größtentheils auf dieſem Mangel beruht. Denn aus einzelnen Obſervationen laſſen ſich immer entgegengeſezte Analogien entwickeln. — Der Weg zum neuteſt. Sprachſchaze geht aber vom klaſſiſchen Alterthume aus durch die makedoniſche Gräcität, die jüdiſchen Profanſchriftſteller Joſephus und Philo, die deuterokanoniſchen Schriften und die LXX, als die ſtärkſte Annäherung zum hebräiſchen.

Was [1]) die gegenwärtige Art des akademiſchen Studiums der neuteſt. Exegeſe betrifft, ſo fehlt es dabei an einer genügenden Vorbereitung. Gewöhnlich kommt man unmittelbar von der klaſſiſchphilologiſchen Gymnaſialbildung zur kunſtmäßigen Auslegung des N. T. Das iſt eine ungünſtige Lage. Doch wollen wir deßhalb nicht in den Wunſch einſtimmen, daß zum Behuf der theologiſchen Bildung die jezige gelehrte Schulbildung geän-

[1]) Aus der Vorleſ. v. J. 1826.

dert und mit den künftigen Theologen auf Gymnaſien ſtatt der Klaſſiker die Kirchenväter geleſen werden möchten, weil Sprache und Ideenkreis der erſteren zu ungleich wären. Das würde ſchlechte Früchte bringen. Es wäre ſchlimm, wenn die Theologen bloß patriſtiſch gelehrt wären. Unſere allgemeine Bildung iſt ſchon zu ſehr durch das klaſſiſche Alterthum beſtimmt, ſo daß eine verderbliche Differenz zwiſchen der Bildung der Theologen und den Andern eintreten müßte. Man kann es mit der Sache des Chriſtenthums ſehr redlich meinen, ſehr chriſtlich geſinnt ſein ohne den Zuſammenhang mit dem heidniſchen Alterthume abbrechen zu wollen. Die Periode, in der die gebildetſten Kirchenväter ſchrieben, war doch die des Verfalls. Dieſe kann aber nicht aus ſich ſelbſt verſtanden werden, ſondern nur durch Vergleichung mit dem vorangegangenen Culminationspunkt der Litteratur. Kommt jemand mit rechter Liebe zu den chriſtlichen Denkmälern, um ſo mehr wird er ſie nun verſtehen aus der mitgebrachten Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums, und um ſo weniger wird er dann von dem nichtchriſtlichen Inhalt der Klaſſiker Nachtheil erfahren.

Der unvermeidliche Mangel aber an gehöriger Vorbereitung zum akademiſchen Studium der neuteſt. Exegeſe ließe ſich corrigiren durch voraufgehenden vollſtändigen Unterricht in der neuteſt. Grammatik, und bibliſchen Archäologie, Einleitung u. ſ. w. Allein das würde theils zu weit führen, theils immer ſchon wieder Exegeſe vorausſezen. So bleibt nichts übrig, als den akademiſchen Vortrag der Exegeſe genetiſch einzurichten, ſo daß unter Anleitung zum richtigen, ſelbſtſtändigen Gebrauch der vorhandenen Hülfsmittel, woraus die neuteſt. Sprache, die bibliſche Archäologie u. ſ. w. zu lernen iſt, in jedem gegebenen Falle die hermeneutiſchen Regeln in ihrer rechten Anwendung zum Bewußtſein gebracht werden; die rechte Sicherheit aber entſteht nur, wenn der Lernende mit dem Vortrage des Lehrers die eigene Übung verbindet. Aber dieſe muß nothwendig vom leichteren zum ſchwereren fortſchreiten mit verſtändiger Benuzung der dargebotenen Hülfsmittel.

22. Wenn die nöthigen Geſchichtskenntniſſe nur aus Prolegomenen genommen werden, ſo kann keine ſelbſtändige Auslegung entſtehen.

1. Solche Prolegomena ſind nebſt den kritiſchen Hülfen die Pflicht eines jeden Herausgebers, der eine Mittelsperſon ſein will. Sie können aber ſelbſt nur ruhen auf einer Kenntniß des ganzen einer Schrift angehörigen Litteraturkreiſes, und alles deſſen was in ſpäteren Gebieten über den Verfaſſer einer Schrift vorkommt. Alſo ſind ſie ſelbſt von der Auslegung abhängig. Sie werden zugleich für den berechnet, dem die urſpüngliche Erwerbung in keinem Verhältniß ſtände zu ſeinem Zwecke. Der genaue Ausleger muß aber allmählig alles aus den Quellen ſelbſt ſchöpfen, und eben darum kann ſein Geſchäft nur vom leichteren zuu ſchwereren in dieſer Hinſicht fortſchreiten. Am ſchädlichſten aber wird die Abhängigkeit wenn man in die Prolegomenen ſolche Notizen hineinbringt die nur aus dem auszulegenden Werke ſelbſt können geſchöpft werden.

2. In Bezug auf das N. Teſtam. hat man aus dieſen Vorkenntniſſen eine eigene Disciplin gemacht, die Einleitung. Dieſe iſt kein eigentlicher organiſcher Beſtandtheil der theologiſchen Wiſſenſchaft, aber praktiſch iſt es zweckmäßig, theils für den Anfänger, theils für den Meiſter, weil es nun leichter iſt alle hieher gehörigen Unterſuchungen auf einen Punkt zuſammenzubringen. Aber der Ausleger muß immer auch wieder beitragen, um dieſe Maſſe von Reſultaten zu vermehren und zu berichtigen.

Zuſaz. Aus der verſchiedenen Art dieſe Vorkenntniſſe fragmentariſch anzulegen und zu benuzen bilden ſich verſchiedene aber auch einſeitige Schulen der Interpretation, die leicht als Manier tadelhaft werden.

23. Auch innerhalb einer einzelnen Schrift kann das Einzelne nur aus dem Ganzen verſtanden werden, und es

muß deßhalb eine curſoriſche Leſung um einen Überblick des Ganzen zu erhalten der genaueren Auslegung vorangehen.

1. Dieß ſcheint ein Cirkel, allein zu dieſem vorläufigen Verſtehen reicht diejenige Kenntniß des Einzelnen hin, welche aus der allgemeinen Kenntniß der Sprache hervorgeht.

2. Inhaltsverzeichniſſe, die der Autor ſelbſt giebt, ſind zu trocken um den Zweck auch auf der Seite der techniſchen Interpretation zu erreichen, und bei Überſichten wie Herausgeber ſie auch den Prolegomenen beizufügen pflegen kommt man in die Gewalt ihrer Interpretation.

3. Die Abſicht iſt die leitenden Ideen zu finden nach welchen die andern müſſen abgemeſſen werden, und eben ſo auf der techniſchen Seite den Hauptgang zu finden, woraus das Einzelne leichter gefunden werden kann. Unentbehrlich ſowol auf der techniſchen als grammatiſchen Seite, welches aus den verſchiedenen Arten des Mißverſtandes leicht iſt nachzuweiſen.

4. Beim unbedeutenden kann man es eher unterlaſſen und beim ſchwierigen ſcheint es weniger zu helfen, iſt aber deſto unentbehrlicher. Dieſes wenig helfen der allgemeinen Überſicht iſt ſogar ein charakteriſtiſches Merkmal ſchwerer Schriftſteller.

Zuſaz. Allgemeine methodologiſche Regel: a) Anfang mit allgemeiner Überſicht; b) Gleichzeitiges Begriffenſein in beiden Richtungen, der grammatiſchen und pſychologiſchen; c) Nur, wenn beide genau zuſammentreffen in einer einzelnen Stelle, kann man weiter gehen; d) Nothwendigkeit des Zurückgehens, wenn ſie nicht zuſammenſtimmen, bis man den Fehler im Calcul gefunden hat.

Soll nun das Auslegen im Einzelnen angehn, ſo müſſen zwar in der Ausübung beide Seiten der Interpretation immer zuſammen verbunden werden aber in der Theorie müſſen wir trennen, und von jeder beſonders handeln, bei jeder aber darnach trachten es ſo weit zu bringen, daß uns die andere ent-

behrlich werde, oder vielmehr daß ihr Reſultat in der erſten mit erſcheine. Die grammatiſche Interpretation geht voran.

Den Vortrag vom Jahre 1832. über §. 14-23. faßt Schleiermacher ſelbſt in der Kürze ſo zuſammen:

Vor dem Anfange des hermeneutiſchen Verfahrens muß man wiſſen, in welchem Verhältniß man beide Seiten anzuwenden hat (ſ. §. 12.) Dann muß man zwiſchen ſich und dem Autor daſſelbe Verhältniß herſtellen wie zwiſchen ihm und ſeiner urſprünglichen Addreſſe. Alſo Kenntniß des ganzen Lebenskreiſes und des Verhältniſſes beider Theile dazu. Iſt dieß nicht vollſtändig geſchehen, ſo entſtehen Schwierigkeiten die wir vermeiden wollen. Commentare ſagen dieſes voraus und wollen ſie löſen. Wer ſie gebraucht ergiebt ſich einer Auctorität und erhält ſich das ſelbſtändige Verſtehen nur wenn er dieſe Auctorität wieder ſeinem eigenen Urtheile unterwirft. — Iſt die Rede an mich unmittelbar gerichtet, ſo muß auch vorausgeſetzt werden, daß der Redende mich ſo denkt, wie ich mir bewußt bin zu ſein. Da aber ſchon das gemeine Geſpräch oft zeigt, daß ſich dieß nicht ſo verhält, ſo müſſen wir ſkeptiſch verfahren. Der Kanon iſt: Die Beſtätigung des Verſtändniſſes, welches ſich am Anfange ergiebt, iſt vom folgenden zu erwarten. Daraus folgt, daß man den Anfang nicht eher verſteht als am Ende, alſo auch, daß man den Anfang noch haben muß am Ende, und dieß heißt bei jedem über das gewöhnliche Maaß des Gedächtniſſes hinausgehenden Complexus, daß die Rede muß Schrift werden [1]).

Der Kanon gewinnt nun dieſe Geſtalt: Um das erſte genau zu verſtehen muß man ſchon das Ganze aufgenommen haben. Natürlich nicht in ſofern es der Geſammtheit der Einzelheiten gleich iſt, ſondern als Skelett, Grundriß, wie man es faſſen

[1]) In der Vorleſung wird dieß dadurch deutlicher, daß man ſieht, wie die hermeneutiſche Aufgabe von der mündlichen Rede, dem Geſpräch, — als dem urſprünglichen Orte des Verſtehens — zum Verſtehen der Schrift hinübergeführt wird.

kann mit Übergehung des Einzelnen. Dieſen nemlichen Kanon erhalten wir, wenn wir von der Faſſung ausgehen den Proceß des Autors nachzubilden. Denn bei jedem größeren Complexus hat dieſer auch das Ganze eher geſehn, als er zum Einzelnen fortgeſchritten [1]).

Um nun in möglichſt ununterbrochenen Gang zu kommen, müſſen wir das was dadurch vermieden werden ſoll näher betrachten, nemlich das Mißverſtehen. Ein Saz kann quantitativ mißverſtanden werden, wenn das Ganze nicht näher (richtig) aufgefaßt iſt, z. B. wenn ich für Hauptgedanken nehme, was nur Nebengedanke iſt, — qualitativ, wenn z. E. Ironie für Ernſt genommen wird und umgekehrt. Saz als Einheit iſt auch das kleinſte für das Verſtehen und Mißverſtehen. Mißverſtand iſt Verwechſelung des einen Ortes in dem Sprachwerth eines Wortes oder einer Form mit dem andern. Der Gegenſaz zwiſchen qualitativem und quantitativem geht genau genommen durch alles in der Sprache durch, auch der Begriff Gott iſt demſelben unterworfen (man vergleiche den polytheiſtiſchen und den chriſtlichen), die formellen wie die materiellen Sprachelemente.

Die Geneſis des Mißverſtandes iſt zwiefach, durch (bewußtes) Nichtverſtehen oder unmittelbar. An dem erſten iſt eine Schuld des Verfaſſers eher möglich, (Abweichung vom gewöhnlichen Sprachgebrauch oder Gebrauch ohne Analogie) das andere iſt wahrſcheinlich immer eigene Schuld des Auslegers (§. 17.).

Wir können die ganze Aufgabe auch auf dieſe negative Weiſe ausdrücken: — auf jedem Punkt das Mißverſtehen zu vermeiden. Denn beim bloßen Nichtverſtehen kann niemand ſtehn bleiben,

[1]) In der Vorleſung wird dieſer Kanon in ſeiner Anwendung näher ſo beſtimmt, daß das vorgängige Verſtehen des Ganzen um ſo nothwendiger iſt, je mehr der gegebene Complexus von Gedanken einen ſelbſtändigen Zuſammenhang hat.

Der Kanon des vollkommenen Verſtehens wird dann ſo gefaßt: Vollkommenes Verſtehen giebt es nur durch das Ganze, dieſes aber iſt vermittelt durch das vollkommene Verſtändniß des Einzelnen.

alſo muß das völlige Verſtehen herauskommen, wenn jene Aufgabe richtig gelöſ't iſt.

Soll nun nachdem die Aufgabe gefaßt und die Vorbedingungen erfüllt ſind, das Geſchäft beginnen, ſo iſt zwiſchen beiden Seiten der Interpretation eine Priorität zu beſtimmen. Dieſe fällt auf die grammatiſche Seite theils weil dieſe am meiſten bearbeitet iſt, theils weil man dabei am leichteſten auf eine vorhandene Vorübung rechnen kann.

Erſter Theil.

Die grammatiſche Auslegung.

1. Erſter Kanon: Alles was noch einer näheren Beſtimmung bedarf in einer gegebenen Rede, darf nur aus dem dem Verfaſſer und ſeinem urſprünglichen Publikum gemeinſamen Sprachgebiet beſtimmt werden.

1. Alles bedarf näherer Beſtimmung und erhält ſie erſt im Zuſammenhange. Jeder Theil der Rede, materieller ſowol als formeller, iſt an ſich unbeſtimmt. Bei einem jeden Worte iſolirt denken wir uns nur einen gewiſſen Cyclus von Gebrauchsweiſen. Eben ſo bei jeder Sprachform.

2. Einige nennen das was man ſich bei dem Worte an und für ſich denkt die Bedeutung, das aber was man ſich dabei denkt in einem gegebenen Zuſammenhang den Sinn. Andere ſagen, ein Wort hat nur eine Bedeutung keinen Sinn, ein Saz an und für ſich hat einen Sinn aber noch keinen Verſtand, ſondern den hat nur eine völlig geſchloſſene Rede. Nun könnte man freilich ſagen auch dieſe würde noch vollſtändiger verſtanden im Zuſammenhange mit ihrer angehörigen Welt; allein das geht aus dem Gebiete der Interpretation heraus. — Die leztere Terminologie iſt inſofern freilich vorzuziehen als ein Saz eine untheilbare Einheit iſt und als ſolche iſt auch der Sinn eine Einheit, das Wechſelbeſtimmtſein von Subject und Prädicat durch einander. Aber recht ſprachgemäß iſt auch

dieſe nicht, denn Sinn im Vergleich mit Verſtand iſt ganz daſſelbe wie Bedeutung. Das wahre iſt daß das Übergehen vom unbeſtimmteren in das beſtimmte bei jedem Auslegungsgeſchäft eine unendliche Aufgabe iſt. — Wo ein einzelner Saz ein abgeſchloſſenes Ganze für ſich allein ausmacht, da ſcheint der Unterſchied zwiſchen Sinn und Verſtand zu verſchwinden, wie bei Epigramm und Gnome. Dieſe ſoll aber erſt beſtimmt werden durch die Aſſociation des Leſers, jeder ſoll ſie machen zu was er kann. Jenes iſt beſtimmt durch die Beziehung auf eine einzelne Sache.

Zerlegt man eine Rede in ihre einzelnen Theile, ſo iſt jeder etwas unbeſtimmtes. Alſo jeder einzelne Saz aus allem Zuſammenhang geriſſen muß ein unbeſtimmtes ſein. — Aber es giebt Fälle, wo bloß einzelne Säze gegeben ſind ohne Zuſammenhang, z. B. ein Sprüchwort (eine Gnome) hat ſein Weſen eben darin, daß es ein einzelner Saz iſt. Eben ſo abgeſchloſſen iſt das Epigramm. Nach jenem Kanon wäre dieß alſo eine unverſtändliche, ſchlechte Gattung. Das Epigramm iſt ein ſchlechthin Einzelnes, als Überſchrift; die Gnome aber ein Allgemeines, obgleich ſehr oft in der einzelnen Form des Beiſpiels ausgeſprochen. Das Epigramm verlangt eine Geſchichte, in deren Zuſammenhang es entſtanden und woraus es auch erſt verſtändlich iſt. Iſt die Kenntniß der Begebenheiten und Perſonen, woraus es hervorgegangen iſt, verloren gegangen, ſo iſt das Epigramm ein Räthſel, d. h. es iſt nicht mehr aus ſeinem Zuſammenhang zu löſen. Die Gnomen ſind Säze von häufigem und verſchiedenem Gebrauch. Der Kreis ihrer Anwendung und Wirkſamkeit iſt unbeſtimmt. Erſt in einem beſtimmten Falle gebraucht wird der Gnomenſaz beſtimmt. Er entſteht in beſtimmtem Zuſammenhang, aber auf den großen Kreis ſeiner Anwendung bezogen wird er unbeſtimmt. So ſind alſo Gnomen und Epigramme keine Widerlegung unſeres allgemeinen Kanons.

3. Das Gebiet des Verfaſſers ſelbſt iſt das ſeiner Zeit, ſeiner Bildung und das ſeines Geſchäfts — auch ſeiner Mund-

art, wo und ſofern dieſe Differenz in der gebildeten Rede vorkommt. Aber es wird nicht in jeder Rede ganz ſein, ſondern nur nach Maaßgabe der Leſer. Wie erfahren wir aber was für Leſer ſich der Verfaſſer gedacht? Nur durch den allgemeinen Überblick über die ganze Schrift. Aber dieſe Beſtimmung des gemeinſamen Gebietes iſt nur Anfang und ſie muß während der Auslegung fortgeſetzt werden und iſt erſt mit ihr zugleich vollendet.

4. Es kommen von dieſem Kanon mancherlei ſcheinbare Ausnahmen vor: a) Archaismen liegen außer dem unmittelbaren Sprachgebiet des Verfaſſers, alſo eben ſo ſeiner Leſer. Sie kommen vor um die Vergangenheit mit zu vergegenwärtigen, im Schreiben mehr als im Reden, in der Poeſie mehr als in der Proſa. b) Techniſche Ausdrücke ſelbſt in den populärſten Gattungen, wie z. B. in gerichtlichen und berathenden Reden, letzteres auch wenn nicht alle Zuhörer es verſtehen. Dieß führt auf die Bemerkung, daß ein Verfaſſer auch nicht immer ſein ganzes Publikum im Auge hat, ſondern auch dieſes ſchwankt. Daher auch eben dieſe Regel eine Kunſtregel iſt deren glückliche Anwendung auf einem richtigen Gefühle beruht.

Wir wollen den Saz, keine Regel ohne Ausnahme nicht lieben, denn dann iſt die Regel meiſt zu eng oder zu weit oder zu unbeſtimmt gefaßt. Aber doch finden wir, daß ſich Schriftſteller oft Ausdrücke bedienen, welche dem Sprachgebiete ihrer Leſer nicht angehören. Dieß kommt aber daher, daß dieſe Gemeinſchaftlichkeit etwas unbeſtimmtes iſt von engeren und weiteren Grenzen. Es giebt z. E. Archaismen. Wenn der Schriftſteller zu ſolchen Ausdrücken einen beſtimmten Grund hat und der veraltete Ausdruck aus dem Zuſammenhang klar werden muß, begeht der Schriftſteller keinen Fehler. Es giebt ferner techniſche Ausdrücke. Auf dem ſpeciellen Gebiete unvermeidlich; der Leſer muß ſich mit ihnen bekannt machen. Werden aber techniſche Ausdrücke auf einem anderen Gebiet gebraucht, ohne beſondere ſtarke Motive, ſo wird

der Schriftſteller nicht ganz verſtanden. Deßhalb kann Fr. Richter wegen der häufigen Ausdrücke aus ſpeciellen Gebieten nicht auf Klaſſicität Anſpruch machen. Zur Veränderlichkeit der Sprache in der Zeit gehört die Aufnahme neuer Ausdrücke. Dieſe entſtehen im fortſchreitenden Zuſammenhange des Denkens und Ausſprechens. So lange die Sprache lebt werden neue Ausdrücke gemacht. Dieß hat aber ſeine Schranken. Neue Stammwörter können nicht aufgebracht werden; nur in Ableitungen und Zuſammenſetzungen ſind neue Wörter denkbar. Die Nothwendigkeit derſelben entſteht ſobald ein neues Gedankengebiet gewonnen wird. Wollte ich in dieſem Falle nicht Neues in der eigenen Sprache bilden, ſo müßte ich mich in einer fremden Sprache, in der jenes Gebiet ſchon behandelt iſt, ausdrücken. Sobald uns entgeht, daß der Verfaſſer etwas neues ſprachliches gebildet hat, ſo verſtehen wir ihn nicht vollkommen in Beziehung auf die Sprache; es kommt etwas nicht in unſer Bewußtſein, was in dem Bewußtſein des Verfaſſers war. Daſſelbe gilt von ganzen Phraſen. Und es muß deßhalb wohl bei allen Werken in Acht genommen werden, welche die erſten ihrer Gattung waren. Jede Schrift, welche in die Anfänge eines neuen Gedankengebietes fällt hat die Präſumtion für ſich, daß ſie neue Ausdrücke enthalte. Es iſt nicht zu verlangen, daß das Neue eines Schriftſtellers in der Schrift immer gleich ſichtbar iſt; es kann gerade das für uns verloren gegangen ſein, worin das Neue zuerſt bemerkbar hervortrat. So bei Plato von dem man weiß, daß er neue Ausdrücke producirte zum Behuf neuer philoſophiſcher Ideen. Ein großer Theil ſeiner Sprachproduktionen ging nachher in alle Schulen über. So erſcheint uns vieles bekannt, was vielleicht er zuerſt in die Sprache gebracht hat. Bei Plato beruht die Schriftſprache auf dem mündlichen Geſpräch, wo die Kunſtausdrücke zuerſt vorgekommen ſein können, was uns nun entgeht, da Plato in ſeinen Schriften vorausſetzen konnte, das Neue, was er gebraucht, ſei ſeinen Leſern aus ſeinem Geſpräch nicht unbekannt. So entſteht in Betreff des Neuen Schwierigkeit und Unſicherheit in der Auslegung. —

Oft iſt Schuld am Mißverſtande, wenn ſchon vorhandenen Ausdrücken eine beſondere Bedeutung beigelegt wird. Da fällt die Schuld meiſt auf den Verfaſſer, den wir dunkel nennen, wenn er gangbaren Bezeichnungen einen eigenthümlichen Werth beilegt, ohne daß dieſer beſtimmt aus dem Zuſammenhang entwickelt werden kann [1]). — Die neugebildeten Wörter ſind aber eben ſo wenig als die techniſchen Ausnahmen, da ſie aus dem gemeinſamen Sprachgebiete genommen und verſtanden werden müſſen. In Beziehung aber auf die Archaismen und Neologismen in der Sprache gilt, daß man ſich mit der Geſchichte der Sprache in ihren verſchiedenen Perioden bekannt macht. Bei Homer und den Tragikern z. B. muß gefragt werden, ob die Verſchiedenheit ihrer Sprache in der Gattung oder Sprache ſelbſt oder in beiden liegt. Homers Sprache trat in den Alexandrinern wieder hervor. Da kann man fragen, hat das Epos ſo lange geruht und trat dann wieder hervor, oder ſind die Werke der Alexandriner nur Nachahmungen Homers? Je nachdem dieſe Frage verſchieden beantwortet würde, müßte ein verſchiedenes hermeneutiſches Verfahren entſtehen. — Ein richtiger Totalblick muß immer zum Grunde liegen, wenn das Einzelne ſoll richtig verſtanden werden.

5. In dem Ausdruck, daß wir uns des Sprachgebiets müſſen im Gegenſaz gegen die übrigen organiſchen Theile der Rede bewußt werden, liegt auch jenes, daß wir den Verfaſſer beſſer verſtehen als er ſelbſt, denn in ihm iſt vieles dieſer Art unbewußt was in uns ein bewußtes werden muß, theils ſchon im Allgemeinen bei der erſten Überſicht theils im Einzelnen ſobald Schwierigkeiten entſtehen.

---

[1]) Gelegentlich bemerkt hier Schleiermacher: Betrachten wir das gewohnte Verfahren dieſes Neubildens, ſo haben wir Urſache die Ausleger unſerer Litteratur zu bedauern, denn die Willkühr dabei iſt ſo groß, daß weder die logiſchen noch muſikaliſchen Geſetze beobachtet werden. So entſtehen Sprachverderbniſſe, welche die Sprache verwirren und die Auslegung zweifelhaft machen. Wir können dagegen nichts weiter thun, als daß ſchlechte neue Sprachbildungen nicht aufgenommen und verbreitet werden.

6. Das Auslegen kann nach der allgemeinen Überſicht oft lange ruhig fortgehn ohne eigentlich kunſtlos zu ſein, weil doch alles an das allgemeine Bild gehalten wird. Sobald aber eine Schwierigkeit im Einzelnen entſteht, entſteht auch der Zweifel, ob die Schuld am Verfaſſer liegt oder an uns. Das erſte darf man nur nach dem Maaß vorausſezen als er ſich ſchon in der Überſicht ſorglos und ungenau oder auch talentlos und verworren gezeigt hat. Bei uns kann ſie doppelte Urſach haben entweder ein früheres unbemerkt gebliebenes Mißverſtändniß oder eine unzureichende Sprachkunde, ſo daß uns die rechte Gebrauchsweiſe des Wortes nicht einfällt. Von dem erſten wird erſt ſpäterhin die Rede ſein können wegen des Zuſammenhangs mit der Lehre von den Parallelſtellen. Hier alſo zunächſt von dem andern.

7. Die Wörterbücher welche die natürlichen Ergänzungsmittel ſind ſehen die verſchiedenen Gebrauchsweiſen als Aggregat eines mannigfaltigen loſe verbundenen an. Auch das Beſtreben die Bedeutung auf urſprüngliche Einheit zurückzuführen iſt nicht durchgeführt weil ſonſt ein Wörterbuch real nach dem Syſtem der Begriffe müßte geordnet ſein, welches unmöglich iſt. Die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen iſt dann in eine Reihe von Gegenſäzen zu zerlegen. Die erſte iſt die der *eigentlichen* und *uneigentlichen*. Dieſer Gegenſaz verſchwindet aber bei näherer Betrachtung. In Gleichniſſen ſind zwei parallele Gedankenreihen. Das Wort ſteht in der ſeinigen und es ſoll damit nur gerechnet werden. Alſo behält es ſeine Bedeutung. In Metaphern iſt dieß nur angedeutet und oft nur Ein Merkmal des Begriffs herausgenommen, z. E. coma arborum, das Laub, aber coma bleibt Haar. König der Thiere = Löwe. Der Löwe regiert nicht, aber König heißt deswegen nicht ein nach dem Recht des Stärkeren zerreißender. Solch ein einzelner Gebrauch giebt keine Bedeutung und habituell kann nur die ganze Phraſis werden. Man führt dieſen Gegenſaz zulezt darauf zurück, daß alle geiſtigen Bedeutungen nicht

urſprünglich wären, alſo bildlicher Gebrauch ſinnlicher Wörter. Dieß iſt aber eine Unterſuchung welche jenſeits des hermeneutiſchen Gebiets liegt. Denn wenn θεὸς von θέω (Plato Cratyl. 397.) oder θεὶς (Herodt. 2, 52.) abgeleitet wird, ſo gehört dieß zur Urgeſchichte der Sprache mit der die Auslegung nichts zu thun hat. Es kommt darauf an ob die geiſtigen Vorſtellungen überhaupt einer zweiten Entwicklung angehören, die erſt nach Abſchließung der Sprache kann ſtattgefunden haben, und das wird wohl niemand wahrſcheinlich machen können. Unleugbar giebt es geiſtige Wörter welche zugleich leibliches andeuten, aber hier waltet auch der Parallelismus, weil beide, wie ſie für uns da ſind, in der Idee des Lebens Eins ſind. Eben dieß gilt für den Gebrauch derſelben Wörter im Gebiet des Raumes und dem der Zeit. Beide ſind weſentlich Eins, weil wir nur Raum durch Zeit beſtimmen können und umgekehrt. Geſtalt und Bewegung laſſen ſich auf einander reduciren und kriechende Pflanze iſt daher kein bildlicher Ausdruck. Nicht beſſer iſt es mit dem Gegenſaz zwiſchen urſprünglicher und abgeleiteter Bedeutung. Hostis Fremder, hernach Feind. Anfänglich waren alle Fremde Feinde. Hernach ſah man die Möglichkeit mit Ausländern Freund zu ſein, und der Inſtinkt entſchied dafür daß man bei dem Worte mehr an die Geſinnungstrennung dachte, als an die Raumtrennung und ſo konnten zulezt auch einheimiſche Feinde hostes heißen, vielleicht aber doch nur weil ſie verbannt zugleich waren. Gegenſaz zwiſchen allgemeiner Bedeutung und beſonderer, jene im vermiſchten Verkehr, dieſe in einem beſtimmten Gebiet. Oft weſentlich daſſelbe oft elliptiſch, wie Fuß für Fußlänge und Fuß in der Metrik für Schritt oder Fußvorwärts. Oft auch weil jede Kunſt ein niederes Gebiet durch Mißverſtändniß der ungebildeten Maſſe. Oft auch ſind es entſtellte und bis zum Schein des einheimiſchen umgebildete fremde Wörter. So wird es mit allen andern Gegenſäzen auch gehen.

8. Die urſprüngliche Aufgabe auch für die Wörterbücher, die

aber rein für den Ausleger da ſind, iſt die die wahre vollkommene Einheit des Wortes zu finden. Das einzelne Vorkommen des Wortes an einer gegebenen Stelle gehört freilich der unendlich unbeſtimmten Mannigfaltigkeit und zu dieſer giebt es zu jener Einheit keinen andern Übergang als eine beſtimmte Vielheit unter welcher ſie befaßt iſt, und eine ſolche wieder muß nothwendig in Gegenſäze aufgehn. Allein im einzelnen Vorkommen iſt das Wort nicht iſolirt; es geht in ſeiner Beſtimmtheit nicht aus ſich ſelbſt hervor, ſondern aus ſeinen Umgebungen, und wir dürfen nur die urſprüngliche Einheit des Wortes mit dieſen zuſammenbringen um jedesmal das rechte zu finden. Die vollkommene Einheit des Wortes aber wäre ſeine Erklärung und die iſt eben ſo wenig als die vollkommene Erklärung der Gegenſtände vorhanden. In den todten Sprachen nicht, weil wir ihre ganze Entwicklung noch nicht durchſchaut haben, in den lebenden nicht, weil ſie wirklich noch fortgeht.

9. Wenn bei vorhandener Einheit eine Mannigfaltigkeit der Gebrauchsweiſe möglich ſein ſoll, ſo muß ſchon in der Einheit eine Mannigfaltigkeit ſein, mehrere Hauptpunkte auf eine in gewiſſen Gränzen verſchiebbare Weiſe verbunden. Dieß muß der Sprachſinn aufſuchen, wo wir unſicher werden, bedienen wir uns des Wörterbuches als Hülfsmittel um uns am gemeinſamen Schaz der Sprachkenntniß zu orientiren. Die verſchiedenen dort vorkommenden Fälle ſollen nur ein verſtändiger Auszug ſein, man muß ſich die Punkte durch Übergänge verbinden um gleichſam die ganze Kurve vor ſich zu haben und den geſuchten Ort beſtimmen zu können.

Iſt das Verſtändniß eines Sazes aus ſeiner Umgebung gehemmt, ſo müſſen wir uns nach den allgemeinen und beſonderen Hülfsmitteln umſehen. Jene ſind Lexika und deren Ergänzung die Syntax, dieſe Commentarien über die vorliegende Schrift oder ganze Gattungen derſelben. Der Gebrauch des Wörterbuches tritt ein, wenn es zum richtigen Verſtehen an einer vollſtändigen Einſicht des Sprachwerthes fehlt. Bei dem richtigen Ge-

brauch deſſelben kommt es darauf an, daß die Behandlung der Sprachelemente die richtige, ja ob ſie die meinige ſei. Iſt ſie die meinige nicht, ſo muß ich mich in die des Lexikons hineindenken, weil ich ſonſt ſein Urtheil über den einzelnen Fall nicht abſchäzen kann. Dieß führt auf die Theorie der Wörterbücher. Ein Wörterbuch ſoll den ganzen Sprachſchaz, die einzelnen Elemente deſſelben und deren Werth zur Darſtellung bringen. Es giebt nun zwei verſchiedene Arten der Abfaſſung eines Wörterbuches, die alphabetiſche und die etymologiſche. Bei der etymologiſchen Art liegt die Idee zum Grunde, die einzelnen Elemente nicht in ihrer Einzelheit, ſondern in Gruppen zu ſammeln in Beziehung auf die Sprachgeſeze der Ableitung. Sonſt könnte man ſie auch nach den Begriffen claſſificiren, wie Pollux wollte. Die etymologiſche Art giebt aber offenbar ein deutlicheres Bild der Sprache, da ſie die Ausdrücke auf *einen* Punkt zurückführt. Die alphabetiſche hat einen ganz äußerlichen Beſtimmungsgrund, die Bequemlichkeit der Gebrauchenden. Der wiſſenſchaftliche Gebrauch beider Arten iſt der, daß man in dem alphabetiſchen Lexikon das Wort und die Andeutung ſeines Stammes ſucht, dieſen aber nachher im etymologiſchen aufſucht, wo die ganze Sippſchaft angegeben iſt. — Die Aufgabe des Lexikographen iſt die Einheit der Bedeutungen eines Wortes in ſeinem mannigfaltigen Vorkommen aufzufinden und gruppenweiſe Ähnliches und Unähnliches zuſammenzuſtellen. Bei dieſen Gruppirungen muß das Verfahren der *Entgegenſezung* mit dem des *Übergehns in einander* verbunden werden, wie bei jeder richtigen Naturproduktanſchauung. Die *Entgegenſezung* der Bedeutungen gehört mehr der ſprachlichen, das *Nachweiſen* der *Übergänge* mehr der hermeneutiſchen Aufgabe an. Die gewöhnlichſte Entgegenſezung iſt die der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung. Für die Aufgabe des Auffindens der Einheit muß man bei dieſem Gegenſaze bei der eigentlichen Bedeutung ſtehen bleiben. Denn die uneigentliche entſteht außerhalb des Kreiſes der Elemente des Wortes. Aber wie kam man dazu, eine Anwendung von einem Worte außer ſeinem

Kreiſe zu machen? Der Gegenſaz ſcheint keine Realität zu haben und die Einheit des Wortes aufzuheben. Die Einheit iſt aber nicht als abſolut zu betrachten, ſondern als Zuſammenfaſſung verſchiedener Elemente, und der Gebrauch richtet ſich je nach dem verſchiedenen Hereintreten derſelben. Das ganze Verhältniß der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutungen beruhet auf dem der Analogie und der Paralleliſirung der Dinge. Verkenne ich bei der Auslegung das Bildliche, Emphatiſche einer Bezeichnung, ſo entſteht ein quantitatives Mißverſtändniß. Nun hat freilich die lexikaliſche Zuſammenſtellung der verſchiedenen Gebrauchsweiſen ihre Bequemlichkeit. Aber zum Verſtändniß einer Schrift gelangt man nicht, ohne zur Einheit gelangt zu ſeyn, denn dieſe hat immer den Schriftſteller beherrſcht, wenn er ſich auch keine Rechenſchaft davon zu geben vermochte. Iſt aber die Einheit eine zuſammengeſezte, ſo findet man ſie auch nur, wenn man alle Gebrauchsweiſen zuſammenfaßt. Das Verfahren der Entgegenſezung iſt für die hermeneutiſche Aufgabe nur ein Zwiſchenverſtehen, aber als ſolches dient es dazu, die urſprüngliche Combination zu erkennen, von der die andern Gebrauchsweiſen als Modificationen anzuſehen ſind. — In der Entgegenſezung des urſprünglichen und abgeleiteten in den Bedeutungen kann wahres und falſches ſein. Im ſtrengen Sinn iſt in der Sprache die einfache Wurzel das urſprüngliche und die Beugungen ſind abgeleitet. Dieß liegt aber in den Sprachelementen. In den Bedeutungen eines und deſſelben Wortes iſt die Einheit im urſprünglichen zu ſuchen, die abgeleiteten ſind nur weitere Gebrauchsweiſen. Dieß iſt wahr, aber kein Gegenſaz. Unwahr aber iſt das Verfahren der Entgegenſezung, wenn alle Bedeutungen urſprüngliche ſein ſollen, welche zuerſt in der Sprache gefunden werden, die auf den geſchichtlichen Anfang führen, ſo daß das Wort eine Geſchichte erhält. Das aber iſt nur richtig, wenn wir überall in den verſchiedenen Vorkommenheiten der Worte die urſprünglichen, älteſten von den ſpäter abgeleiteten ſondern könnten. Nun iſt aber auch ein Kanon aufgeſtellt, der für die Hermeneutik wichtig iſt, daß man nemlich die

ſinnlichen und geiſtigen Bedeutungen entgegenſezt und jene die urſprünglichen, dieſe die abgeleiteten nennt. Allein dieſer Kanon iſt ſo geſtellt unrichtig und würde zu gänzlichem Mißverſtehen hinführen, ſofern die Rede ein Produkt des menſchlichen Denkvermögens iſt. S. oben S. 47. Kein Wort, das in der Sprache gewachſen iſt, hat ſolche Entgegenſezungen, ſondern jedes iſt gleich eine Combination einer Mannigfaltigkeit von Beziehungen und Übergängen. Es giebt in der lebendigen Rede und Schrift kein Wort, von dem man ſagen könnte, es könne als eine reine Einheit dargeſtellt werden. Nur willkührlich gemachte Ausdrücke, die in der Sprache nicht gewachſen ſind, haben keine verſchiedene Gebrauchsweiſe. So die techniſchen. Die lebendige, natürlich wachſende Sprache geht von Wahrnehmungen aus und fixirt ſie. Darin liegt der Stoff zur Verſchiedenheit der Gebrauchsweiſen, weil in der Wahrnehmung immer mehrere Beziehungen ſind. Wenn man nun ſagen wollte, es gebe keine urſprüngliche Bezeichnung des geiſtigen, dieſe ſei immer abgeleitet, ſo wäre dieß eine materialiſtiſche Anſicht von der Sprache. Verſteht man unter ſinnlichem, was durch die äußere Wahrnehmung entſteht und unter geiſtigem, was durch die innere, ſo iſt dieß einſeitig, denn alle urſprüngliche Wahrnehmung iſt eine innere. Aber wohl iſt nichts abſtraktes urſprünglich in der Sprache, ſondern das concrete.

Wenn ein einzelner Ausdruck in einem Saze durch die unmittelbare Verbindung, worin er erſcheint, nicht klar iſt, ſo kann dieß ſeinen Grund darin haben, daß der Ausdruck dem Hörer oder Leſer nicht in der Totalität ſeines Sprachwerthes bekannt iſt. Dann tritt als ergänzendes Verfahren der Gebrauch der Hülfsmittel ein, welche das Lexikon darbietet. Man muß ſich der Einheit des Sprachwerthes bemächtigen um die Mannigfaltigkeit der Gebrauchsweiſen zu bekommen. Dieß kann nun nie vollkommen gelingen, wenn man den Gebrauch durch Gegenſäze fixirt. Daher müſſen die Gegenſäze, die das Lexikon macht, aufgehoben und das Wort in ſeiner Einheit als ein nach verſchiedenen Seiten hin Wandelbares angeſehen werden.

Es entſteht die Frage, in wiefern in der Geſchichte der Sprache ein weſentliches Moment für die Hermeneutik liegt?

Sagen wir, wir haben große Zeiträume vor uns, in denen eine Sprache gelebt hat und können von jedem Punkte aus rückwärts gehen, nur nicht bis zu den Anfängen, — denn die ſind uns nirgends in der Zeit gegeben, — und vergleichen wir die Gebrauchsweiſen eines Wortes bei den früheſten und ſpäteſten, — haben jene nun mit lebendigem Bewußtſein das Wort gebrauchend alle Bedeutungen, die wir im ſpäteren Gebrauch finden, mit gedacht? Dieß möchte wohl niemand weder bejahen noch beweiſen können. Sondern in einer Sprache, die viele Generationen dominirt, müſſen nothwendig Kenntniſſe erwachſen, die den früheſten gar nicht im Bewußtſein ſein konnten. Dieſe wirken unvermeidlich auf die Sprache. Da aber ganz neue Elemente in der bereits vorhandenen Sprache nicht entſtehen können, ſo entſtehen neue Gebrauchsweiſen, die in dem Bewußtſein der früheren nicht geweſen. So das Wort *βασιλεὺς* bei den Griechen. — Wollen wir nun genau verſtehen, ſo müſſen wir wiſſen, mit welchem Grade von Lebendigkeit der Redende ſeine Ausdrücke hervorgebracht und was ſie in dieſer Innerlichkeit betrachtet für ihn wirklich beſchloſſen halten. Denn nur auf die Weiſe finden wir den Proceß ſeines Denkens. Obwohl nun dieß auf die pſychologiſche Seite zu gehören ſcheint, ſo muß es doch hierher gezogen werden, da es vor allem darauf ankommt zu wiſſen, welcher Sprachgehalt dem gegenwärtig geweſen iſt, der das Wort gebraucht, ob ein neuer oder alter Gebrauch. Beides iſt verſchieden. Denn ein Ausdruck deſſen ich mir als eines neuen bewußt bin, der hat einen Accent, eine Emphaſis, einen Farbeton ganz anderer Art, als deſſen ich mich als eines abgegriffenen Zeichens bediene. Dazu gehört die Kenntniß der ganzen Sprache und ihrer Geſchichte und das Verhältniß des Schriftſtellers zu derſelben. Aber wer vermöchte dieſe Aufgabe ganz zu löſen wagen! Indeß man muß auch in einem gegebenen Moment die Aufgabe nie ganz löſen wollen, ſondern in den meiſten Fällen immer nur etwas. Aber

gerade da, wo wir nicht die volle Gründlichkeit erſtreben, überſehen wir leicht, was wir nicht überſehen ſollten. Wo nicht das Maximum von Anſtrengung iſt, iſt auch weniger Sicherheit und mehr Schwierigkeit. Indeß giebt es Fälle, wo es uns eben nur auf einzelnes ankommt, und wir gleichſam auf die volle Lebendigkeit des Bewußtſeins verzichten, indem wir uns auf einzelne Punkte concentriren. In ſolchen Fällen der Selbſtbeſchränkung iſt aber die Vorſicht nothwendig, daß wir nicht überſehen, was wichtig iſt, weil wir ſonſt in Schwierigkeiten gerathen. Wo wir aber das vollkommene Verſtehen ſuchen, da iſt nothwendig den ganzen Sprachſchaz im Bewußtſein zu haben. Zu dieſer Vollkommenheit des Verſtehens gehört auch, daß wir eine vorläufige Überſicht des Ganzen nehmen. Allein dieſer vorläufige hermeneutiſche Proceß iſt nicht in allen Fällen möglich und nothwendig. Je mehr wir, z. B. beim Zeitungsleſen, nicht die Erzählungsweiſe ſelbſt betrachten, ſondern nur auf das erzählte Factum ausgehen, alſo eigentlich auf das, was über die Hermeneutik hinausliegt, deſto weniger bedürfen wir jenes vorläufigen Prozeſſes.

10. Es hat dieſelbe Bewandniß mit dem formellen Element; die Regeln der Grammatik ſtehen eben ſo wie die Bedeutungen beim Wörterbuch. Daher auch die Grammatik bei Partikeln Wörterbuch wird. Das formelle iſt noch ſchwieriger.

11. Der Gebrauch beider Hülfsmittel (Lexikon und Grammatik) iſt wieder der Gebrauch eines Schriftſtellers und alſo gelten alle Regeln auch wieder davon nebenbei. Beide umfaſſen auch nur einen gewiſſen Zeitraum von Sprachkenntniß und gehen auch gewöhnlich von einem beſtimmten Geſichtspunkt aus. Die ganze Benuzung beider durch einen wiſſenſchaftlichen Menſchen muß auch wieder zu ihrer Berichtigung und Bereicherung dienen durch das beſſerverſtehen; alſo muß auch jeder (beſondere hermeneutiſche) Fall etwas dazu beitragen.

Zum vollkommenen Verſtehen haben alle Sprachelemente gleichen Werth, die formellen, wie die materiellen. Jene drücken die Ver-

bindungen aus. Lernt man die materiellen aus dem Lexikon, ſo die formellen aus der Grammatik, namentlich der Syntax. Es gilt aber von dieſen formellen Elementen (Partikeln) was von den materiellen, nemlich, daß jedes von ihnen eine Einheit iſt, aber auch dieſe iſt nicht durch Entgegenſezung, ſondern unter der Form des allmählichen Überganges zu erkennen. Nur iſt man in der Grammatik mehr an das etymologiſche Verfahren gewieſen, weil hier die Formen in beſtimmter Verwandtſchaft aufgeführt ſtehen.

2. Anwendung des erſten Kanons auf das Neue Teſtament.

1. Soll die Specialhermeneutik des N. T. wiſſenſchaftlich conſtruirt werden, ſo muß bei jedem Punkt (der allgemeinen Hermeneutik) betrachtet werden was in Bezug auf einen beſtimmten Gegenſtand dadurch von ſelbſt geſezt wird oder ausgeſchloſſen [1]). —

2. Die neuteſtam. Sprache muß unter die Totalität der griechiſchen ſubſumirt werden. Die Bücher ſelbſt ſind nicht überſezt, nicht einmal Matthäus und der Brief an die Hebräer. Aber auch die Verfaſſer haben nicht geradehin hebräiſch gedacht und nur griechiſch geſchrieben oder ſchreiben laſſen. Denn ſie konnten unter ihren Leſern überall beſſere Überſetzer vorausſezen. Sondern ſie haben wie jeder Verſtändige (im Einzelnen wenigſtens, denn die erſte niemals ausgeführte Conception gehört nicht hieher) in der Sprache auch gedacht in der ſie geſchrieben.

3. Die neuteſtam. Sprache gehört aber in die Periode des Verfalls. Dieſe kann man ſchon von Alexander an rechnen.

---

[1]) Hier iſt, was an dieſem Orte weiter über die Bedingungen der Specialhermeneutik überhaupt geſagt iſt, ausgelaſſen, weil alles hierher gehörige ſchon in der Einleitung S. 24 ff. vollſtändiger und deutlicher erörtert iſt.

Einige Schriftſteller dieſer Periode nähern ſich dem guten Zeitalter oder ſuchen es herzuſtellen. Unſere neuteſt. Verfaſſer aber nehmen ihre Sprache mehr aus dem Gebiet des gemeinen Lebens, und haben dieſe Tendenz nicht. Aber auch jene ſind zuzuziehen wo ſie ſich im Charakter ihrer Zeit ruhig gehen laſſen. Daher richtige Analogien aus Polybius und Joſephus. Bemerkte Analogien aus attiſchen Schriftſtellern, wie Thucydides, Xenophon, haben einen negativen Nuzen und es iſt eine gute Übung ſie zu vergleichen. Nemlich man denkt ſich oft die verſchiedenen Gebiete zu abgeſchloſſen und meint, einiges könne im klaſſiſchen nicht vorkommen, ſondern nur im helleniſtiſchen und makedoniſchen, und dieß wird ſo berichtigt.

4. Der Einfluß des aramäiſchen iſt nur zu beſtimmen aus der allgemeinen Anſchauung von der Art ſich eine fremde Sprache anzueignen. Volksthümlichkeit und Neigung zum allgemeinen Verkehr ſind überall auch im Gebiet der Sprache bei einander. Häufig verſchwindet die lezte als Minimum. Wo zu ſehr die lezte überwiegt, da iſt gewiß die Volksthümlichkeit im Verfall. Die Fertigkeit aber ſich viele Sprachen kunſtgemäß anzueignen, indem an dem allgemeinen Bilde der Sprache die Mutterſprache und die fremde verglichen werden, iſt ein Talent. Dieſes Talent iſt unter den Juden niemals bedeutend geweſen. Jene Leichtigkeit aber, welche jezt bis zum Verſchwinden der Mutterſprache gediehen iſt, war ſchon damals bei ihnen vorhanden. Aber auf dem Wege des gemeinen Verkehrs ohne Grammatik und Litteratur ſchleichen ſich bei der Aneignung Fehler ein, welche bei wiſſenſchaftlich gebildeten ſich nicht finden, und dieß iſt der Unterſchied zwiſchen dem N. T. und Philo und Joſephus. Dieſe Fehler ſind in unſerem Falle zwiefach. Einmal aus dem Contraſt des Reichthums und der Armuth an formellen Elementen entſteht daß die neuteſtam. Schriftſteller den griechiſchen Reichthum nicht ſo zu gebrauchen wiſſen. Dann indem bei der Aneignung die fremden Wörter auf Wörter in der Mutterſprache reducirt werden entſteht leicht

eine Täuſchung, daß welche ſich in mehrerem entſprochen haben ſich auch überall entſprechen werden, und aus dieſer Vorausſezung dann im Schreiben falſcher Gebrauch. In beiden Punkten ſtimmt nun die LXX. mit dem neuen Teſtam. ſehr überein und iſt alſo faſt das reichſte Erklärungsmittel. Aber als Quelle der neuteſt. Sprache ſie anzuſehen, aus der ſich dieſe ſelbſt gebildet hätte, iſt zuviel. Einmal hatten die neuteſt. Schriftſteller, wie ſie ſehr verſchieden ſind in dem Grade der Aneignung des griechiſchen und in dem Beſchränktſein durch die angeführten Mängel, auch einen ſehr verſchiedenen Zuſammenhang mit der LXX. Dann läßt ſich auch für alle eine andere Quelle nemlich der gemeine geſellige Verkehr nachweiſen.

5. Ein anderes iſt die Unterſuchung, wie weit wegen des religiöſen Inhalts das N. Teſt. noch beſonders von der LXX. abhängt. Hier kommen beſonders die jüngeren Schriften, die Apokryphen, in Betracht, und ſo hat die Beantwortung dieſer Frage den größten Einfluß auf die ganze Anſicht der chriſtlichen Theologie, nemlich auf die Principien der Interpretation ſofern dieſe ſelbſt der Dogmatik zum Grunde liegt. — Die neuteſtam. Schriftſteller führen für ihre religiöſen Begriffe keine neuen Wörter ein, und reden alſo aus dem Sprachgebrauch des griechiſchen A. T. und der Apokryphen. Es fragt ſich alſo, haben ſie demohnerachtet andere religiöſe Vorſtellungen und alſo andere Gebrauchsweiſen der Wörter? oder haben ſie auch nur dieſelben Gebrauchsweiſen? Im lezteren Falle wäre nichts neues in der chriſtlichen Theologie und alſo, da alles religiöſe was nicht bloß momentan iſt ſich in der Reflexion fixirt, auch nichts in der chriſtlichen Religion. Die Frage aber läßt ſich unmittelbar hermeneutiſch nicht entſcheiden und zeigt ſich alſo als eine Sache der Geſinnung. Jeder beſchuldigt dabei den andern daß er ſeine Principien aus vorgefaßten Meinungen geſchöpft habe; denn richtige Meinung über die Bibel kann es nur geben durch die Interpretation. Es liegt freilich ein Löſungsgrund im hermeneutiſchen Verfahren. Nemlich eines

Theils müßte eine durchgreifende Parallelle des N. T. und der LXX. doch zeigen, ob Gebrauchsweiſen in dem einen vorkommen, die dem andern ganz fremd ſind. Allein da bliebe immer die Ausflucht übrig, das Sprachgebiet ſei größer als dieſe Überreſte. Zu Hülfe müßte alſo kommen auf der andern Seite die Auſſage des Gefühls darüber ob das N. T. für ſich erſcheint als eine Entwicklung neuer Vorſtellungen. Dieſe Ausſage kann aber nur Credit bekommen durch eine allgemeine philologiſche und philoſophiſche Bildung. Nur wer beweiſ't, daß er ähnliche Unterſuchungen mit Erfolg auch anderwärts geführt habe und daß er ſich nicht gegen ſeine eigene Einſicht beſtechen laſſe, kann hier leitend werden.

6. Wenn es nun einen nach unſrer Anſicht freilich nur untergeordneten anomalen Einfluß der hebräiſchen Abſtammung auf die neuteſt. Sprache giebt, ſo fragt ſich wieviel Rückſicht darauf bei der Interpretation zu nehmen ſei. Es giebt hier zwei einſeitige Maximen. Die eine iſt, ſich mit dem einen Sprachelement allein zu begnügen bis Schwierigkeiten eintreten und dann dieſe aus dem andern zu löſen. Dadurch wird aber das erſte Verfahren kunſtlos und gar nicht geeignet das zweite daran zu knüpfen. Auch kann man dann eben ſo leicht verſuchen aus dem andern Moment zu erklären was ſeinen eigentlichen Erklärungsgrund ganz anderswo hat, und man iſt überhaupt mit der Kenntniß des andern wieder nur auf einzelne Obſervationen verwieſen. Sondern nach unſrer vorläufigen Regel daß die Kunſt von Anfang an eintreten muß, ſoll man ſich eine allgemeine Anſchauung vom Verhältniß beider Momente abſtrahirt vor allen einzelnen Schwierigkeiten zu bilden ſuchen durch vorläufiges Leſen und durch Vergleichung mit LXX., Philo, Joſephus, Diodor, Polybius.

Unleugbar aber iſt, daß der Einfluß des hebräiſchen bei den eigentlich religiöſen Terminis vorzüglich groß iſt. Denn im urſprünglich helleniſchen — vorzüglich ſo weit es den neuteſt. Schriftſtellern bekannt war, — fand das neu zu entwickelnde religiöſe (nicht nur) keinen Anknüpfungspunkt ſondern auch

das ähnliche wurde durch die Verbindung mit dem Polytheismus abgeſtoßen.

7. Es iſt daher die Vermiſchung des anomalen in dem mannigfaltigſten Verhältniß vorhanden und bei jedem einzelnen Schriftſteller wiederum verſchieden. Die Hauptregel bleibt alſo immer, ſich für jedes Wort aus dem griechiſchen Wörterbuche und aus dem helleniſtiſchen, und für jede Form aus der griechiſchen Grammatik und aus der comparativ helleniſtiſchen ein Ganzes zu bilden und nur in Bezug auf dieſes den Kanon anzuwenden. — Rath an den Anfänger das doppelte Wörterbuch oft auch da wo man keinen Anſtoß findet zu Rathe zu ziehen, um alle kunſtloſe Gewöhnung im voraus abzuhalten.

Eine Sprache kann nur in dem Maaße einer Specialhermeneutik bedürfen, als ſie noch keine Grammatik hat. Iſt die Grammatik einer Sprache ſchon kunſtgemäß bearbeitet, ſo iſt auch von dieſer Seite keine Specialhermeneutik nöthig, die allgemeinen Regeln werden dann nur angewendet nach der Natur der grammatiſchen Zuſammenſtellung. Sprachen, in denen das Verhältniß der Elemente des Sazes regelmäßig und weſentlich dieſelben ſind, bedürfen im Verhältniß zu einander auch keiner ſpeciellen Hermeneutik. Findet aber das Gegentheil ſtatt, ſo muß wie eine ſpecielle Grammatik ſo auch eine ſpecielle Hermeneutik ſtattfinden. Die neuteſt. Sprache iſt allerdings zunächſt die griechiſche. Dieſe iſt nun eine Sprache, deren Grammatik kunſtgemäß bearbeitet iſt. Aber die neuteſtam. Sprache ſteht dazu in einem ganz beſonderen Verhältniß. Um dieß Verhältniß überhaupt richtig zu beſtimmen, müſſen wir zwei Hauptperioden der griechiſchen Sprache, die der Blüthe und die des Verfalls, unterſcheiden. Das N. T. fällt in die zweite, wo die Mannigfaltigkeit der Dialekte, die in der erſten Periode auch auf dem Gebiete der kunſtmäßigen Rede charakteriſtiſch war, verſchwunden iſt. Außerdem tritt in der griechiſchen Sprache der Gegenſaz zwiſchen Proſa und Poeſie ſehr beſtimmt herausgearbeitet hervor. Das N. T. gehört ganz auf das Gebiet der

Proſa, aber nicht in der künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen Form, ſondern mehr der des gemeinen Lebens (συνήθεια). Dieß verdient Beachtung. Überall wo die Grammatik behandelt wird, ſieht man mehr auf die künſtleriſche, ausgearbeitete Form der Rede. Was im gemeinen Leben vorkommt, wird weniger beachtet. Nur zuweilen wird bei grammatiſcher Behandlung der Schriftſteller geſagt, wenn ein Ausdruck vorkommt, der mehr ins gemeine Leben gehört. Zu einer Geſammtanſchauung der Sprache des gemeinen Lebens aber kommt es nicht. Dieß iſt ein Mangel der Grammatik, der hermeneutiſch wichtig iſt. Je öfter Veranlaſſung zum Abweichen vom ſchriftſtelleriſchen Sprachgebrauch vorhanden iſt, deſto mehr werden beſondere Regeln der Grammatik veranlaßt, denn jedes regelmäßige Verſtehen hört auf, und Mißverſtändniſſe entſtehen, wenn in der Sprache des gemeinen Lebens Combinationen und Formen vorkommen, die in der Grammatik nicht bedacht ſind. Bei den neuteſtam. Schriftſtellern iſt aber außerdem zu berückſichtigen, daß ſie ein gemiſchtes Sprachgebiet haben, wo vieles vorkommt, was gar nicht in der grammatiſchen Behandlung einer Sprache, wie ſie rein für ſich iſt, berückſichtigt werden kann. Denkt man ſich das Hebraiſiren des N. T. ſo, als wären die neuteſt. Schriftſteller gewohnt geweſen, in irgend einem ſemitiſchen Dialekt zu denken, und ihr griechiſch wäre eben nur Überſezung, und zwar ſo daß ſie der Sprache, in welche ſie überſezten, unkundig, und ihnen theils unbewußt geweſen, daß ſie nur überſezten, wenn ſie ſchrieben, ſo iſt dieſe Vorſtellung nicht auf alle Weiſe richtig. Es iſt möglich, daß viele mehr griechiſch als aramäiſch geſprochen. Aber das griechiſch, welches ſie ſprachen, war ſchon ein Gemiſch. Diejenigen, welche beſtändig in ſolchen Gegenden ſprachen, wo dieſe Miſchſprache herrſchte, verſirten auch in ihrem Denken darin. So iſt die neuteſtamentiſche Sprache keine momentane Produktion der Schriftſteller ſelbſt, ſondern dieß Sprachgebiet war ihnen ſchon gegeben. Hier eröffnet ſich eine weitere hiſtoriſche Betrachtung. Nach der Zeit des N. T., als das Chriſtenthum ſich im römiſchen Reiche immer

mehr verbreitete, beſonders in dem griechiſch redenden Theile, und nun chriſtliche Schriftſteller und Redner auftraten, welche zunächſt in der gewöhnlichen griechiſchen Sprache erzogen und davon hergekommen waren, mußten dieſe doch in gewiſſem Grade die Miſchung und Abweichung der neuteſt. Sprache aufnehmen. Denn das neue Teſtam. ging in das gemeine chriſtliche Leben über, und durch ſeinen häufigen Gebrauch verloren die abweichenden Formen ſeiner Sprache das Fremde, je mehr religiös geſprochen und geſchrieben wurde. Dieß war gerade da der Fall, als das öffentliche Leben zerfallen war. So iſt zu erwarten, daß wir in der Gräcität der griechiſchen Kirche Analogien der neuteſt. finden. Und zwar finden wir eine Abſtufung darin von zwei entgegengeſezten Punkten aus. Erſtlich, je mehr ſich die chriſtlichen Grundideen aus der heiligen Schrift in dieſer Sprache fixirt hatten und leitende Principien wurden für die Gedankenconſtruction, deſto mehr Einfluß gewannen die Formen und Abweichungen der neuteſtamentlichen Sprache und wurden aufgenommen, weil unzertrennlich von jenen Ideen. Zweitens, je mehr in der Chriſtenheit ſolche Lehrer und Schriftſteller zum Vorſchein kamen, welche in der urſprünglichen Gräcität geboren und erzogen und von der alten Gräcität genährt waren, deſto mehr wurde von dieſen die neuteſtam. Miſchung und Unregelmäßigkeit abgeſtreift und die Darſtellung der chriſtlichen Grundidien in reiner Gräcität angeſtrebt. Allein die neuteſt. Gräcität iſt in der griechiſchen Kirche nie ganz überwunden und verſchwunden. Und ſo hat das neuteſtamentliche Sprachgebiet einen viel größeren Umfang, als man gewöhnlich glaubt.

Um zur genaueren Einſicht in den Charakter der neuteſtam. Sprache zu gelangen, muß man auf den Proceß der Bilinguität, oder auf die Art und Weiſe, zwei Sprachen zu haben, zurückgehen. Dieſer Proceß iſt ein zwiefacher. Wir gelangen zum Beſiz einer alten Sprache auf künſtleriſchem Wege, ſo daß wir die Grammatik eher als die Sprache bekommen. Wir lernen die alte Sprache nicht im lebendigen Gebrauch. Unſer Gebrauch iſt

zunächſt das Leſen, nicht die eigene Gedankenproduktion in der fremden Sprache, Auf dieſem Wege kann es geſchehen, daß man die fremde Sprache in ihrer eigenthümlichen Lebendigkeit erfaßt. Will man aber den Verſuch machen, die Sprache ſelbſt zu gebrauchen, ſo wird, weil man in der Mutterſprache gewohnt iſt zu denken, zunächſt eine Überſezung entſtehen. Dabei iſt ein Unterſchied, ob man im unmittelbaren Leben den Verſuch macht, oder ob man ſich in ein vergangenes Leben zurückverſezt. Dieß leztere findet ſtatt bei dem Gebrauch der klaſſiſchen Sprache. Daher die Rede gewöhnlich nur in Reminiſcenzen beſteht aus dem alterthümlichen Gedankenkreiſe. Gebraucht man dagegen die fremde Sprache im unmittelbaren Leben in unſrem Gedankenkreiſe, ſo wird immer Analoges entſtehen von dem was die neuteſt. Sprache zeigt. Es werden Germanismen entſtehen. Nimmt man dieſe bei dem Corrigiren weg, ſo iſt das nur ein zweiter Akt; das Denken bleibt immer wenn auch nur dunkel deutſch. —

Die neuteſt. Sprache gehört nun zu jenem zweiten Fall, wo die fremde Sprache nicht wiſſenſchaftlich und ſchulgemäß gelernt wird, und der Einfluß und die Reminiſcenzen aus der Mutterſprache nicht zu vermeiden ſind. So müſſen wir alſo bei der Auslegung des N. T. immer die beiden Sprachen, die griechiſche und hebräiſche, im Sinn haben. Die neuteſt. Sprachmiſchung war unter den Juden ſchon vor der Abfaſſung des N. T. vorhanden, ſelbſt ſchon ſchriftlich. Um das ganze Verhältniß, wie dieſe Sprachmiſchung entſtanden iſt, vor Augen zu haben, muß man folgendes bedenken. Das jüdiſche Volk wohnte in jener Periode nur zum Theil in Paläſtina. Aber auch Paläſtina war nicht allein vom jüdiſchen Volke bewohnt, ſondern es gab auch Gegenden, wo ein bedeutender Theil der Einwohner von anderer Abſtammung war. So nicht nur in Samarien, wo von früherher Miſchung ſtattfand, ſondern auch in Galiläa und Peräa. Im lezteren Landſtrich gab es Städte mit griechiſchem Namen, alſo griechiſcher Coloniſation. Eben ſo in Galiläa, und hier gab es daneben noch Vermiſchung mit phöniziſchen Einwohnern. Für

alle, die nicht jüdiſcher Abkunft waren, war das griechiſche die herrſchende Sprache. Sollte alſo Verkehr ſtattfinden, ſo mußten die Einwohner im gewiſſen Grade ſich auch das griechiſche aneignen, wenn auch nur für den täglichen Geſchäftsverkehr. Paläſtina war ferner in dieſer Zeit zum Theil römiſche Provinz, hatte römiſche Beſazungen und Beamte. Dieſe konnten ſich ihrer lateiniſchen Mutterſprache nicht bedienen; wo lateiniſch geredet werden mußte, hatte man Dolmetſcher. Im gewöhnlichen Verkehr ſprachen auch die Römer griechiſch, aber ein latiniſirtes. So entſtand in Beziehung auf gerichtliche, adminiſtrative und militäriſche Gegenſtände latiniſirend griechiſche Ausdrucksweiſe und es miſchten ſich griechiſche und lateiniſche Elemente mit hebräiſchen. Daher die Möglichkeit, auch im N. T. Latinismen zu finden. Ferner in Judäa, vorzüglich in und bei Jeruſalem hatten ſich oft auswärtige Juden niedergelaſſen, um bei unabhängigen Vermögensumſtänden das früher entbehrte Heiligthum zu genießen. Dieſe (Helleniſten) brachten die griechiſche Sprache mit. Es waren von ſolchen in Jeruſalem Synagogen geſtiftet, wo das Geſez in griechiſcher Sprache vorgeleſen wurde. Aber dieß griechiſch war auch gefärbt durch das hebräiſche. Die im Auslande lebenden Juden konnten das griechiſche gar nicht entbehren. Denn dieß war die Vermittlung zwiſchen den verſchiedenen Sprachen der verſchiedenen Theile der Einwohner. Alſo ganz abgeſehen vom N. T. gab es eine eigenthümliche durch den aramäiſchen Charakter modificirte griechiſche Sprache, auch mit Latinismen und Idiotismen aus andern Sprachen mannigfach durchzogen.

Wo finden wir nun Hülfe für das Verſtändniß des N. T.? Zuerſt fragen wir, wo iſt außer dem N. T. der Siz des der neuteſtamentlichen Sprache analogen? Um den aramäiſchen Genius des neuteſt. Idioms zu finden, müſſen wir die aramäiſche Sprache in Betracht ziehen. Geben wir etwas nach, ſo können wir ſagen, derjenige Dialekt, der damals in jenen Gegenden geſprochen wurde und von dem die Verfälſchung des griechiſchen ausging, war zwar nicht mehr das altteſtam. hebräiſche, aber doch ſo ver-

wandt damit, daß für den Einfluß auf das griechiſche dieß ein unbedeutender Unterſchied iſt. Ohne in die Leſung des A. T. in der Urſprache eingeweiht zu ſein, iſt es unmöglich, die Hebraismen richtig zu erkennen. Unmittelbar aber in das neuteſt. Sprachgebiet gehört die alexandriniſche Überſezung des A. T. Hier iſt eine Fülle von Hebraismen zu erwarten, weil, wenn jemand Werke aus der Mutterſprache in eine andere ihm fremde überſezt, er ſchwerlich alle Spuren der Urſprache verwiſchen kann, beſonders wenn er die Verpflichtung der Treue hat, die durch die Heiligkeit des A. T. beſonders bedingt war. Hier iſt ein Sprachgebiet, womit verglichen das neuteſt. als ein reineres anzuſehen iſt. Demnächſt gehören hierher die Apokryphen des A. T., welche urſprünglich griechiſch verfaßt ſind, aber im hebräiſchen Sinn und Geiſt, die geſchichtlichen wie die gnomiſchen. Dieſe gehören nach ihrer ganzen Structur, ſelbſt in einzelnen Ausdrücken und Formen dem altteſtam. Typus. Ferner die originell griechiſchen Schriften geborener Juden, wie des Joſephus und Philo, ohne beſondere Beziehung auf das A. T. Dieſe lernten das griechiſche theils aus der Schule theils aus dem Gebrauch im Leben; daher in ihren Schriften ein Kampf zwiſchen dem rein griechiſchen aus der Schule und dem gemein griechiſchen des gemeinen Lebens mit hebraiſirenden Beſtandtheilen. Auch abgeſehen von dieſer aramäiſchen Miſchung, gehört das griechiſche des N. T. ſeiner Zeit nach der makedoniſchen Sprachperiode an, die von dem klaſſiſchen Charakter verſchieden iſt. Es fällt aber unmittelbar in die Zeit der römiſchen Herrſchaft. In Schriften aus dieſer Zeit ſind alſo dem obigen zu Folge Latinismen zu erwarten in gerichtlichen, adminiſtrativen, militäriſchen Ausdrücken. Allein in dem allen ſind wir noch nicht ſicher zu allem was im N. T. vorkommt beſtimmte Analogien zu finden. Es entſteht die Frage, war das Chriſtenthum etwas neues oder nicht? Ein Theil unſrer Theologen will das Chriſtenthum als natürlich aus dem Judenthum entſtanden, nur als Modification deſſelben angeſehen wiſſen. Allein die herrſchende Stimme nimmt es als etwas neues, ſei es unter der Form gött-

licher Offenbarung oder anderswie. Sofern es nun aber im weiteren oder engeren Sinne etwas neues iſt, müſſen ſich im N. T. Schwierigkeiten in Bezug auf die Sprache ergeben können, welche auf dem bisher bezeichneten Sprachgebiete, wo das neue noch nicht war, nicht gelöſ't werden können. Jede geiſtige Revolution iſt ſprachbildend, denn es entſtehen Gedanken und reale Verhältniſſe, welche eben als neue durch die Sprache, wie ſie war, nicht bezeichnet werden können. Sie würden freilich gar nicht ausgedrückt werden können, wenn in der bisherigen Sprache keine Anknüpfungspunkte lägen. Aber ohne Kenntniß des neuen würden wir doch die Sprache in dieſer Rückſicht nicht verſtehen. Die Unpartheilichkeit des Auslegers fordert, daß er nicht voreilig die Frage entſcheidet, ſondern erſt durch das Studium des N. T. ſelbſt in dieſer Hinſicht. Dabei iſt denn auch Rückſicht zu nehmen auf die, welche das Chriſtenthum nicht als etwas neues anſehen wollen. Einige von ihnen wollen Analogien ganz in den apokryphiſchen Schriften finden, andere ſuchen in den Produkten des ägyptiſchen Judenthums, wie es mit mancherlei Notizen aus der griechiſchen Weisheit ausgeſtattet ſei, vornehmlich aus der griechiſchen Philoſophie der ſpäteren Zeit, der neuplatoniſchen, alle weſentlichen Analogien für den neuteſt. Sprachgebrauch. Dieß muß berückſichtigt werden, und ſo haben wir gründlichſt zu prüfen, ob die neuteſt. Ausdrücke als Gedanken und Thatſachen in den Gemüthern der neuteſt. Schriftſteller ſich vollſtändig erklären laſſen aus den Elementen jener Sprachgebiete. Dieſe Unterſuchung muß immer im Gange bleiben und das ganze Gebiet ſo lange durchforſcht werden, bis die Differenzen ausgeglichen ſind und eine allgemeine Überzeugung ſich gebildet hat. Aber davon ſind wir leider noch ſehr fern.

Wenn das ganze Gebiet des Hebraismus aus den griechiſchen Überſezungen des A. T., den Apokryphen, aus Philo und Joſephus vollſtändig erkannt werden könnte, ſo könnte man auch bei dem N. T. der hebräiſchen Sprachkenntniß entbehren, weil man dann den ganzen Einfluß ſchon erkannt hätte. Allein dieß

iſt nicht der Fall, weil die neuteſtam. Schriftſteller überwiegend von der Sprache des gemeinen Lebens herkommen. Die Vergleichung mit jenen Schriften wird alſo unzureichend ſein und man bedarf der unmittelbaren Kenntniß des hebräiſchen Sprachgenius im A. T., um in jedem gegebenen Fall zu merken, ob und in wiefern etwas Hebraismus iſt.

Da man nicht vorausſezen kann, daß das Studium des N. T. erſt nach vollſtändiger Bekanntſchaft mit den Vorbedingungen anfängt, ſo bedürfen wir der Hülfsmittel, um uns den ganzen Sprachgebrauch vollkommen gegenwärtig zu erhalten. So lange in der griechiſchen Kirche die neuteſt. Sprache fortlebte, bedurfte man derſelben nicht in dem Grade, wie in der neueren Zeit. Seit das Studium des N. T. aus dem Schlafe des Mittelalters erwachte, war man auf ſolche Hülfsmittel bedacht. Das nächſte nun iſt das Lexikon. Die Duplicität der neuteſt. Sprache veranlaßt ein doppeltes lexikaliſches Verfahren, weil eben das Etymologiſche hier ein anderes iſt. Wenn wir den Sprachwerth eines Wortes im Zeitalter der griechiſchen Sprache, wozu das N. T. gehört, haben, ſo ſind wir dadurch noch gar nicht in den Stand geſezt, die volle Einheit des Wortes zu finden, ſondern wir müſſen zuvor unterſuchen, was es denn repräſentirt habe bei denen welche hebräiſch zu denken gewohnt waren. So kommen wir auf die Analogie in der hebräiſchen Sprache. Da finden wir nun aber, daß daſſelbe hebräiſche Wort nicht immer demſelben griechiſchen entſpricht und umgekehrt. Dieß Verhältniß läßt ſich aber erſt aus eigentlichen Überſezungen ausmitteln und daher ſind die Wörterbücher der LXX. unentbehrlich für das Studium der neuteſt. Sprache. Die beſte Form derſelben finden wir in der Trommſchen Concordanz, wodurch man in den Stand geſezt wird, den ganzen Repräſentationswerth eines griechiſchen Wortes im Hebräiſchen zu überſehen. Der Schleusnerſche thesaurus iſt nicht ſo bequem. Aber man muß auch den ganzen Repräſentationswerth der hebräiſchen Worte denen ein griechiſches entſpricht überſehen können. Dazu muß man die hebräiſchen Lexika zu Hülfe nehmen. Dieſe Überſicht

könnte dadurch erleichert werden, daß den Wörterbüchern der LXX. ein hebräiſcher Index hinzugefügt würde, worin von jedem hebräiſchen Worte angegeben wäre, unter welchem griechiſchen es zu finden ſei.

Schwieriger iſt das Verfahren bei den formellen Elementen der Sprache, den Verbindungswörtern, den Partikeln. Während die griechiſche Sprache ſehr reich daran iſt, iſt die hebräiſche ausgezeichnet arm. Dieſe erſezt manches durch Formationen und Beugungen der Wörter, die dem griechiſchen fremd ſind. Denkt man ſich nun, daß Menſchen, die hebräiſch zu denken gewohnt ſind, auf ganz kunſtloſe Weiſe aus der bloßen Umgangsſprache ſich ſollen griechiſche Rede angewöhnen, ſo wird ſich ſehr natürlich die hebräiſche Partikelarmuth in das griechiſche überſezen, weil ſie ein Wort immer auf dieſelbe Weiſe zu überſezen geneigt ſein werden. Aus der geringen Anzahl von Partikeln in dieſem Idiom folgt, daß ſie ſehr mannigfaltig, alſo in einem weit größeren Umfange gebraucht ſind, als ſie in der urſprünglichen griechiſchen Rede haben. Ferner, die hebräiſche Sprache hat keinen eigentlichen Periodenbau; ſie verſirt in einfachen Säzen und ſtellt dieſelben nur parallel neben einander und gegeneinander über. So iſt alſo kein Überfluß von Conjunctionen zu erwarten. Werden nun griechiſche Partikeln in dieſem Idiom gebraucht, ſo werden ſie eine Unbeſtimmtheit bekommen, welche dem ächt griechiſchen Gebrauch fremd iſt. Das näher beſtimmende überläßt der Redende dem Hörenden aus dem Zuſammenhange zu erkennen. Die Lexika reichen nicht hin dieß Verhältniß zu erkennen, ſondern man muß auf das natürliche Verhältniß des Hörers zum Sprechenden zurückgehen und daraus den Zuſammenhang der Säze näher zu beſtimmen ſuchen.

Aber es giebt noch ein anderes Bedürfniß beſonderer lexikaliſcher Hülfsmittel für das N. T. Indem ſich nemlich das Chriſtenthum in die griechiſche Sprache hineinbegab, mußte es in derſelben ſprachbildend werden. So mußten neue ungewohnte Gebrauchsweiſen entſtehen. Zwar ſtellten die Apoſtel die neuteſt. Thatſachen als Erfüllung altteſt. Weiſſagungen dar, und ſo könnte

man glauben, das Chriſtenthum ſei eben nichts neues, ſondern im A. T. ſchon gegeben. Allein vergleicht man den ganzen Complexus der chriſtlichen Vorſtellungen mit dem A. T., ſo zeigt ſich das Gegentheil: der Unterſchied fällt in die Augen. Dazu kommt, daß die Juden ſpäterer Zeit das A. T. ganz anders anwenden als die Apoſtel, ſo daß die Vorausſezung der Identität des Chriſtenthums mit dem A. T. auch von dieſer Seite unſtatthaft iſt. Iſt aber das Chriſtenthum etwas neues, ſo muß es ſich auch im griechiſchen ſeine eigene Sprache aus den vorgefundenen Elementen gebildet haben, die ſich aus dem Totalzuſammenhang der chriſtlichen Geſprächsführung und des chriſtlichen Lebens ergab. Darum ſind neuteſt. Lexika, welche die Eigenthümlichkeit der neuteſt. Sprache vollkommen darſtellen, unentbehrliche Hülfsmittel. Man muß aber wegen der großen Schwierigkeit, die dieſe Lexikographie hat, an die vorhandenen nicht zu große Anforderungen machen. Eine eigenthümliche Schwierigkeit liegt im Folgenden: Verfolgen wir die Geſchichte der Kirche, ſo ſehen wir, wie ſich bald in der griechiſchen Kirche eine eigenthümliche theologiſche, beſonders dogmatiſche Kunſtſprache bildete. Parallel damit bildete ſich in der abendländiſchen Kirche eine lateiniſche theologiſche Kunſtſprache, aber unter Streitigkeiten mit der griechiſchen Kirche, die zum Theil wenigſtens auf der Differenz der Sprache beruhte. Unſere deutſchtheologiſche Sprache iſt nach der lateiniſchen gebildet. Wofern wir nun aber keine andere Auctorität anerkennen als das N. T., entſteht natürlich das Beſtreben, unſere theologiſche Sprache mit der neuteſt. zu vergleichen. Nun macht niemand leicht ein neuteſt. Lexikon ohne von dem chriſtlich kirchlichen Intereſſe auszugehen. Aus dieſem Intereſſe entſteht leicht die Tendenz eine beſtimmte Auffaſſung der Glaubenslehre durch das N. T. zu beſtätigen. Daraus gehen falſche Auslegungen hervor, ſpätere Vorſtellungen und Begriffe werden in das N. T. hineingetragen, um ſo mehr, je mehr die Stellen einzeln genommen werden als entſprechende Beweisſtellen. Nimmt man nun dazu, daß bei den herrſchenden Differenzen der eine mit einem neuteſt. Ausdruck dieſe,

der andere jene Vorſtellung verbindet, ſo entſtehen daraus bewußt und unbewußt Störungen des lexikaliſchen Verfahrens, daß man bei dem Gebrauch der neuteſt. Lexika ſehr auf ſeiner Hut ſein muß, von dem Intereſſe des Verfaſſers nicht verleitet zu werden. Überall aber gilt nach dem Princip des Proteſtantismus für jeden, der ſich als Theolog mit der Erklärung des N. T. beſchäftigt, daß er möglichſt unbefangen und frei von aller doctrinellen Auctorität an das Werk geht und überall ſelbſt zu ſehen und zu unterſuchen beſtrebt iſt. Aber ohne alle theologiſche Vorausſezung muß man die ſprachbildende Kraft des Chriſtenthums, ſofern es ein individuelles Ganzes iſt, einräumen, ſo daß es im N. T. Sprachformen geben muß, die weder aus dem griechiſchen noch hebräiſchen abzuleiten ſind. Gelänge es dieſe in den urſprünglichen chriſtlichen Denkmälern aufzufinden und gehörig zuſammenzuſtellen, ſo wäre dieß der ſprachliche Schlüſſel zum Verſtehen des Chriſtenthums ſofern es ſprachbildend geworden iſt. Wir haben bei der Werthbeſtimmung des neuteſt. Lexikons darnach zu ſehen, ob und wieweit es dieſe Aufgabe zu löſen verſucht hat. Es läßt ſich dabei ein zwiefaches Verfahren denken, wovon keins an ſich unrichtig iſt. Ein Philolog könnte wie er alle griechiſchen Sprachgebiete durchforſchen muß ſo auch die Sprache des N. T. vornehmen. Als Philolog aber hat er nur die eigenthümlichen Wortbedeutungen des N. T. aufzuführen, nicht aber die Eigenthümlichkeit des Chriſtenthums kennen zu lernen, ſondern nur was aus dieſer Eigenthümlichkeit entſtanden iſt in die Einheit der Sprache aufzulöſen, wie es darin Analoges hat. Ihm erſcheint die neuteſt. Sprache als die techniſche des Chriſtenthums, wie z. B. die techniſche philoſophiſche Sprache. Ein anderes Verfahren iſt das theologiſche im engeren Sinn. Wenn der Theolog auch ſonſt rein lexikaliſch verfährt, er wird immer die Richtung haben, das Eigenthümliche des Chriſtenthums ſelbſt zur Anſchauung zu bringen. Eine Zuſammenſtellung aller verſchiedenen Elemente, worin ſich die Sprachbildung des Chriſtenthums manifeſtirt, würde eine Skiagraphie ſein zu einer neuteſt. Dogmatik und Moral. Denn

dieß ſind die beiden Syſteme der eigenthümlichen Begriffsbildung und ſoweit auch Sprachbildung des Chriſtenthums. Die lexikaliſche Zuſammenſtellung ſolcher Begriffe und Ausdrücke, z. B. πίστις, δικαιοσύνη, iſt verſchieden von der Begriffszuſammenſtellung in der bibliſchen Dogmatik und Moral. Denn während dieſe auf die gebildeten Formeln und Säze geht ihrem Inhalte nach, bezieht ſich die lexikaliſche auf die einzelnen Saztheile und die Säze in rein ſprachlicher Hinſicht. Dabei iſt der Kanon zu beobachten, daß man wo es ſich um eine eigenthümliche Gebrauchsweiſe handelt alles was ein Wort eigenthümlich gilt zuſammenfaßt, um es zu ſolchem Verſtehen zu bringen, wobei die Eigenthümlichkeit der neuteſt. Sprache auch im Einzelnen ſcharf begriffen wird. Der jezige Zuſtand der lexikaliſchen Hülfsmittel läßt in dieſer Hinſicht viel zu wünſchen übrig, ſo daß man mit ihnen zu keinen ſicheren hermeneutiſchen Reſultaten gelangen kann. Aber eben deßhalb ſchließe man nicht zu bald ab; man beachte jedes Gefühl von Unſicherheit und Bedenken, was aus der nicht völligen Übereinſtimmung der einzelnen Ausleger entſteht. So wird man wenigſtens die Schwierigkeiten nicht vermehren, welche entſtehen, wenn man etwas feſtſtellt ohne ein vollſtändiges Verſtehen aller Elemente.

3. Zweiter Kanon. Der Sinn eines jeden Wortes an einer gegebenen Stelle muß beſtimmt werden nach ſeinem Zuſammenſein mit denen die es umgeben.

1. Der erſte Kanon (1.) iſt mehr ausſchließend. Dieſer zweite ſcheint beſtimmend zu ſein, ein Sprung, der gerechtfertigt werden muß, oder vielmehr es iſt kein Sprung. Denn erſtlich, man kommt von dem erſten Kanon auf den zweiten, inſofern jedes einzelne Wort ein beſtimmtes Sprachgebiet hat. Denn was man in dieſem nicht glaubt erwarten zu können, zieht man auch bei der Erklärung nicht zu. Eben ſo aber gehört mehr oder weniger die ganze Schrift zum Zuſammenhang

und zur Umgebung jeder einzelnen Stelle. Zweitens, eben ſo kommt man von dem zweiten Kanon zu dem erſten. Denn wenn die unmittelbare Verbindung von Subject, Prädicat und Beiwörtern zum Verſtehen nicht genügt, muß man zu ähnlichen Stellen Zuflucht nehmen, und dann unter günſtigen Umſtänden eben ſowol außerhalb des Werkes, als außerhalb des Schriftſtellers, aber immer nur innerhalb deſſelben Sprachgebietes.

2. Darum iſt auch der Unterſchied zwiſchen dem erſten und zweiten Kanon mehr ſcheinbar als wahr, daß jener ausſchließend iſt und dieſer beſtimmend, ſondern in allem einzelnen iſt dieſer auch nur ausſchließend. Jedes Beiwort ſchließt nur manche Gebrauchsweiſen aus und nur aus der Totalität aller Ausſchließungen entſteht die Beſtimmung. Indem nun dieſer Kanon in ſeinem weiteren Umfange auch die ganze Theorie der Parallelen enthält, ſo iſt in beiden zuſammen die ganze grammatiſche Interpretation beſchloſſen.

3. Es iſt nun hier zu handeln von Beſtimmung des formellen und materiellen Elements, beides aus dem unmittelbaren Zuſammenhang und aus Parallelen auf qualitatives ſowohl als quantitatives Verſtehen gerichtet. Man kann jeden von dieſen Gegenſäzen zum Haupteintheilungsgrund machen und das eine wie das andere wird immer etwas für ſich haben. Aber am natürlichſten iſt doch das erſte, weil es eine durch das ganze Geſchäft hindurch gehende conſtante doppelte Richtung iſt.

4. Die Erweiterung des Kanons welche im zu Hülfe nehmen der Parallelſtellen liegt iſt nur ſcheinbar, und der Gebrauch der Parallelen wird durch den Kanon begrenzt. Denn nur das iſt eine parallele Stelle, welche in Beziehung auf die vorgefundene Schwierigkeit als identiſch mit dem Saze ſelbſt alſo in der Einheit des Zuſammenhanges kann gedacht werden.

5. Sind nun die beiden Elemente Haupttheile, ſo iſt zweckmäßig von Beſtimmung des formellen Elements anzufangen, weil ſich unſer Verſtehen des Einzelnen an das vorläufige des Ganzen

anſchließt und der Saz nur durch das formelle Element als Einheit herausgehoben wird.

4. Bei der Beſtimmung des formellen Elementes unterſcheiden wir das Säze verbindende und das die Elemente des Sazes verbindende. Es kommt dabei an auf die Art der Verbindung, auf den Grad derſelben und auf den Umfang des verbundenen.

1. Hiebei muß aber auf den einfachen Saz zurückgegangen werden. Denn die Verbindung einzelner Säze in der Periode und die Verbindung der Perioden unter ſich iſt vollkommen gleichartig, wogegen ſich die Verbindung der Glieder des einfachen Sazes beſtimmt unterſcheidet. Zum erſteren gehört die Conjunction mit ihrem Regimen, und was deren Stelle vertritt, zum andern eben ſo die Präpoſition.

2. Es giebt wie überall ſo auch in der Rede nur zwei Arten von Verbindungen, die organiſche und die mechaniſche, d. h. innere Verſchmelzung und äußere Aneinanderreihung. Der Gegenſaz iſt aber nicht ſtreng, ſondern die eine ſcheint oft in die andere überzugehen. Eine Cauſal- oder Adverſativpartikel ſcheint oft nur anreihend zu ſein; dann hat ſie ihren eigentlichen Gehalt verloren oder abundirt. Oft aber auch ſcheint eine anreihende innerlich verbindend zu werden und dann iſt ſie geſteigert oder emphatiſch geworden. Auf dieſe Art geht dann die qualitative Differenz (in der Art der Verbindung) in die quantitative (in dem Grade der Verbindung) über; allein dieß iſt oft nur Schein und man muß doch immer auf die urſprüngliche Bedeutung zurückgehen. Oft auch entſteht der Schein nur wenn man ſich den Umfang oder den Gegenſtand der Verknüpfung nicht richtig denkt. Alſo darf niemals über das eine Moment der Verbindung entſchieden werden ohne alle andern Fragen mit in Betrachtung zu ziehen.

3. Die organiſche Verbindung kann zwar feſter und loſer

ſein, aber man darf nie vermuthen daß die verbindende Partikel ganz ihre Bedeutung verloren habe. Man vermuthet dieß, wenn das unmittelbar verbindende nicht zuſammenzugehören ſcheint. Aber erſtlich der lezte Saz vor der Partikel kann Zuſaz ſein und die Verbindung auf den rückwärts liegenden Hauptſaz gehen. Ebenſo kann der erſte Saz nach der Verbindung Vorrede ſein und die Verbindung auf den folgenden Hauptgedanken gehen. Zwar ſollten dergleichen Nebenſäze in Zwiſchenſäze verwandelt werden um das Gebiet einer jeden Verknüpfung anſchaulich zu machen. Allein jede Schreibart verträgt dergleichen nur in gewiſſem und ſehr verſchiedenem Maaß, und je leichter, ungebundener die Schreibart deſto mehr muß darin der Verfaſſer auf den Leſer rechnen. Zweitens, es kann aber auch die Verknüpfung oft nicht einmal auf den lezten Hauptgedanken gehn, ſondern auf eine ganze Reihe, weil auch ganze Abſchnitte nicht anders verbunden werden können. In beſtimmter gegliederten Schriften geſchieht es, daß man beim Übergang das Reſultat eines Abſchnittes wiederholt und die Verbindung wol in einen ganzen Saz verwandelt der zugleich den Hauptinhalt des folgenden Abſchnittes enthält; und ſchwerfällige Formen vertragen darin beſtimmte Anknüpfungen und Wiederholungen, wiewol auch das nicht übertrieben werden darf. Aber in leichteren Formen muß der Leſer ſelbſt achten und darum iſt allgemeine Überſicht vor dem einzelnen Verſtehen doppelt nothwendig.

Es giebt auch ſubjective Verbindungen nemlich wodurch der Grund angegeben wird, warum das vorhergehende geſagt worden. Unterſcheiden ſich nun ſolche Verbindungen in der Form nicht von den objectiven, ſo glaubt man leicht dieß ſei Verringerung der Bedeutung der verknüpfenden Partikel, ein bloßer Übergang.

4. Daß die bloße Anknüpfung auch kann gleichſam emphatiſch geſteigert werden geht ſchon daraus hervor, daß alle unſere organiſch verknüpfenden Partikeln urſprünglich nur Raum-

und Zeitpartikeln ſind. Alſo können auch die jezigen bloß anknüpfenden noch einzeln geſteigert werden. Der Kanon dazu geht daraus hervor, daß bloße Anknüpfung im Ganzen nicht vorausgeſezt werden darf. Sie herrſcht vor in Beſchreibungen und Erzählungen, aber auch da nicht rein, weil der Schreibende ſonſt bloßes Organ wäre. Wo alſo dieß nicht ſtattfindet, da kann ſie nur untergeordnet ſein, d. h. in organiſche Verknüpfung eingefaßt oder aus derſelben gefolgert oder ſie vorbereitend. Wo aber keine organiſche Verknüpfung außerdem vorhanden iſt, da muß ſie in der bloß anreihenden latitiren.

Die [1]) allgemeine Formel für die ſchwierigeren Fälle der Sazverbindung iſt dieſe: Werden Säze von ungleichem Gehalte verbunden, ſo iſt die Verbindung keine unmittelbare und man muß auf einen Saz von gleichem Gehalt zurückgehen.

5. Anwendung auf das Neue Teſtament.

1. Da wenn auch in der (fremden) Sprache der Schrift gedacht wird was man ſchreibt, doch das Entwerfen oft in der Mutterſprache geſchieht, und ſchon im erſten Entwurf die Gedankenverbindung liegt, ſo iſt bei den neuteſtam. Schriftſtellern dem obigen zufolge beſonders an Vermiſchung des griechiſchen und hebräiſchen zu denken.

2. Dieſe Vermiſchung iſt um ſo mehr von großem Einfluß als beide Sprachen in den Verbindungsformen ſehr verſchieden ſind. Den Reichthum der griechiſchen Sprache in dieſer Hinſicht konnten ſich die neuteſt. Schriftſteller auf dem ungelehrten Wege nicht aneignen, da man auf dieſem Wege hierauf am wenigſten achtet und durch flüchtiges Hören ſich den Werth der Verbindungsformen weniger aneignet. Dieſer Mangel macht denn auch zaghaft im Gebrauch der wirklich ſchon bekannten. Griechiſche Zeichen die in mehreren Fällen einem hebräiſchen entſprachen, wurden dann um ſo leichter für gleichbedeutend gehalten.

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

3. Es iſt daher nothwendig aus den griechiſchen Bedeutungen eines Zeichens und den ihnen entſprechenden hebräiſchen Ein Ganzes zu bilden und daraus eben ſo wie vorgeſchrieben zu urtheilen.

4. Die leichtere Schreibart erlaubt den freieſten Spielraum im Gebrauch dieſes Elements (des verknüpfenden) weil die Säze ſelbſt am wenigſten künſtlich verſchlungen werden.

5. Große Verſchiedenheit der neuteſtam. Schriftſteller in dieſer Hinſicht. Paulus z. B. bauet am meiſten griechiſch, Johannes am wenigſten.

6. Vorzüglich wichtig bei der Unvollkommenheit der Hülfsmittel iſt das Achtgeben auch da wo ſich keine Schwierigkeit findet, ſonſt bekommt man nie einen Tact für das was man ſich erlauben darf. Daher auch hier ſo häufig gefehlt wird.

6. Die Löſung der Aufgabe das ſazverbindende Element zu beſtimmen geſchieht durch allgemeine Mitwirkung.

1. Im Zurückgehen auf den allgemeinen Inhalt wirken zunächſt die Hauptideen, in der Betrachtung der unmittelbar verbundenen Säze ihre Subjecte und Prädicate, alſo das materielle Element.

2. In der allernächſten Umgebung wirkt das combinirte formelle Element nemlich das Regimen erläutert die Partikel und umgekehrt.

3. Im folgenden hat man noch zu ſehen auf coordinirte oder ſubordinirte Verbindungsformeln.

4. Die Anwendung muß der richtige Sinn machen; die lezte Beſtimmung muß doch immer von dem unbefangenen Nachconſtruiren ausgehen.

7. Unverbundene Säze können nur vorkommen, wenn ein Saz ſei es nun nach Cauſalverknüpfung oder nach Aneinanderreihung als Eins mit dem vorigen geſezt wird.

1. Das erſte nemlich wenn ein Saz unmittelbar aus dem vorigen herausgenommen wird, ſo daß der Hauptpunkt ſchon in jenem enthalten war, das zweite iſt der Fall wenn genau coordinirtes neben einander geſtellt wird. Beide Fälle ſind nicht ſelten.

Zuſaz [1]). Die Beſtimmung der unverbundenen Säze in einer zuſammenhängenden Gedankenreihe geſchieht mit gehöriger Modification wegen des fehlenden formellen Verbindungszeichens nach Kanon 6.

Die neueren Sprachen haben unverbundene Säze weit häufiger als die alten. Wir ſchreiben für das Auge, die Alten ſchrieben für das Ohr. Hier mußte alſo das unverbundene viel ſeltener vorkommen und die Verbindungspartikeln häufiger.

2. Alle Beiwörter können bis zu einer enklitiſchen Unbedeutendheit in gewiſſen Fällen ſinken und dann iſt die dadurch angedeutete Verbindung die loſeſte.

3. Bei Mangel an kritiſchem Bewußtſein kann von dem Schriftſteller ſelbſt die Verbindung unbeſtimmt gedacht ſein.

4. Bei den neuteſtam. Schriftſtellern kommt alles zuſammen, die Lockerheit der Perioden zu erzeugen ſowol in den didaktiſchen Schriften wo die Cauſalverbindung, als in den hiſtoriſchen wo die erzählende Verknüpfung herrſcht, nemlich ſchlechte Gewöhnung und Gebrauch aus Unkenntniß. Daher beides ſo ſchwierig. Man weiß oft nicht wieweit eine didaktiſche Reihe geht, oft nicht wie weit ein hiſtoriſches Ganzes. Nur Paulus und Johannes ragen hervor, jener im didaktiſchen, dieſer im hiſtoriſchen. Das Intereſſe genauer zu beſtimmen als der Verfaſſer ſelbſt gethan hängt von dem dogmatiſchen Intereſſe ab und von dem der hiſtoriſchen Kritik. Daher alles dogmatiſch ſowie kritiſch ſchwierige von der Interpretation abhängt.

Da [2]) die Interpunktion bei den Alten nicht urſprünglich war,

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.
[2]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

ſo müſſen wir ſie in den Schriften des Alterthums immer ganz wegdenken, ſonſt geht man bei dem, der ſie als Ausleger gemacht hat, in die Schule und wird von ihm abhängig und befangen. Ohnehin ſchwanken die Syſteme der Interpunktion und ſind unvollkommen, die alten wie die neuen. Man gewöhne ſich alſo rein aus dem inneren Verhältniſſe die Verbindung der Säze zu beſtimmen.

8. Bei der Verbindung im Saz iſt das ſchwierigſte die Präpoſition und das unmittelbare Abhängigkeitsverhältniß.

1. Es iſt dabei gleich ob der Saz aus Subject und Prädicat oder auch zugleich der Copula beſteht. Die unmittelbare Verbindung beider iſt nie zu verkennen, und auch ihre unmittelbaren Erweiterungen durch Adjectiva und Adverbien concreſciren durch die Form zu Einem Ganzen mit ihnen. Die Präpoſition aber knüpft nähere Beſtimmungen des Verbi, nemlich ſeiner Richtung, ſeines Gegenſtandes u. ſ. w., an daſſelbe an. Der Genitiv, der Status conſtructus u. ſ. w. iſt nähere Beſtimmung des Subjects. Der Sinn der Präpoſition wird leicht durch Subject und Object beſtimmt. Da tritt aber die Entſcheidung durch das materielle Element ein.

In [1]) Beziehung auf die materiellen Elemente des einfachen Sazes entſteht die Frage, ob derſelbe zweigliedrig iſt (Subject und Prädicat) oder dreigliedrig (wo die Copula dazukommt). Die erſtere Anſicht iſt die dynamiſche, die zweite die atomiſtiſche, weil man glaubt die Verbindung ſei wieder etwas ſich neben die Theile hinſtellendes. Auffallend, daß dieſe leztere Anſicht noch ſo allgemein herrſchend iſt. Wenn man von dieſer Seite auf die Frage wie es z. B. mit dem Saze ſteht, der Baum blüht, antwortet, er ſei eigentlich dreigliedrig, nemlich ſo, der Baum iſt blühend, ſo iſt das der Sprache gar nicht gemäß, es würde folgen, daß es nur ein einziges Verbum gebe, das Verbum ſein. Dieß iſt aber

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

offenbar falſch. Das urſprüngliche in den Sprachen ſelbſt iſt die dynamiſche Anſicht vom Saze.

2. Im N. T. iſt hier das hebräiſirende eben ſo vorherrſchend, wie in der Verbindung der Säze und man muß immer die dem griechiſchen correſpondirende hebräiſche Form im Sinne haben.

9. Es giebt Fälle wo man die Schwierigkeit eben ſowol auf das materielle als formelle Element zurückführen kann.

Zum Beiſpiel die hiphiliſche Bedeutung der Verba und ähnliches kann angeſehen werden als Beugung (formelles Element) und als eigenes Wort (materielles Element), und dies gilt von allen abgeleiteten Formen des Zeitwortes, ſo daß der Gegenſaz auch nicht rein iſt ſondern durch Übergang. In ſolchen Fällen muß man ſehen, durch welche Behandlung man ein reineres und reicheres Ganzes erhält, aus welchem man conſtruiren kann.

10. Subject und Prädicat beſtimmen ſich gegenſeitig jedoch nicht vollſtändig.

Die genaueſte gegenſeitige Beſtimmung iſt die Phraſe die im techniſchen den engſten und feſteſten Kreis hat. Der entgegengeſezte Punkt iſt auf der einen Seite der Einfall, wo einem Subject ein ſeltenes Prädicat beigelegt wird außerhalb des gewöhnlichen Kreiſes, und auf der andern Seite die Gnome welche auch keine näheren Beſtimmungsmittel hat, aber eben deßhalb an ſich unbeſtimmt bleibt und durch die jedesmalige Anwendung beſtimmt wird.

11. Beide, Subject und Prädicat, werden an ſich und alſo auch gegenſeitig näher beſtimmt durch ihre Beiwörter.

1. Adjectiva und Adverbien deuten auf eine beſtimmte Rich-

tung und ſcheiden mehreres aus. Auch die Verknüpfungen durch Präpoſitionen ſind noch nähere Beſtimmungen des Verbi wie man daraus ſieht daß die Präpoſition von ſelbſt auch Beſtandtheil des Verbi wird.

2. Jedoch iſt dieß nicht hinreichend, ſondern das recht poſitive Element kann nur gegeben werden dadurch daß man in der Nachconſtruction der ganzen Gedankenreihe begriffen iſt.

12. Für das N. Teſtament iſt die Aufgabe von großer Wichtigkeit und Schwierigkeit wegen der neuen und einzigen Begriffe.

13. Wenn die unmittelbare Beſtimmung nicht ausreicht muß die mittelbare eintreten durch Identität und Gegenſaz. Ähnlichkeit und Unterſchied ſind hierauf zurückzuführen.

14. Gegenſaz iſt überall, aber in der dialektiſchen Compoſition am meiſten.

In Beziehung auf das N. Teſtam. kommt hier beſonders Paulus in Betracht.

15. Die Regeln für die Auffindung ſind dieſelben für das identiſche und entgegengeſezte.

1. Denn es giebt kein Urtheil über das entgegenſezte als in Bezug auf eine höhere Identität, und eben ſo erkennt man die Identität nur an einem gemeinſchaftlichen Gegenſaz.

2. Gleichmäßig kommt es bei beiden an auf die Gewißheit daß wir das Verhältniß zweier Säze ſo ſtellen wie der Verfaſſer es ſelbſt geſtellt hat.

16. Ein Saz in welchem ohne Unterbrechung noch daſſelbe Subject herrſcht oder daſſelbe Prädicat iſt noch als zum unmittelbaren Zuſammenhange gehörig zu betrachten (Identität).

17. Wenn das nach einer Unterbrechung Wiederkehrende zum Hauptzuſammenhang der Rede gehört, das Unterbrechende aber nicht, ſo hat die Identität die größte Wahrſcheinlichkeit.

18. Wenn das Wiederkehrende Nebengedanke iſt und das Unterbrechende Hauptgedanke, ſo kann man von der Identität nur überzeugt ſein nach Maaßgabe der Gleichheit im Zuſammenhange und der Identität des Typus in der Wendung des Gedankens ſelbſt.

19. In Abſicht der Hauptgedanken kann man über eine Schrift ſelbſt hinausgehen auf die deſſelben Verfaſſers, welche ſich als Eins mit jener anſehn laſſen, und ſo auch auf Schriften Anderer, welche ſich anſchließen durch die Identität der Schule und der Anſicht.

20. In Bezug auf den Nebengedanken kommt es bei Beobachtung von §. 18. mehr auf die Identität des Sprachgebietes und der Schreibart an als auf Perſon und Anſicht.

In wiefern Nebengedanken erklärt werden können aus andern Stellen, wo derſelbe Hauptgedanke iſt? Qualitativ aber nicht quantitativ.

21. Je mehr man bei der Aufſuchung (15.) ſich auf Andere verläßt, deſto mehr muß man im Stande ſein ihr Urtheil zu controlliren.

22. In der Anwendung auf das N. Teſtament ſtehn einander entgegen die philologiſche Anſicht, welche jede Schrift jedes Schriftſtellers iſolirt, und die dogmatiſche, welche das N. T. als Ein Werk Eines Schriftſtellers anſieht.

23. Beide nähern ſich wenn man bedenkt, daß in Abſicht des religiöſen Inhalts die Identität der Schule und in Abſicht der Nebengedanken die Identität des Sprachgebietes eintritt.

24. Falſch bleibt aus der dogmatiſchen Anſicht der Kanon: Man müſſe nur im höchſten Nothfall bildlichen Gebrauch annehmen [1]). Dieſer Kanon geht von einer beſtimmten Perſönlichkeit des heiligen Geiſtes als Schriftſtellers aus.

25. Die philologiſche Anſicht bleibt hinter ihrem eigenen Princip zurück wenn ſie die gemeinſame Abhängigkeit neben der individuellen Bildung verwirft.

26. Die dogmatiſche geht über ihr Bedürfniß hinaus wenn ſie neben der Abhängigkeit die individuelle Bildung verwirft, und zerſtört ſo ſich ſelbſt.

Sie zerſtört ſich nemlich ſelbſt, weil ſie dann dem heiligen Geiſt den unleugbaren Wechſel der Stimmungen und Modificationen der Anſicht zuſchreiben muß.

Zuſaz [2]). Dieß wäre auch in Widerſpruch mit der Pauliniſchen Theorie von dem Verhältniß des Einen und ſelbigen Geiſtes zu den verſchiedenen Gaben in den einzelnen Gemeindegliedern 1. Kor. 12.

27. Es bleibt noch die Frage, welche von beiden über die andere geſtellt werden ſoll, und dieſe muß die philologiſche Anſicht ſelbſt zu Gunſten der Abhängigkeit entſcheiden.

---

[1]) Dieß iſt zu verſtehen aus: Ernesti Instit. interpret. ed. Ammon. p. 114. 115. Vulgare est praeceptum, quod jubet *non facile* (oder non sine evidenti causa aut necessitate) *discedere a proprietate significationis.*

[2]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

Theils iſt die Individualität der neuteſtam. Schriftſteller erſt Produkt ihres Verhältniſſes zu Chriſto, theils was die von Natur individuelleren betrifft, Paulus und Johannes, ſo hat der eine ſich ganz umgewendet ſo daß er doch beſſer aus andern neuteſtam. Schriftſtellern zu erklären wäre als aus eigenen vorchriſtlichen Schriften; der andere iſt offenbar jung zu Chriſto gekommen und hat erſt als Chriſt ſeine Eigenthümlichkeit entfaltet.

28. Wenn die philologiſche Anſicht dieß verkennt, vernichtet ſie das Chriſtenthum.

Denn wenn die Abhängigkeit von Chriſto Null iſt gegen die perſönliche Eigenthümlichkeit und die vaterländiſchen Mängel ſo iſt Chriſtus ſelbſt Null.

29. Wenn die dogmatiſche den Kanon von der Analogie des Glaubens über dieſe Grenzen ausdehnt vernichtet ſie die Schrift.

Denn ein locus communis aus den deutlichen Schriftſtellen kann nicht zur Erklärung der dunkeln gebraucht werden ohne daß die Schrift aus dogmatiſchem Bewußtſein erklärt wird, welches ihre Auctorität vernichtet und alſo gegen die Principien der dogmatiſchen Anſicht ſelbſt ſtreitet. Denn die Aufſtellung ſolcher loci communes iſt eine dogmatiſche Operation, wobei außer der bezweifelten Eigenthümlichkeit der Perſon auch von der doch unbezweifelten Beſonderheit der Veranlaſſung abſtrahirt werden muß.

Jede Stelle iſt ein Ineinander von Gemeinſamem und Beſonderem und kann alſo nicht aus dem Gemeinſamen allein richtig erklärt werden. Das Gemeinſame iſt auch nicht eher richtig aufzuſtellen bis alle Stellen erklärt ſind, und der ſchwankende Gegenſaz von klaren und dunklen Stellen läßt ſich darauf zurückführen, daß urſprünglich nur Eine klar iſt [1]).

[1]) Schleierm. meint nemlich nach der Vorleſung. von 1826., wenn man

Als [1]) Zuſammengehörigkeit und Harmonie der Gedanken des N. T. iſt die Analogie des Glaubens allerdings ein wahrer Begriff.

30. Die Analogie des Glaubens kann alſo nur aus der richtigen Auslegung hervorgehen, und der Kanon kann als ein wahrhaft hermeneutiſcher nur heißen: Es iſt irgendwo falſch erklärt wenn aus allen zuſammengehörigen Stellen nichts gemeinſames übereinſtimmend hervorgeht.

Man kann alſo nur ſagen, die Wahrſcheinlichkeit der unrichtigen Erklärung liege dann auf derjenigen Stelle, welche allein der Ausmittlung eines ſolchen gemeinſamen ſich widerſezt.

31. Die Einheit und Differenz des N. Teſtam. kann verglichen werden mit der Einheit und Differenz der Sokratiſchen Schule.

Auch [2]) Sokrates der Meiſter ſchreibt nichts ſelbſt. Seine Anſichten ſind nur in den Schriften ſeiner Schüler überliefert. Dieſe geſtalteten ſich zwar nach ſeinem Tode eigenthümlich, aber die Sokratiſche Grundfarbe blieb allen. Niemand bezweifelt die Identität und die Eigenthümlichkeit der Sokratiker. Eben ſo das Verhältniß der Jünger zu Chriſto. Aber die Verwandtſchaft iſt in den neuteſt. Schriftſtellern größer, als unter den Sokratikern, weil die Kraft der Einheit, die von Chriſto ausging, an ſich größer war, und ſelbſt bei denjenigen Apoſteln, die eine bedeutende Eigenthümlichkeit hatten, wie bei Paulus, ſo mächtig, daß ſie ſich in ihrem Lehren ausſchließlich auf Chriſtus beriefen. Selbſt daß z. B. Paulus als Heidenbekehrer in einem andern und weiteren Kreiſe wirkte, als Chriſtus, ſchwächte das Übergewicht der

---

dasjenige klar nenne, was einen beſtimmten Sinn gebe, ſo ſei in jedem gegebenen ſchwierigen Zuſammenhange für die allmählige Geneſis des Verſtehens urſprünglich nur Eins klar.

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

[2]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

Einheit, die von Chriſtus ausging, weſentlich nicht. Denn, wenn auch die Idee der Heidenbekehrung vorzugsweiſe durch Paulus erſt recht klar unter den Apoſteln wurde, ſo war ſich doch Paulus dabei keiner andern Kraft als der Chriſti bewußt, und wenn die Idee nicht in der Lehre Jeſu gelegen hätte, würden die andern Apoſtel ihn gar nicht als Chriſten anerkannt haben, geſchweige als Apoſtel. Bei den Sokratikern finden wir dagegen, daß ſie ſich oft mit Gegenſtänden beſchäftigten, die Sokrates nie berührte, und da trat eben ihre Eigenthümlichkeit und Differenz freier hervor.

32. Die philologiſche Erklärung muß dem zuſammenſtellenden Gebrauch des N. T. vorangehen.

Ohne [1]) das leztere (die dogmatiſche Auslegung) iſt die theologiſche Aufgabe nicht vollſtändig gelöſ't, aber ohne die voraufgehende philologiſche Erklärung, die jeden Gedanken und Ausdruck aus ſeinem Zuſammenhange zu verſtehen ſucht, kann man dabei kein gutes Gewiſſen haben.

33. Die Grundſäze des Parallelismus ſind für beide verſchieden wegen der Möglichkeit des gleichen Inhalts bei ganz verſchiedenem Sprachgebrauch.

34. Weſentlich iſt gänzliche Scheidung des Verfahrens (des philologiſchen und dogmatiſchen) und der Ausleger muß ein beſtimmtes Bewußtſein darüber haben in welchem er iſt.

35. Wenn die Auslegung unter vorausgeſezter Sprachkenntniß eben ſo betrieben werden muß, wie die durch welche die Sprachkenntniß zu Stande kommt, ſo muß durch den Gebrauch der Parallelſtellen in dem Kreiſe eines Wortes ein beſtimmtes Sprachgebiet abgeſteckt werden.

---

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

Eigentlich muß alles in den Lexicis unter bestimmten Bedeutungen als Auctorität angeführte eine Sammlung von Parallelstellen sein.

Die [1]) Sprachkenntniß entsteht durch hermeneutische Operationen. Das erste ist möglich vollständige Indices über die einzelnen Schriftsteller, also — Gebrauch der Parallelen. Daraus erhalten wir denn Indices für die Sprache, für bestimmte Gebiete, für das philosophische, rhetorische, mathematische Gebiet u. s. w. Hierbei kommt vorzüglich darauf an, diejenigen Ausdrücke welche am meisten in Hauptstellen vorkommen, die solennen Ausdrücke jedes Gegenstandes und ihr Verfließen in den allgemeinen Sprachgebrauch im Zusammenhange darzustellen. So entsteht das wahre Wörterbuch aus beiden Operationen; es muß für jedes Wort den Hauptsitz angeben und von da aus die Verbreitung des Gebrauchs in Anwendung auf verwandte Gebiete darstellen, so viel möglich historisch, chronologisch. Wie nun dabei nothwendig ist der Gebrauch der Parallelen, oft im weitesten Sinne, so daß man auf verwandte Sprachen, auf die Stammsprache vergleichend übergeht, so ist auch die Auslegung immer an den Gebrauch der Parallelen im engeren und weiteren Sinne gewiesen. Die Sprachkenntniß, die die Auslegung voraussezt, ist immer noch unvollkommen. Sie reicht nur aus, die kunstmäßige Auslegung zu beginnen. Aber eben deshalb muß die künstlerische grammatische Auslegung wieder zurückwirken auf die Erweiterung und Vollendung der Sprachkenntniß.

36. Hiedurch (35.) wird die alte Regel, wenn sich noch Spuren in der Schrift selbst finden, die Erklärungsmittel nicht außerhalb derselben zu suchen, gar sehr beschränkt.

1. Denn wenn nun doch Worte in gleicher Bedeutung außerhalb vorkommen, so würde man solche Stellen doch ins

[1]) Aus der Vorles. v. 1826.

Wörterbuch aufnehmen. Der Unterſchied zwiſchen leichteren und ſchwereren Stellen kann nicht dagegen angeführt werden, aber freilich iſt er es von dem man bei jener Regel ausgegangen iſt.

2. Bei Hauptgedanken beſonders würde ſie im N. T. ſehr beſchränkt dadurch daß die religiöſe Umwandlung nicht alles betroffen hat, ſondern manche Vorſtellungen blieben wie die Zeitgenoſſen ſie hatten, theils auch daß Vorſtellungen der Zeit angeführt werden im Gegenſaz gegen die chriſtlichen.

3. Bei Nebengedanken iſt offenbar daß einem neuteſtam. Schriftſteller die andern nicht näher verwandt ſind als andere nicht neuteſtam., welche Gedankenkreis, Bildungsſtufe und Sprachgebiet mit ihm gemein haben.

4. Noch weniger iſt die Regel bei dem N. T. werth, wenn man unter heil. Schrift auch das alte Teſtament mit verſteht. Denn dieß enthält in Abſicht der Hauptgedanken manches irrige, was ſchon dem ganzen neuteſt. Zeitalter fremd geworden, und in Abſicht der Nebengedanken gehört es einer Zeit an von der nur wenig in das Bewußtſein der damaligen übergegangen war.

37. Da der Sinn nicht in den einzelnen Elementen ſondern nur in ihrem Zuſammenſein iſt, ſo ſind die nächſten Parallelen die, welche daſſelbe Zuſammenſein darbieten.

Es iſt immer eine Art Willkühr, ein Wort für das dunklere zu erklären, denn es kann eben ſo gut das andere ſein, z. E. Joh. 7, 39., wo man ſich vergeblich bemühen würde, wenn man aufs Gerathewohl wollte unter den verſchiedenen Bedeutungen von πνεῦμα ἅγιον herumſuchen, ſondern die rechte Parallele iſt Apoſtelgeſch. 19, 2., und man kann wirklich ſagen die Schwierigkeit liegt in dem εἶναι, welches hier nicht ſtreng zu nehmen iſt, ſondern heißt, in der Erſcheinung vorhanden, mitgetheilt ſein.

38. Auf das quantitative Verſtehen iſt überall eben ſo zu achten wie auf das qualitative.

Alſo nicht erſt damit anzufangen bei ſchweren Stellen ſondern bei leichten, im formellen und materiellen Sprachelement, in Wörtern und ganzen Säzen.

39. Das Minimum des quantitativen iſt das Abundiren, das Maximum die Emphaſe.

1. Das Abundiren beſteht darin wenn ein Theil nichts beiträgt zum Ganzen. Doch findet dieſes niemals ſchlechthin ſtatt. Die Emphaſe beſteht darin: einmal wenn das Wort in dem größten Umfang zu nehmen iſt, in welchem es gewöhnlich nicht vorkommt, dann auch wenn alle Nebenvorſtellungen welche es erregen kann mit beabſichtigt ſind. Das Lezte iſt etwas unendliches.

2. Da nun die Endpunkte nicht eigentlich gegeben ſind, ſo geht man aus von einem Durchſchnitt, als dem gewöhnlichen, was darunter iſt nähert ſich dem Abundiren, was darüber der Emphaſe.

40. Alles mehr oder weniger abundirende da es doch einen Grund haben muß, muß entweder aus Rückſicht auf das muſikaliſche der Sprache oder aus einer mechaniſchen Attraction entſtanden ſein, und eins von beiden muß man nachweiſen können wenn man etwas als abundirendes anſehn will.

1. Mechaniſche Attraction kann nur ſtattfinden wenn die Verbindung zweier Redetheile Formel und Phraſe geworden iſt.

2. Aus muſikaliſcher Rückſicht kann etwas abundirendes nur ſtehen in ſolchen Gattungen, wo dieſes Element mehr hervortritt und an ſolchen Stellen wo das logiſche mehr zurücktritt, welches lezte der Fall iſt wenn die Form des Gegenſazes ganz fehlt.

3. Abundiren können auf dieſe Art Theile des Subjects oder Prädicats, wenn es in eine Mehrheit zerfällt iſt. Ferner Nebenbeſtimmungen des einen oder andern, wenn ſie keinen beſtimmten Gegenſaz gegenüber haben.

41. Was emphatiſch ſein ſoll muß ſich durch die betontere Stellung und andere Hinweiſungen zu erkennen geben.

1. Über das gewöhnliche Maaß der Bedeutſamkeit kann einer nicht bewußtlos hinausgehen; es muß auch bemerkt ſein wollen, da der emphatiſche Gebrauch eines Wortes immer eine Abkürzung iſt, etwas in ein Wort hineinzulegen was ſonſt daneben ſtehen könnte. Kann alſo das erſte nicht mit gehöriger Deutlichkeit geſchehen, ſo wählt doch jeder das andere.

2. Es muß immer ein anderer Redetheil da ſein, in Beziehung auf welchen einer emphatiſch iſt und dieß muß ſich durch die Zuſammenſtellung deutlich machen laſſen.

42. Die Maxime ſo viel als möglich tautologiſch zu nehmen iſt eben ſo falſch als die ſoviel als möglich emphatiſch zu nehmen.

1. Die erſtgenannte iſt die neuere. Man glaubt ſie im N. T. durch die vorherrſchende Form des Parallelismus und durch die größtentheils geringere logiſche Strenge hinreichend gerechtfertigt; aber mit Unrecht, und man muß nach den oben geſtellten Säzen davon wieder zurückkommen. Beſonders glaubt man ſich durch jeden leichten Schein von Synonymen gerechtfertigt.

2. Die leztgenannte iſt die ältere, zuſammenhangend mit der Anſicht daß der heil. Geiſt Auctor ſei, und daß der nichts vergeblich thun werde, daher kein Abundiren, keine Tautologie und zunächſt alſo alles verwandte emphatiſch, dann aber auch alles überhaupt, denn an jedem Worte iſt etwas zu viel, wenn es nicht ganz an jeder Stelle erſchöpft iſt. Allein da den urſprünglichen Hörern und Leſern die Perſon des Schriftſtellers

nie verſchwand, und ſie Rede und Schrift nur nach den gewöhnlichen Vorausſezungen beurtheilen konnten, auch die Ausflucht, daß der heilige Geiſt die ganze inſpirationsgläubige Chriſtenheit, welche ihn nur nach der aufgeſtellten Maxime beurtheilen darf, im Auge gehabt, nichts hilft, indem dieſe Chriſtenheit nur durch das richtige Verſtändniß, welches ſich den erſten Chriſten mittheilte, entſtehen konnte, ſo iſt dieſe Maxime ſchlechthin verwerflich.

3. Indem nun die Wahrheit in der Mitte liegt, läßt ſich keine andere Regel der Beurtheilung angeben, als daß man beide Abweichungen immer im Auge habe, und ſich frage, welche mit der wenigſten Unnatur könnte angewendet werden. Beſonders kommt hier zur Sprache das Urgiren bildlicher Ausdrücke, indem emphatiſch betrachtet jede Metapher ein Compendium eines Gleichniſſes iſt, und ebenſo kann man auch ein Gleichniß ſelbſt emphatiſiren. Auch dieß muß lediglich nach den aufgeſtellten Regeln beurtheilt werden, ob das was man noch in einem Gleichniß will auch in demſelben Gebiet liegt, worin das Gleichniß ſpielt. Denn ſonſt bekommt man doch nur Anwendungen und Einlegungen. Auf der andern Seite muß man aber auch bedenken wie nahe die Metapher der Phraſis liege. Denn in demſelben Maaß iſt keine Emphaſis zu erwarten. Am meiſten dominirt die Emphaſis im ſtreng dialektiſchen Vortrage und im wizigen.

43. Das Maaß in welchem abundirendes oder emphatiſches vorauszuſezen iſt hängt nicht nur von der Gattung der Rede ab, ſondern auch von der Entwicklungsſtufe des Gegenſtandes.

Wenn ein Gegenſtand für das Gebiet der Vorſtellung ſchon gehörig bearbeitet iſt, dann kann man von dem mittleren Durchſchnitt ausgehen, und es hängt nur von der Redegattung ab, wann oder wo man mehr Emphaſe oder Abundanz zu erwar-

ten hat. Iſt aber der Gegenſtand noch neu und die Sprache für denſelben noch nicht gebildet, ſo entſteht eine Unſicherheit ob die gewählten Elemente auch den Zweck erreichen, und wo dieſe ſich im einzelnen auf etwas beſtimmtes gründet, da entſteht denn eine Neigung das nicht genug geſicherte durch einen andern Ausdruck zu ſichern. Dieß iſt die Entſtehung der Häufung, welche dann bald für Tautologie genommen wird bald für Emphaſis. Das Wahre aber iſt, man muß ſie nicht als Einerlei aber auch nicht als entgegengeſtellt, ſondern als Eins anſehn und aus ihnen zuſammengenommen die Vorſtellung entwickeln. Im N. T. iſt dieß der Fall bei Paulus am wenigſten weil ſeine Terminologie auf einer Maſſe mündlicher Unterweiſung beruhte, in Johannes am meiſten. Aus der falſchen Emphaſe iſt hernach entſtanden daß man alle einzelnen Ausdrücke, Erneuerung, Erleuchtung, Wiedergeburt, in das dogmatiſche Begriffsſyſtem aufgenommen hat woraus ein verwirrender unwiſſenſchaftlicher Überfluß entſtanden iſt. Aus der falſchen Tautologie iſt entſtanden daß man den Ausdrücken das Minimum von Gehalt zugemeſſen und alſo den Begriff ſelbſt aufgegeben hat.

44. Das quantitative Verſtehen der Säze führt ſich zurück auf das der Elemente und das der Verbindungsweiſen.

1. Säze haben ein Verhältniß unter ſich und eins zur Einheit der Rede. Im lezten kommt alles an auf den Gegenſaz von Haupt- und Nebengedanken, im erſten alles auf den Gegenſaz von coordinirt und ſubordinirt. Alles iſt Hauptgedanke was um ſein ſelbſt willen geſagt iſt, alles Nebengedanke was nur zur Erläuterung geſagt wird, wenn gleich lezterer oft weit ausführlicher ſein kann, als erſterer. Hauptgedanken zu erkennen an den darin vorkommenden Begriffen. Da Nebengedanken Abundanz ſind und im Ideal des ſtreng wiſſenſchaftlichen Vortrags keinen Plaz finden, ſo iſt das Verhältniß von Haupt- und Nebengedanken ebenſo zu beurtheilen, wie das von Abundanz und Emphaſe.

2. Ob Säze coordinirt oder ſubordinirt ſind, das muß aus den Partikeln und Verbindungsweiſen hervorgehn; aber der Inhalt iſt ergänzend. Je mehr in einer Sprache und Redegattung die Verbindungsformeln beſtimmt ſind, um deſto weniger braucht man erſt nach dem Inhalt der Säze zu fragen, und umgekehrt je klarer der Zuſammenhang iſt, deſto weniger kommt auf eine Anomalie im Gebrauch der Verbindungsformeln an.

3. In loſen Formen aber wie die neuteſtam. überhaupt ſind iſt es ſchwierig, Haupt- und Nebengedanke aus dem Sprachgebiet zu unterſcheiden, weil dieſer Gegenſaz ſelbſt nicht ſtark geſpannt iſt ſondern beim leichten Wechſel der Materie eins in das andere übergeht. Dann muß das andere zu Hülfe kommen, und indem man das Verhältniß eines Sazes zu einem andern erkennt muß man vermittelſt deſſelben auch das zum Ganzen finden.

Zuſaz: Hieraus iſt auch die unrichtige Klaſſification dogmatiſcher Stellen zu erklären, welche eigentlich auf der Maxime beruht, daß in den neuteſt. Schriften alles dogmatiſche gleich müſſe Hauptgedanke werden. Dieſe Maxime iſt aber unhaltbar.

Schlußbemerkung.

Die zulezt behandelten Gegenſtände haben uns am meiſten auf die techniſche Interpretation hingewieſen. Nicht als ob die Maxime daß eigentlich jede Seite für ſich hinreichen müſſe an ſich unrecht wäre; aber ſie ſezt eine ſo vollkommene Sprachkenntniß voraus, wie ohne vollendete Auslegung nicht möglich iſt.

Da nun wenn Sprachkenntniß mangelt ich zwar die Sprachkenntniß Anderer zu Hülfe nehmen muß, aber dieſe ſelbſt nur mit einer mangelhaften Sprachkenntniß benuzen kann: ſo muß in jedem ſolchen Falle die techniſche Auslegung Ergänzung ſein. Und eben ſo umgekehrt kann ich die Kenntniß Anderer vom Verfaſſer nur mittelſt meiner mangelhaften Kenntniß von ihnen ſelbſt benuzen, alſo muß mir die grammatiſche Auslegung zur Ergänzung dienen.

[Schleiermacher bemerkt ſelbſt am Rande ſeines Heftes, daß er im Jahre 1828 von §. 4. an den Vortrag geändert, indem er das materielle Element vorangenommen habe. Noch bedeutender iſt die Veränderung ſchon von §. 3. an im Jahre 1832. Die Randanmerkungen geben aber weder für den Vortrag vom Jahre 1828, noch vom Jahre 1832 ein zuſammenhangendes deutliches Compendium oder auch nur Directorium. Die Vergleichung der nachgeſchriebenen Hefte zeigt, daß der mündliche Vortrag ſeit 1828 immer unabhängiger von dem handſchriftlichen Entwurf bald abkürzte und ausließ, bald erweiterte und neues aufnahm in immer anderer Ordnung. Unter dieſen Umſtänden war es unmöglich, die bisher befolgte Methode der Compoſition beizubehalten. Um nichts weſentliches und bedeutendes zu verlieren, ſchien es rathſam, zuerſt den Vortrag, wie Schleiermacher ihn 1819 concipirt hatte, vollſtändig mitzutheilen mit hie und da eingeſchalteten Erläuterungen und Erörterungen aus der Vorleſung vom Jahre 1826, dann aber aus den nachgeſchriebenen Heften den lezten, vollendetſten Vortrag vom Jahre 1832. in einem ſo viel möglich vollſtändigen Auszuge folgen zu laſſen, was jezt geſchieht.]

Wenn wir uns nach geſchehener Anwendung des erſten Kanons auf das N. T. (§. 1. und 2.) in der grammatiſchen Interpretation weiter orientiren, ſo iſt der günſtigſte Fall der, daß wir nach gehöriger Vorbereitung, wozu die Überſicht des Ganzen zu rechnen iſt, bei fortſchreitender Leſung im Einzelnen die einzelnen Elemente eines Sazes aus ſeinen Umgebungen unmittelbar ſo beſtimmen können, daß kein Zweifel iſt, daß wir den Saz ſo aufgefaßt haben, wie der Verfaſſer ihn gedacht hat. Iſt dieß aber nicht der Fall, dann müſſen wir uns den ganzen Sprachwerth der in einem Saze verbundenen Elemente zu vergegenwärtigen ſuchen. Dazu bedienen wir uns des Lexikons. Man muß ſich aber den Sprachwerth aller Elemente des Sazes vergegenwärtigen und nicht bloß des einen, wobei man anſtößt, weil es oft vorkommen kann, daß wir nur an dem einen anſtoßen aus Unkenntniß eines andern Elements. Darum muß man alle unterſuchen. Das hat freilich ſeine Ausnahmen, wenn man nemlich aus früherem Gebrauch und anderweitiger Übung in der Sprache das ſichere Gefühl gewonnen hat, daß einem

eben nur das eine Element unbekannt iſt. Aber man prüfe ſich dabei ſorgfältig, um nicht in eine Verlegenheit zu gerathen, die durch ein genaueres Verfahren leicht zu vermeiden geweſen wäre.

Haben wir uns nun alle Sprachwerthe gehörig vergegenwärtigt, ſo kommt es darauf an, den Localwerth jedes Wortes im Zuſammenhang der Rede richtig zu beſtimmen. Dabei aber iſt eine Grenze aufzuſuchen. Dieſe liegt nun darin, daß das Einswerden vom Haupt- und Zeitwort der Saz iſt, wobei jenes Subject dieſes Prädicat iſt, die ſich gegenſeitig beſtimmen. Die Grenze erweitert ſich, wenn wir uns den Saz in einer gewiſſen Gleichmäßigkeit erweitert denken, ſo daß jedes Element noch ein beſtimmendes bei ſich hat. So haben wir Elemente, wodurch wir der Aufgabe näher treten können. Nemlich nicht nur wird das Hauptwort durch das Zeitwort beſtimmt, ſondern auch durch das ihm beigelegte, oder der Einfluß, den das Zeitwort auf das Hauptwort ausübt, erhält durch das dem Hauptworte beigelegte eine beſtimmtere Richtung. Allein dieß findet ſo nur ſtatt bei einfachen Säzen. Oft iſt aber Ein Subject für mehrere Zeitwörter. Dann ſind alle Zeitwörter beſtimmend, und müſſen ſich in demſelben Sinne auf das Hauptwort beziehen, wenn nicht am Tage liegt, daß mit den verſchiedenen Sprachwerthen geſpielt iſt. Aber nicht allein von der ganzen Reihe der Zeitwörter geht die Beſtimmung aus, ſondern von allen den Zeit- und Hauptwörtern zugegebenen Beiwörtern zugleich. Hier entſteht nun die Frage, woran erkennen wir, daß ein ſeinem Localwerthe nach ſtreitiges Element anders gemeint iſt an der einen Stelle, mit der wir zu thun haben, als an einer andern? — Dieß iſt verſchieden je nach dem Complexus der Gedanken. Iſt der Inhalt einer Gedankenreihe durch eine Überſchrift voraus angegeben, ſo kann man ſchließen, der darin bezeichnete Begriff ſei der Hauptbegriff, und man hat alle Urſache zu vermuthen, daß das denſelben bezeichnende Wort überall in demſelben Sinne vorkommen werde, ſelbſt in dem Falle, daß der

Begriff getheilt werden kann. Denn die Bezeichnung würde immer die des Ganzen bleiben, und es wäre unlogiſch, wenn ohne daß es ausdrücklich bemerkt wird der Ausdruck in einem partiellen Sinne gebraucht würde. Haben wir alſo durch Überſchrift oder vorläufige Leſung eine Überſicht des Ganzen, ſo können wir die Grenze beſtimmen, worin die Hauptgedanken und die ausdrückenden Sprachelemente in einerlei Sinn vorkommen müſſen. Eine ſolche Überſicht kann nemlich nicht gewonnen werden ohne daß bemerkt wird, ob ein Ausdruck an verſchiedenen Stellen in verſchiedenen Dignitäten vorkommt. Allein dieſer Kanon der Identität gilt nur für die Ausdrücke, welche weſentliche Glieder der Rede ſind. Denn bei unweſentlichen iſt nichts, was den Redenden hätte hindern können, einen Ausdruck an verſchiedenen Stellen verſchieden zu gebrauchen, wenn nur in Übereinſtimmung mit dem allgemeinen Sprachwerthe. Dieß iſt jedoch nur ein relativer Gegenſaz. Denn was in dem Complexus der Gedanken an ſich unweſentlich ſcheint kann in der Entwicklung deſſelben an ſeiner Stelle weſentlich ſein. Wir müſſen alſo einen andern Gegenſaz ſuchen.

Sobald ſich ein Complexus von Gedanken in geordneter Rede über die allergrößte Kürze erhebt, ſo erhalten wir nicht nur einen Unterſchied zwiſchen Haupt- und Nebengedanken ſammt den zu beiden gehörigen Sprachelementen, ſondern auch einen Gegenſaz zwiſchen ſolchen Sprachelementen und Gedanken, die Theile des Ganzen ſind, und ſolchen, die eigentlich gar keine Theile deſſelben ſind, ſondern nur Darſtellungsmittel. Wenn z. B. in einer zuſammenhängenden Rede ein Gedanke durch eine Vergleichung klar und anſchaulich gemacht wird, ſo iſt die Vergleichung nur Darſtellungsmittel und dem Gegenſtande eigentlich fremd und kommt nur herein, um als fremdes einem Theile des Ganzen mehr Beſtimmtheit und Klarheit zu geben. Dieß kann oft etwas Vereinzeltes ſein, oft aber ſich auch durch die ganze Darſtellung hindurchziehen. Hier haben wir einen wirklichen inneren Unterſchied in der Rede, kein bloßes mehr und

weniger. Bei ſolchen bildlichen, vergleichungsweiſe gebrauchten Ausdrücken haben wir im Verhältniß zu der Conſtruction des Ganzen aus ſeinen weſentlichen Elementen gar keine Indication, denn Vergleichung, Bildliches, kann bald ſo bald ſo gewendet werden. —

Wie verhält ſich nun der Kanon von dem Finden des Localwerthes zu dem erſten Kanon (1.)? Dieſer iſt nur negativ, ausſchließend oder verhindernd, daß die Beſtimmung des Localwerthes in einem dem Verfaſſer und den Leſern nicht gemeinſamen Sprachgebiet geſucht werde. Das allgemeine Sprachgebiet aber iſt in der jedesmaligen Rede oder Schrift näher beſtimmt, und auf dieſe nähere Beſtimmtheit im Zuſammenhange bezieht ſich unſer zweiter Kanon (3.) und iſt deshalb der poſitive.

Es fragt ſich nun nach dem Umfange, der Ausdehnung dieſes poſitiven Kanons. Sobald man über die Schranke des einfachen und zuſammenſezten Sazes hinausgehet, um den localen Wortwerth zu beſtimmen, ſo tritt der Gebrauch der Parallelſtellen ein. Zunächſt ſind dieß Stellen derſelben Schrift, in welcher der Ausdruck auf ähnliche Weiſe gebraucht iſt. Aber nur wenn die Bedingungen zur Beſtimmung des Localwerthes in beiden Stellen dieſelben ſind und der erſte Kanon nicht überſchritten wird, die Parallele alſo in demſelben Sprachgebiet liegt, iſt die Parallele ein erklärendes Hülfsmittel. Unter dieſer Vorausſezung kann ich auch Parallelen aus andern Schriften deſſelben Verfaſſers, ja aus Schriften anderer Verfaſſer nehmen.

Eine andere Erweiterung des Kanons tritt ein, wenn der Schriftſteller ſelbſt einen Saz in demſelben Complexus von Gedanken durch einen Gegenſaz erläutert. Je leichter dieſer zu faſſen iſt, je unzweideutiger, deſto erläuternder. Solche Gegenſäze ſind oft wirkſamer zur hermeneutiſchen Beſtimmung, als Analogieen, da der Gegenſaz weit ſchlagender iſt als die Analogie und die bloße Differenz. Wir ſind dann im Gebiete des Gegenſtandes ſelbſt; indem wir das eine ſezen und ein anderes ausſchließen, beſtimmen und verſtehen wir jenes durch dieſes ſchär-

ſer und genauer. Darin liegt alſo ein wichtiges hermeneutiſches Hülfsmittel. Kann Gegenſaz und Analogie in demſelben Sprachgebiet und in gleichem oder ähnlichem Gedankencomplexus verbunden werden, ſo iſt die Erläuterung noch bedeutender. Dieß hermeneutiſche Hülfsmittel gilt aber zunächſt nur in Beziehung auf Ausdrücke, die im Zuſammenhang des Ganzen ihren weſentlichen Ort haben, die zu Theilen des Gegenſtandes gehören. Tritt aber der Fall ein, daß Dunkelheiten entſtehen, wenn der Schriftſteller durch Dinge außerhalb ſeines Gegenſtandes dieſen erklären will, ſo bleibt nur übrig, daß ich ſuche wo von dem an einer fraglichen Stelle nur gelegentlich berührten ex profesſo die Rede iſt, oder wo daſſelbe auf analoge Weiſe gebraucht wird. Man muß dann aber das Verhältniß zwiſchen dem was hier und was dort erläutert iſt genauer beſtimmen.

Verfolgen wir den aufgeſtellten Kanon weiter, ſo müſſen wir, um organiſch zu verfahren, in Beziehung auf die Elemente einer Rede, die ſtreitig ſein können, zuvörderſt *Haupt- und Nebengedanken und bloße Darſtellungsmittel unterſcheiden*. Könnten wir dieſe Klaſſification überall auf gleiche Weiſe feſthalten, ſo hätten wir auch überall einen ſicheren Anknüpfungspunkt für unſer vorläufiges Verfahren, wodurch wir eine allgemeine Überſicht gewonnen haben. Allein hier tritt ein Unterſchied ein. Je logiſcher eine Rede iſt, deſto mehr tritt darin der Gegenſaz von Haupt- und Nebengedanken hervor, und deſto mehr ergiebt ſich die Gliederung ſchon aus einer allgemeinen Überſicht. Gehen wir nun damit an das vollſtändige Verſtehen, ſo kann dabei der Fall häufig eintreten, daß es rathſam iſt, die Schwierigkeiten in den Nebengedanken vorerſt liegen zu laſſen und ſich vor allem des Hauptgedankens zu bemächtigen und von dieſem aus das Verſtändniß der Nebengedanken zu conſtruiren. Wo dieſe logiſche Analyſe ſtatt finden kann, da iſt das hermeneutiſche Verſtändniß leicht. Allein das iſt nicht immer der Fall. Wir haben hermeneutiſche Aufgaben, wo von jener Operation kein Gebrauch gemacht werden kann. Am meiſten entzieht ſich

der logiſchen Analyſe die lyriſche Poeſie. In dieſer herrſcht eine ſo freie Gedankenbewegung, daß es ſchwer hält zu beſtimmen, was Haupt- und Nebengedanke und bloßes Darſtellungsmittel iſt. Dieß hat ſeinen lezten Grund darin, daß in der lyriſchen Poeſie, wo es darauf ankommt, die Bewegung des unmittelbaren Selbſtbewußtſeins auszudrücken, der Gedanke ſelbſt eigentlich nur Darſtellungsmittel iſt. Sind aber alle Gedanken nur Darſtellungsmittel, ſo verſchwindet der relative Gegenſaz zwiſchen Haupt- und Nebengedanken. Ebenſo verſchwindet dieſer Gegenſaz nur auf entgegengeſezte Weiſe da, wo alle Gedanken Hauptgedanken ſind, d. i. in der ſtreng wiſſenſchaftlich ſyſtematiſchen Darſtellung. Hier iſt Ein Gedanke die unmittelbare Form des Ganzen, und alles Einzelne integrirender Theil deſſelben. So haben wir die beiden Endpunkte für unſeren Kanon, wo er den geringſten Werth zu haben ſcheint. Aber ſie ſind am meiſten geeignet, die Anwendbarkeit der Theorie von den entgegengeſezten Punkten aus deutlich zu machen.

Die hermeneutiſche Aufgabe iſt bei der lyriſchen Poeſie beſonders ſchwierig. Der lyriſche Dichter iſt in vollkommen freier Gedankenbewegung, der Leſer aber nicht immer lyriſcher Leſer, und in dem Grade unvermögend aus ſeinem eigenen Bewußtſein das lyriſche Gedicht nachzuconſtruiren. Der aufgeſtellte hermeneutiſche Kanon beruht auf der Vorausſezung eines gebundenen Gedankenganges, iſt alſo inſofern nicht unmittelbar anwendbar auf die lyriſche Poeſie, weil hier die Ungebundenheit herrſcht. Wie iſt nun zu verfahren? Die vorläufige Überſicht eines lyriſchen Produkts giebt uns zwar keinen Unterſchied von Haupt- und Nebengedanken, aber ſie hebt doch manches hervor, was uns gewiß wird. Dieß iſt aber zunächſt das was als Negation des gebundenen Gedankenganges erſcheint, d. h. was ſich als Sprung und als Wendepunkt darſtellt. Dieß führt aber wieder auf das Gebundene zurück, wovon auch die freieſte Gedankenbewegung ſich nicht ganz frei machen kann. Die organiſche Form im lyriſchen Saze iſt weſentliche dieſelbe, ebenſo die

Art und Weiſe ihrer Verknüpfung, wie in der gebundenen Darſtellung. Nur iſt die Verknüpfung loſer behandelt. Die Sprachelemente ſind dieſelben, nur in verſchiedenen Verhältniſſen. Weil aber die logiſche Entgegenſezung und Unterordnung fehlen, ſo iſt am beſten nach empfangenem Eindruck des Ganzen ſogleich ins Einzelne zu gehen. Dieß gilt aber nur von der ſprachlichen Seite, nicht der pſychologiſchen. Anders bei der ſyſtematiſch wiſſenſchaftlichen Darſtellung. Hier ſteht alles im Verhältniß der Subordination oder Coordination der einzelnen Theile des Ganzen. Von dieſem Verhältniſſe bekommen wir durch die Überſicht einen allgemeinen Eindruck und dann kommt es nur darauf an das Verhältniß der Sub- und Coordination im Einzelnen genauer zu beſtimmen. Das hat aber keine Schwierigkeit weiter, wenn wir nur die Structur der Schrift wie ſie der Verfaſſer im Sinne hatte richtig faſſen. Aber freilich eben hierin kann eine Schwierigkeit liegen. Revolutionen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft und der Ethik haben neue Syſteme hervorgebracht und alte verworfen. Kommt man nun von der Darſtellung eines früheren wiſſenſchaftlichen Syſtems, nachdem man dieſes gefaßt hat, plözlich und ohne Überlegung zu einem andern, neuen, ſo muß man nach geſchehener Sprachconſtruction ſo verfahren, daß man das Einzelne noch unbeſtimmt läßt bis man das Ganze gefaßt hat. Wollte man gleich Einzelnes im neuen Syſtem mit Einzelnem im vorhergehenden vergleichen, ſo würde man mißverſtehen, denn das Verhältniß des Einzelnen iſt in jedem Ganzen ein anderes. Giebt es Übergänge, Berührungspunkte zwiſchen dem alten und neuen, ſo iſt das Verfahren leichter, aber es bleibt doch weſentlich daſſelbe, denn die Veränderung beruht auf Thatſachen, die entweder ganz neu ſind oder ganz neue Verhältniſſe zeigen. Damit werden, wenn das Neue auch anfangs in der bisherigen Sprache mitgetheilt wird, neue Ausdrücke hervorgebracht. Die Aufgabe beſteht immer weſentlich darin, die hermeneutiſche Conſtruction mit Einem Schlage hervorzubringen und das Ganze zuſammenzuſchauen.

Zwiſchen den beſagten beiden End- und Grenzpunkten, von denen wir den erſteren allgemeiner als Poeſie den zweiten als Proſa bezeichnen können, liegen alle verſchiedenen Arten der Compoſition und die dadurch beſtimmten Modificationen des hermeneutiſchen Verfahrens. Der allgemeine hermeneutiſche Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa iſt der, daß dort das Einzelne als ſolches ſeinen beſonderen Werth haben will, hier das Einzelne nur im Ganzen, in Beziehung auf den Hauptgedanken. Von den dazwiſchen liegenden Arten der Compoſition grenzt unter den poetiſchen die dramatiſche am meiſten an die Proſa und in ihr will alles als Eins und ſo gewiſſermaßen auf einmal verſtanden werden. Die eigentliche Mitte bildet von der poetiſchen Seite die epiſche Poeſie. Hier iſt immer ein Zuſammenwirken mehrerer, aber jeder iſt da in ſeiner Einzelheit. Da haben wir das Gebiet des Hauptgedankens, ſo wie ſich derſelbe aber im Einzelnen darſtellt entſteht das Gebiet der Nebengedanken, aber um dieſe herum iſt ein allgemeines poetiſches Leben und da ſind im engeren Sinn die Gedanken Darſtellungsmittel. Ebenſo giebt es in der Proſa eine Form, welche der lyriſchen Poeſie am nächſten liegt, die epiſtolariſche. Hier iſt das freie Aneinanderreihen der Gedanken, die kein Band weiter haben als das Selbſtbewußtſein des Subjects, das bald ſo bald ſo erregt wird. Ihr eigentliches Gebiet iſt in dem Verhältniß gegenſeitiger Bekanntſchaft. Wo das nicht iſt, oder nur fingirt, da geht der Brief aus ſeinem Gebiet heraus. Die hiſtoriſche Darſtellung bildet wieder die Mitte von der Proſa aus. Hier ſind die Hauptgedanken Theile der Darſtellung, die dem Factum was dargeſtellt werden ſoll weſentlich ſind. Säze welche ſich während jenes dargeſtellt wird darbieten ſind Nebengedanken und Darſtellungsmittel. Das didaktiſche kann ſich dem ſtrengſyſtematiſchen nähern, aber wenn die Darſtellung rhetoriſch wird läßt es eine Fülle von Nebengedanken und Darſtellungsmitteln zu.

Die Frage aber auf die es hier zunächſt ankam war die, wie weit, wo ſolche Unterſchiede und Abſtufungen ſtattfinden, das her-

meneutiſche Verfahren nach dem aufgeſtellten Kanon verſchieden ſein muß. Hier tritt nun nach dem bisherigen folgende Regel ein: Von allem was mit zu dem Hauptgedanken eines Gedankencomplexus gehört, iſt vorauszuſezen, daß es in derſelben Bedeutung gebraucht wird ſo lange derſelbe Zuſammenhang fortbeſteht. Dieß gilt aber nicht von dem was nur Darſtellungsmittel iſt. Dieß kann in verſchiedenen Stellen verſchiedenen Localwerth haben. Parentheſen heben den Zuſammenhang und ſeine Identität nicht auf. Sie ſind eben nur Unterbrechungen, nach denen ſich der noch nicht geſchloſſene Zuſammenhang wieder herſtellt. Weshalb auch bei den Alten Anfang und Ende der Parentheſen ſich gleichſam verlieren und unmerklich ſind. Nur da, wo ein von dem Verfaſſer beabſichtigter wirklicher Schluß iſt, iſt der Zuſammenhang gelöſ't und damit das Gebiet begrenzt, in welchem die Beſtimmung eines unbeſtimmten Ausdrucks zunächſt zu ſuchen iſt. Liegt aber in dem ſo geſchloſſenen Zuſammenhang keine hinreichende Indication für die Beſtimmung eines fraglichen Localwerthes, ſo kann man, wenn ſich irgendwo anders, wenn auch bei einem andern Schriftſteller, aber in demſelben Sprachgebiete derſelbe Gedankencomplexus findet, dieſen als Ergänzung gebrauchen. Bei dem Gebrauch ſolcher Ergänzungen oder Erklärungsmittel iſt aber ſorgfältig der Grad der Verwandtſchaft zu berückſichtigen, denn darnach richtet ſich das größere oder geringere Recht und die größere oder geringere Sicherheit des Gebrauchs. Liegt die Schwierigkeit nicht in dem Hauptgedanken, ſondern in dem Nebengedanken, ſo muß die Beſtimmung des Localwerthes des Ausdrucks da geſucht werden, wo der Nebengedanke als Hauptgedanke erſcheint, aber um ſicher zu ſein nicht an einer einzelnen Stelle, ſondern an mehreren. Dieſe Regel hat ihren Grund darin, daß, je mehr ein Ausdruck Nebengedanke iſt, deſto weniger vorauszuſezen iſt, daß er in ſeiner ganzen Beſtimmtheit genommen iſt. Dieß hat einen pſychologiſchen Grund. Bei dem Verfaſſen einer Schrift iſt der Schriftſteller von Vorſtellungen begleitet, die ſich ihm neben dem Hauptgedan-

ken mehr oder weniger ſtark aufdrängen. Dieſe Begleitung von Vorſtellungen iſt durch die Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers bedingt und ſo hängt davon auch ab, wie Nebengedanken in den Zuſammenhang hineinkommen. Je mehr dieſe Eigenthümlichkeit bekannt iſt, deſto leichter wird es aus dem bekannten Geſammtwerthe eines Ausdrucks den Localwerth deſſelben als Nebengedanke auszumitteln. Es kann ein Schriftſteller wohl ſeine Hauptgedanken klar und beſtimmt geben, aber mit den Nebengedanken iſt er nicht genau, weil die begleitenden Vorſtellungen in ſeinem gewöhnlichen Leben zu keiner vollen Beſtimmtheit gelangen, ſondern Andeutungen bleiben; ſo kann und will er auch dem Ausdruck keine größere Beſtimmtheit geben, als die Vorſtellung hat. Bei manchen Schriftſtellern ſtehen die Nebengedanken in einer objectiven Verwandtſchaft mit dem Hauptgedanken. So bei denen, die logiſch zu verfahren gewohnt ſind. Überhaupt je logiſcher jemand denkt und ſchreibt, deſto mehr treten die Nebengedanken zurück. Je unlogiſcher aber, deſto leichter kann das fremdartigſte, fernſte, wenn nur einige Analogie ſtattfindet, erwartet werden. Man wird alſo bei den logiſchen Schriftſtellern genöthigt, die Nebengedanken in Beziehung auf die Hauptgedanken genauer zu faſſen, während man bei den andern, je fremdartiger die Nebengedanken ſind, deſto weniger Urſach hat, es damit genau zu nehmen. Aus dem allen aber folgt, daß hier die hermeneutiſche Operation auf die pſychologiſche Seite hinübergreift. — Hat die Art wie ein Sprachelement in einem Nebengedanken gebraucht wird, etwas conſtantes, wovon das Maximum die ſolennen Ausdrücke ſind, ſo iſt um ſo weniger Schwierigkeit und um ſo mehr Sicherheit. Je weniger ein Gegenſtand ſchon in der allgemeinen Vorſtellung fixirt iſt, deſto weniger ſind ſolenne Ausdrücke zu erwarten. Dabei aber iſt zu beachten, je allgemeiner ein ſolenner Ausdruck geworden iſt, deſto mehr verliert er an Intereſſe, deſto leichter geht man darüber hinweg. So veralten ſolenne Formeln und verlieren den Werth. Verfirt ein Schriftſteller in ſolchen veralteten ſolennen Formeln, ſo wird er altmo-

diſch. Hier tritt alſo ein verſchiedener Werth hervor und in Beziehung darauf folgende Regel: Je häufiger in gewiſſen Combinationen ein Nebengedanke und ſein Ausdruck vorkommt, deſto größer iſt die Sicherheit und Leichtigkeit des Verſtändniſſes; je mehr aber dieſe wächſt, nimmt der Werth der Ausdrücke ab. Deshalb iſt eine richtige Abſchäzung des jedesmaligen Werthes nothwendig. — Die obengegebene Regel für die Auffindung der Localwerthe der Nebengedanken, nemlich zu vergleichen, wo dieſelben als Hauptgedanken vorkommen, wo ſie ihren eigentlichen Ort haben, iſt nur da anwendbar, wo die Nebengedanken in einer gewiſſen Klarheit und leicht hervortreten, nicht aber da, wo ſie an der Grenze des klaren Bewußtſeins ſtehen und ins Verworrene hineinſtreifen. In dieſem lezteren Falle iſt ein indirectes Verfahren nothwendig. Man muß nemlich fragen, in welcher Richtung hat wohl der beigebrachte Nebengedanke zur Wirkung des Ganzen beitragen können? Hat man das gefunden ſo kann man die obige Regel anwenden und ſagen, aus dem oder jenem parallelen Complexus heraus hat der Verfaſſer den Nebengedanken mit ſeinem Ausdruck herausgenommen und in dem beſtimmten Sinn gebraucht.

Dieß führt zu einer genaueren Betrachtung der für die hermeneutiſche Operation ſo wichtigen Verwandtſchaftsverhältniſſe der Begriffe und ihrer Bezeichnungen. Wir unterſcheiden die ſprachliche und die logiſche Verwandtſchaft. Die erſtere iſt zwiefacher Art einmal die zwiſchen Stammwörtern und abgeleiteten, ſodann die Collateralverwandtſchaft zwiſchen den abgeleiteten Wörtern deſſelbigen Stammes. Iſt der Stamm ſicher und die Ableitungsform bekannt, ſo iſt das Verfahren das eines Calcüls; denn wir haben im Stamm das allen Gemeinſame, die Einheit, und in den Ableitungsformen das Geſez der Differenzen. Läßt ſich der Stamm zu einer gegebenen Sippſchaft nicht finden, es ſind aber abgeleitete Wörter eines anderen Stammwortes gegeben, deſſen Sprachgebrauch ich dem fraglichen ähnlich weiß, ſo kann ich auch dieſe als erläuternde Verwandtſchaft gebrauchen.

Allerdings ſcheint das ein beſtimmtes Verhältniß vorauszuſezen. Finde ich für den Gebrauch eines Stammwortes in dem Sprachgebiet wo es zu ſuchen iſt keine Analogie, und iſt das Stammwort nicht gebraucht wie ſein Abgeleitetes, ſo iſt in Beziehung auf die Differenz der Zeit ein Archaismus anzunehmen, in Beziehung auf den Ort ein Provinzialismus oder Idiotismus. Viel weiter iſt der Gebrauch der Collateralverwandtſchaft.

Bei den logiſchen Verwandtſchaften müſſen wir zurückgehen auf den Gegenſaz zwiſchen allgemeinen und beſonderen Vorſtellungen. Wörter die Begriffe bezeichnen, welche von demſelben höheren Begriffe abgeleitet und einander coordinirt ſind, ſind verwandt. Das ſezt eine Bildungsform der Vorſtellungen durch Entgegenſezung aus einem Gemeinſamen voraus. So entſteht, wenn auf das zum Grunde liegende Princip der Entgegenſezung zurückgegangen wird, die Erklärung aus Entgegengeſeztem. Wenn ein Ausdruck, den ich nur als allgemeine Vorſtellung zu halten weiß wo er ſteht, mir dunkel iſt, d. h. nicht auf alle ihm coordinirten, mit ihm aus Einem höheren Begriffe abgeleiteten führt, ſo kann ich nur zum Verſtändniß gelangen, wenn ich alle Vorſtellungen, die durch Theilung und Entgegenſezung entſtanden ſind, vor Augen habe, denn damit habe ich dann das Getheilte ſelbſt. Der Complexus aller Theile wird das Getheilte ſelbſt und die vollſtändige Formel für die Grundeintheilung enthalten müſſen. Damit kommt man aber oft in Verlegenheit. Fehlt die Erklärung eines allgemeinen Ausdrucks, ſo iſt das daſſelbe, als wenn es eine hermeneutiſche Aufgabe für einzelne Fälle wäre. — Man iſt z. B. über die beſtimmte Grenze zwiſchen Animaliſchem und Vegetabiliſchem noch nicht einig. Kommt nun in einem Schriftſteller das Wort Thier vor eben in der Grenzregion zwiſchen Thieriſchem und Vegetabiliſchem, ſo iſt der Ausdruck ohne eine beſtimmte allgemeine Erklärung dunkel. Fehlt dieſe Erklärung und ich ſoll ſie ſuchen, ſo kann ich ſie nur finden, wenn ich alles was den Ausdruck erſchöpft in einem logiſchen Complexus vor mir habe. Daraus aber ergiebt ſich, daß ſich nicht alles aus dem

Entgegengeſezten leiſten läßt, ſo bald nemlich, wie in dem angegebenen Falle die Grenze, das Prinzip des Gegenſazes, nicht vollkommen beſtimmt iſt. Dies führt darauf, ob nicht auch eine andere Verwandtſchaft Statt finde, als die durch Gegenſaz? Allerdings! Es giebt Verwandtſchaften, welche durch Differenzen (Unterſchiede) beſtimmt ſind, die keine Gegenſäze ſind, keine ausſchließenden. Beſteht z. B. kein reiner Gegenſaz zwiſchen Thier und Pflanze, und müſſen wir ſagen, beide ſeien Formen des Lebens durch unmittelbaren Übergang verbunden, ſo werden wir wohl eine Menge Differenzen wahrnehmen, die zwar auf beſtimmte Gegenſäze führen, aber rein quantitative. So giebt es Gebiete wo der qualitative Gegenſaz unter den Vorſtellungen dominirt, und ſolche wo die Übergänge (quantitative Differenzen). Auf dem Farbengebiete z. B. haben wir wol gewiſſe Gegenſäze, aber ſie werden von dem Übergange beherrſcht; wenn wir auch beſtimmte Ausdrücke haben für das, was in die Mitte fällt, es giebt immer Farben, die an der Grenze dem einen und dem andern Gebiete zugeſchrieben werden können. Je unmittelbarer der Übergang iſt, deſto größer iſt die Verwandtſchaft. Dieſe Art der Verwandtſchaft iſt ſchwerer zu behandeln, als die, welche durch reinen Gegenſaz entſteht. Es kommt nemlich dabei in Betracht, daß, wie es eine verſchiedene Art zu ſehen giebt, ſo auch eine Verſchiedenheit der Vorſtellung von einem und demſelben Object. Wo eine ſolche Verſchiedenheit ſtattfindet, da muß ſie bei der Erklärung eines Ausdrucks aus der Verwandtſchaft immer berückſichtigt werden. Dieß hängt mit unſerem Princip zuſammen, daß alles Einzelne nur aus dem Ganzen zu verſtehen iſt. Alle Vorſtellungen die in einem Complexus durch Gegenſäze verbunden ſind bilden ein Ganzes; aber ebenſo jeder Complexus von Übergängen. Soll dabei Einzelnes aus der Verbindung mit einem andern Schriftſteller erklärt werden, ſo muß zuvor Gewißheit ſein, daß der andere dieſelbe Art zu ſehen, dieſelbe Art des Vorſtellens habe.

Betrachten wir in dieſer Hinſicht die verſchiedenen Charaktere der Sprachelemente, ſo werden wir, die Sache im Großen ange-

ſehen, finden, daß das Hauptwort die Region iſt, worin der Gegenſaz dominirt, das Zeitwort die Region, worin die Übergänge. Denn das Hauptwort ſchließt alle mir vorkommenden beſtimmten Formen des Seins, die Natur oder die Kunſt mag ſie hervorgebracht haben, in ſich. Jene ſind aber der beiweitem größte Theil dieſer Region. Die Verba Thätigkeiten bezeichnend haben ſchon dadurch ihre Richtung auf die Übergänge, alſo auf Differenzen die keine Gegenſäze ſind. Hier nur im Allgemeinen die Regel, daß viel größere Vorſicht nöthig iſt bei Erklärung eines Wortes aus bloßer Differenz, als aus reiner Entgegenſezung, denn hier haben wir es mit objectiv beſtimmtem zu thun, womit zuſammenhängt, daß die Bezeichnung des Entgegengeſezten in der Sprache viel feſter ſteht.

Aber die obige Beziehung der verſchiedenen Regionen des Haupt- und Zeitworts gilt nur im Großen, denn wir finden, daß bald Zeitwörter von Hauptwörtern, bald dieſe von jenen abgeleitet werden. Sind nun dieß die beiden Hauptrichtungen in der Entwicklung des Vorſtellungsvermögens, ſo folgt, daß die Auslegung ſicherer iſt, wo die Sprache in ihrer Hauptform die Vorſtellung rein erſchöpft; dann wird die Sprache ſelbſt die Indication auf das eine und andere ſein; je nachdem ſie aber ſchwankt, muß auch die Auslegung ſchwanken. Im Hebräiſchen z. B., wo allgemein die Vorausſezung gilt, daß alle Stammwörter Zeitwörter ſeien und alle Nomina abgeleitet, wird die Auslegung eben wegen dieſer einfachen Richtung der Sprache in dieſem Stücke ungemein erleichtert. Wo aber beide Richtungen in der Sprachbildung ſind, da fehlt auch die beſtimmte Indication in der Sprache ſelbſt, und muß ein großer Reichthum von Erklärungsmitteln gegeben ſein, um ſicher verfahren zu können. Hat man nun alle Ausdrücke beiſammen, die zuſammen ein Ganzes bilden, die aber durch Modificationen, welche ſich immer auf einen gewiſſen Gegenſaz bringen laſſen, verſchieden ſind, kann man ſie dann auf eine gewiſſe Weiſe ordnen und den Werth derſelben zu einander beſtimmen, und kann man dann auch ſagen, in dem

Sprachgebiete in welchem man zu thun hat, kommen alle Ausdrücke vor und der Schriftſteller gebraucht ſie alle, ſo kann man den Localwerth aus dem Schriftſteller ſelbſt beſtimmen. Iſt aber die Schreibweiſe anderer Art, ſo iſt der Kreis der in der Schrift ſelbſt gegebenen Erklärungsmomente enger und man muß darüber hinausgehen.

Was nun die Gedanken betrifft, welche in einem gegebenen Complexus nur Darſtellungsmittel ſind, ſo iſt zuerſt alles ins Auge zu faſſen, was im Allgemeinen durch den Ausdruck Vergleichung bezeichnet wird. Darin liegt, daß eine Vorſtellung aus einem andern Gebiete gebraucht wird, um eine in dem beſtimmten Complexus liegende ins Licht zu ſtellen. So iſt ſie dem Complexus an ſich fremd, nicht um ihrer ſelbſt willen da, ſondern nur in Beziehung auf das Verglichene. Dieß kann man aufs engſte und weiteſte denken. Jede durchgeführte Allegorie iſt ein ſolches Darſtellungsmittel, obwohl ſie ſelbſt wieder ein ganzer Complexus von Vorſtellungen iſt. Es gehört dahin aber alles, was wir Parallele, Gleichniß nennen, ja weiter noch alles Erläuternde, alſo auch das Beiſpiel, ſofern es als Einzelnes nicht für ſich iſt, ſondern nur zur Erläuterung des Allgemeinen. Wiederum kann bei den Hiſtorikern das Allgemeine, eine Maxime, Darſtellungsmittel ſein, wodurch angegeben wird, aus welchem beſtimmten Geſichtspunkt das Einzelne was erzählt wird zu betrachten ſei. Wollte man ſolche Maximen zur Charakteriſtik des Hiſtorikers zuſammenſtellen, ſo würde man Unrecht thun.

Das engſte von ſolchen Darſtellungsmitteln iſt der bildliche Ausdruck, wo der Inhalt des Sprachelements ein fremdes iſt, wenn wir es im unmittelbaren Sprachwerth nehmen. Aber häufig will der Redende gar nicht einmal, daß ein ſolcher Ausdruck in ſeinem eigentlichen Sprachwerth gedacht werde. Es fixiren ſich dergleichen Ausdrücke oft in der Sprache, ſo daß ihr eigentlicher Werth gar nicht mehr mit gedacht wird.

Dieß iſt der ganze Umfang der Darſtellungsmittel, der all-

gemeine Typus iſt die Vergleichung, die beiden Endpunkte die ausgeführte Allegorie und der einfache bildliche Ausdruck.

Iſt nun ein ſolcher Ausdruck im Zuſammenhange nicht unmittelbar klar, ſondern vieldeutig, ſo entſteht eine hermeneutiſche Aufgabe, wobei wir mehrere Fälle zu unterſcheiden haben.

Was zuerſt den Fall betrifft, wo bei ſolchen bildlichen Ausdrücken ihr eigentlicher Sprachwerth nicht mitgedacht werden ſoll, ſo ergiebt ſich wol unmittelbar, daß der obige Kanon zur Beſtimmung der Nebengedanken (nemlich aus den Stellen, wo dieſelben als Hauptgedanken erſcheinen) hier nicht angewendet werden kann. Denn, wenn der eigentliche Sprachwerth nicht mitgedacht werden ſoll, ſo kann ich den bildlichen aus dieſem nicht erklären. Nun aber giebt es ſolenne bildliche Ausdrücke. Gewiſſe Gegenſtände haben gewiſſe Complexe von bildlichen Ausdrücken, durch welche dieſelben in gewiſſer Beziehung dargeſtellt werden. Dieſe ſtreifen an die eigentlichen Ausdrücke an, ſind aber von ihrem eigenthümlichen Sprachwerth ſo entfernt, daß ſie von hier aus in ihrem Verhältniſſe zu dem, was ſie erläutern ſollen, nicht verſtanden werden können. Man ſpricht z. B. bei einem Gemälde vom Tone, was aus der Muſik, von Motiſen, was aus der Poeſie genommen iſt, und das iſt wechſelſeitig. Wo nun ſolche Verwandtſchaft eintritt, da liegt der Erklärungsgrund im Identiſchen, wie eben dieß die Urſach iſt. Aber das iſt gerade das Gebiet, wo die hermeneutiſche Operation am ſchwerſten iſt. Muſik, Malerei, Poeſie ſind als Künſte verwandt. Rede ich in der Poeſie von Farbe, in der Malerei vom Ton, ſo iſt der Ausdruck für die verſchiedenen Künſte derſelbe. Aber der Sprachgebrauch hat ſich anders geſtellt, für ihn iſt der Ton nur Element der Muſik, nicht der Malerei. Es mußte alſo der Ausdruck erſt eine Erweiterung erfahren, ehe er auf ein fremdes Gebiet übertragen werden konnte. Es mögen ſolche Ausdrücke oft gebraucht werden, ohne daß der Gedanke recht zur Klarheit gekommen. Aber wo ſolche Übertragungen ſtattfinden, muß die Vergleichung auf einer Verwandtſchaft beruhen, einer nachweislichen, denn ſonſt wären die bildlichen

Ausdrücke völlig willkührlich und wir könnten ſie nicht verſtehen. Um von hier aus das ganze Gebiet überſehen zu können, unterſcheiden wir zwei Punkte. Erſtlich, es giebt unter verſchiedenen Complexen von Vorſtellungen ſo genaue Verwandtſchaften, daß das eine ſich von ſelbſt darbietet, um als Darſtellungsmittel für das andere zu dienen. Zweitens aber es giebt Vergleichungen, die auf den erſten Anblick willkührlich erſcheinen, alſo nur auf zufälligen Beziehungen, nicht weſentlicher Verwandtſchaft beruhen. Dieſe lezte Art wird nie ſo allgemeine Gültigkeit erlangen, aber unbedingt verwerflich iſt ſie nicht. Nur Übermaaß werde vermieden! Kommt dieſe Art ſparſam vor und wird dann dem Leſer erleichtert, ſo macht ſie Effekt und die Rede wird prägnant. Es kann aber oft vorkommen, daß wir eine Vergleichung, die auf innerer Verwandtſchaft beruht, für eine von der entgegengeſezten Art halten, weil die innere Verwandtſchaft uns nicht bekannt iſt. So entſtehen hermeneutiſche Verwirrungen, die auf falſcher Schäzung beruhen. Da tritt die Nothwendigkeit des pſychologiſchen Elements ein. Man muß den Schriftſteller, die Art und Weiſe ſeines Verfahrens, ſeiner Gedankenproduktion kennen, um zu wiſſen, ob er gern oder ungern willkührliches gebraucht. Im lezteren Falle wird man immer innere Verwandtſchaft als Grund der Vergleichung vorausſezen. Bei willkührlichen Vergleichungen, die ſolenn werden können, muß doch auch irgend ein Gemeinſames, worauf die Zuſammenſtellung beruht, vorausgeſezt werden; es wird, wenn auch keine innere Verwandtſchaft, ſo doch eine Parallele vorhanden ſein, die indeß ein Zufälliges betreffen kann. Die Hauptaufgabe iſt, den Vergleichungspunkt zu finden und ſo die Vergleichung ſelbſt zu conſtruiren. Je nachdem was aus einem Complexus von Vorſtellungen zur Erläuterung gebraucht wird, fern oder nahe liegt, iſt die Aufgabe ſchwer oder leicht. Es kommt darauf an mit dem eigentlichen Gehalte eines bildlichen Ausdrucks ſo weit bekannt zu ſein, daß ſich das punctum saliens der Vergleichung daraus ergiebt. Die gewöhnlichen lexikaliſchen Hülfsmittel reichen da nicht aus. Die Lexika können den bildlichen Gebrauch der einzelnen

Sprachelemente nur nachweiſen bei techniſchen und ſolchen ſolennen Ausdrücken, welche auf gewiſſe Weiſe in den Sprachgebrauch übergegangen ſind. Man muß ſich zu den Hülfsmitteln wenden, wo man den Gegenſtand ſelbſt in ſeinem ganzen Zuſammenhange erläutert findet: daraus muß man die Kenntniß deſſelben ſo ergänzen, daß der Vergleichungspunkt uns nicht entgehen kann. Überhaupt reicht zum Verſtehen der Ausdrücke, die bloß Darſtellungsmittel ſind, die Sprachkenntniß allein nicht aus, ſondern nur in Verbindung mit den reichſten Realkenntniſſen. Wir unterſcheiden die beiden Fälle: Je mehr eine Vergleichung, auf innerer Verwandtſchaft beruhend, ſich den ſolennen Ausdrücken nähert, die in der Sprache eingewurzelt ſind, deſto leichter iſt das Verſtehen. Je mehr aber das Gegentheil, je mehr willkührliche Zuſammenſtellung, deſto ſchwieriger. Aber auch die willkührlichen Zuſammenſtellungen müſſen, wenn ſie Wahrheit haben ſollen, auf einer objectiven Analogie beruhen, und ſich darauf zurückführen laſſen. Man unterſcheide dabei, ob eine ſolche Vergleichung gebraucht wird, um den Zuſammenhang zu conſtituiren oder bloß als Verzierung. Der erſtere Fall iſt offenbar der ſchwierigere, zumal wenn die Analogie verſteckt iſt, wie z. B. bei Hamann.

Die ſolennen Vergleichungen beruhen auf Parallelen, die in der Conſtruction des Denkens, wie ſie in die Sprache übergegangen iſt, gegeben ſind. Eine der gewöhnlichſten, die beinahe ſchon in den eigentlichen Sprachgebrauch übergegangen iſt, iſt die Parallele zwiſchen Raum und Zeit. Hier iſt die Reduction natürlich und leicht. Bedeutender iſt, daß materielle Veränderungen, Verhältniſſe durch geiſtige erläutert werden und umgekehrt. Überwiegend iſt das leztere. Daran hängt ſich leicht die Meinung, daß in der Sprache eigentlich keine geiſtigen Ausdrücke vorhanden geweſen. Dieß kann freilich ſo allgemein nicht zugegeben werden, aber für eine gewiſſe Bildungsſtufe iſt's unumgänglich, daß Geiſtiges durch Sinnliches vergleichungsweiſe erläutert wird. Das umgekehrte iſt ſeltener, aber z. B. Klopſtock hat auf ausgezeichnete Weiſe Gebrauch davon gemacht. Solche Parallelen aber be-

ruhen auf dem feſtſtehenden Grundparallelismus zwiſchen dem Gebiete der Ethik und dem Gebiet der Phyſik. Hierauf gehen am Ende alle eigentlichen Vergleichungen wenn auch oft auf untergeordnete Weiſe zurück. Dieß iſt ihr allgemeiner Grund. Aber ſie werden beſonders beſtimmt durch die Denkweiſe des Zeitalters, der Nation und der beſondern Region, wozu der Schriftſteller gehört, endlich durch die Verſchiedenheit der individuellen Anſicht. In dieſe muß man ſich daher verſezen, um eine gegebene Vergleichung zu verſtehen.

So viel über unſeren hermeneutiſchen Kanon in Beziehung auf das materielle Sprachelement.

Wenden wir nun dieß auf das N. Teſtam. an, ſo kann das beſondere, was dabei zu bemerken iſt, nur beſtimmt werden durch die beſondere Gattung, wozu die neuteſt. Schriftſteller gehören und durch die Stufe, auf der dieſelben in ihrer Gattung ſtehen.

Wir haben im N. T. weſentlich mit zwei Hauptformen zu thun, der hiſtoriſchen und didaktiſchen. Leztere entweder in der Form brieflicher Mittheilung oder in der freien mündlichen Rede (die Reden Jeſu und der Apoſtel). Die Apokalypſe liegt außer dieſer Eintheilung und iſt beſonders zu betrachten.

Die briefliche Form geſtattet die freieſten Combinationen und Übergänge von einem zum andern. Somit enthält ſie keine ſo vollkommenen Gliederungen, wie andere Formen. Allerdings ſind die neuteſt. Schriftſteller in dieſer Beziehung ſehr ungleich. Der Brief an die Hebräer hat nur ſehr untergeordnet den Charakter eines Briefes, er ſtellt ſich, obwohl er den Briefcharakter nie ganz verläßt, mehr als eine Rede dar, daher er auch eine beſtimmtere Gliederung hat. Ähnliches gilt von dem Briefe an die Römer. — Hier iſt nun leicht zu beſtimmen, wie weit die Identität des Zuſammenhanges geht. Selbſt in den Briefen, die Briefe im engeren Sinne ſind, iſt der Gedankengang oft ſehr beſtimmt, wenn die Apoſtel ſich den Gedankengang ihrer Leſer beſtimmt vorſtellten. Oft aber ſchrieben ſie auch mit der Freiheit des vertraulichen Verkehrs. Dann

iſt ſchwerer zu beſtimmen, ob eine nähere oder entferntere Stelle in demſelben Briefe zu demſelben Zuſammenhange gehört. Denn haben wir auch vielleicht einen beſtimmten Endpunkt eines Zuſammenhanges, ſo geſtattet die Briefform doch nach kurzer Unterbrechung einen Rückgang zu jenem, der gar nicht ausführlich und beſtimmt bezeichnet zu ſein braucht. Der Fall tritt leicht ein, daß eine Stelle in Form einer Anſpielung Rückgang zum Vorigen iſt. Das muß nun genau nachgewieſen werden. Denn wenn ich nach einer Stelle, in welcher ſich ein dunkler Ausdruck findet, getrennt davon eine Stelle finde, worin derſelbe Ausdruck vorkommt, ich habe aber aus der allgemeinen Überſicht das Bewußtſein, daß dieſe Stelle eine ganz andere ſei, ſo darf ich auch den Ausdruck hier nicht gebrauchen zur Erklärung dort. Habe ich hingegen aus der allgemeinen Überſicht die Erinnerung, der Schriftſteller ſei noch in demſelben Zuſammenhange begriffen, ſo kann ich auch alles in ihm vorkommende zur Erklärung gebrauchen. Ja ſelbſt wenn der Zuſammenhang abgebrochen iſt und es folgt ein Anderes, dann aber eine Stelle, in der zwar das mannigfaltigſte denſelben Ausdruck umgiebt aber mit dem Vorigen übereinſtimmend, ſo kann ich den Ausdruck zur Erklärung gebrauchen. Die Erinnerung aus der allgemeinen Überſicht ſchließt die nachmalige Prüfung nicht aus, ob der Gedankengang derſelbe bleibe. Vor allem aber kehre man ſich nicht an die beſtehende Kapiteleintheilung, ſie führt leicht irre. Da man ſich aber des Eindrucks nicht immer erwehren kann, den die Abtheilung macht, daß man nemlich ein Anderes erwartet, ſo ſind zum unmittelbaren Gebrauch die Ausgaben beſſer, die jene Kapiteleintheilung nicht haben.

Was die hiſtoriſchen Schriften betrifft, ſo iſt hier ein ganz eigener Grund, weshalb die Identität des Zuſammenhanges ſo ſchwierig iſt zu beſtimmen, nemlich der, daß bei den meiſten überwiegend wahrſcheinlich iſt, daß ſie Zuſammenſtellungen von früher einzeln oder in andern Verbindungen vorhanden geweſenen Fragmenten ſeien. Das gilt am meiſten von den Schriften des Matthäus und Lukas, weniger von Markus, aber gar nicht auf die-

ſelbe Weiſe von dem Evangelium des Johannes. So entſteht bei jenen die Beſorgniß, daß zuſammengehörige hiſtoriſche Momente getrennt ſind an verſchiedenen Stellen, und wiederum daß verſchiedene Elemente zuſammengeſtellt ſind. Da iſt dann möglich, daß eine Stelle, die wir zur Erklärung einer andern gebrauchen, gar nicht von demſelben Referenten herrührt, alſo auch aus einem ganz andern Sprachgebiete. Selbſt Theile deſſelben Zuſammenhangs können aus verſchiedenen Schriftſtellern entnommen ſein. Matth. 13. z. B. folgen hintereinander mehrere Gleichniſſe über die βασιλεία τ. θεοῦ, von denen jedes etwas anderes von dem Gegenſtande hervorhebt. Wahrſcheinlich ſind dieſe Gleichniſſe zu verſchiedenen Zeiten vorgetragen und hier nur zuſammengeſtellt. Hier iſt nun zwar der Hauptbegriff, als feſtſtehender, derſelbe, aber untergeordnete Begriffe, die zu dem Hauptbegriff in keiner feſten Beziehung ſtehen, könnten in verſchiedenen Gleichniſſen verſchieden gebraucht ſein. Dieß iſt genau zu unterſuchen, und dabei überhaupt große Vorſicht nöthig. Stellen, die nicht erweislich demſelben unmittelbaren Complexus, demſelben hiſtoriſchen Fragment angehören, müſſen vorſichtig als Stellen verwandter Schriftſteller, die denſelben Gegenſtand behandeln, betrachtet werden. Dieſer Kanon entſcheidet die ſtreitige Frage über die Compoſition der Evangelien nicht, aber unter den gegebenen Umſtänden iſt er nothwendige Sicherheitsmaßregel, die vor falſchen Reſultaten bewahrt. Wenn die Stellen wirklich demſelben Verfaſſer angehören, werden ſich auch davon Indicien genug darbieten.

Nicht alles in den hiſtoriſchen Schriften iſt hiſtoriſch, manches didaktiſch. Dabei entſteht die Frage, ob dieß in hiſtoriſchen und briefl ichen Schriften verſchieden ſei. Der Unterſchied kann nicht groß ſein. Denn die mündliche Rede, wie ſie in den neuteſt. Schriften vorkommt, hat dieſelbe Freiheit, wie der Brief.

Was die Parallelen im eigentlichen Sinn betrifft, ſo entſteht die Frage, wiefern in dieſer Beziehung das N. T. Ein Ganzes iſt und wie ſich die verſchiedenen Schriftſteller zu einander verhalten? Dieß führt auf die Frage über die Inſpiration. Aus

dem oben geſagten aber folgt, daß auch das was beſtimmt als inſpirirt hervortritt auf die hermeneutiſche Operation von keinem weſentlichen Einfluß iſt. Aber das iſt hier die Frage, wie ſich die Einheit und die Differenz des N. T. zu einander verhalten? Jede Sammlung, Verbindung mehrerer Schriften ſezt Identiſches voraus. Dieſe Identität könnte zunächſt die des Verfaſſers ſein. Betreffen dann die einzelnen Schriften verſchiedene Gegenſtände, ſo haben ſie keine engere Verwandtſchaft weiter, als daß ſie von einem und demſelben Verfaſſer ſind. Die Zuſammenſtellung iſt dann nur eine äußerliche, und die hermeneutiſche Aufgabe bloß auf das Eigenthümliche des Sprachausdrucks des Verfaſſers gerichtet. Werden Schriften Eines Verfaſſers über denſelben Gegenſtand geſammelt, ſo fragt ſich, ob die Verwandtſchaft ſo groß iſt, daß wir die verſchiedenen Schriften ebenſo zur Erklärung anwenden können, als wäre alles Eine Schrift? Die Frage iſt nur beſchränkt zu bejahen. Jeder iſt in ſeinen Vorſtellungen der Veränderung unterworfen. Iſt ein Gegenſaz zwiſchen Früherem und Späterem im Bewußtſein des Schriftſtellers ſelbſt, ſo muß der Schriftſteller Rechenſchaft davon geben und die hermeneutiſche Operation iſt dann nicht ſchwer. Iſt aber die Veränderung auf relativ unbewußte Weiſe vor ſich gegangen, ſo fehlt es an Indikationen. Kennen wir in dieſem Falle die Abfaſſungszeit der einzelnen Schriften und die Entwicklungsgeſchichte des Verfaſſers, ſo iſt nicht ſchwierig zu ſondern was zu der einen oder andern Periode ſeines Gedankenzuſtandes gehört. Im entgegengeſezten Falle aber iſt das Vorkommen deſſelben Ausdrucks in derſelben Verbindung kein Beweis der Identität des Lokalwerthes, denn die Beziehungen ändern ſich mit den Vorſtellungen. Wir müſſen alſo zuvor verſichert ſein, daß die Vorſtellungen dieſelben ſind. So kommen wir wieder auf den allgemeinen Kanon zurück, daß das Einzelne nur aus dem Ganzen zu erklären ſei. Hier tritt nun wieder das Hülfsmittel der vorläufigen Überſicht ein. Daraus läßt ſich ein Urtheil gewinnen, ob der Verfaſſer ſich in ſeinen Vorſtellungen gleichgeblieben. Darnach richtet ſich denn das Verſtändniß des Einzelnen. Aber freilich erſt

nach vollendetem Verſtändniß des Einzelnen kann ich mit voller Sicherheit ſagen, die Vorſtellung ſei dieſelbe geblieben. Darin liegt eine Schwierigkeit, die nur approximativ gelöſt werden kann, indem man was man gewonnen hat nur proviſoriſch annimmt und noch nicht völlig feſtſtellt.

Der Fall ſolcher Sammlungen von Schriften und Reden deſſelben Verfaſſers iſt mehrmal im N. T.

Wie aber, wenn Schriften verſchiedener Verfaſſer über denſelben Gegenſtand zuſammengeſtellt werden, was für einen Werth haben dieſe für einander?

Es giebt Fälle, wo Schriften von Verfaſſern entgegengeſezter Meinung, die ſich auf einander beziehen, alſo Streitſchriften, zuſammengeſtellt werden. Dieß eigenthümliche Verhältniß iſt nach dem zu behandeln, was über das Verfahren der Entgegenſezung geſagt iſt. Aber ſelbſt in dieſem Falle iſt immer etwas Identiſches, Gemeinſames. Man ſtreitet nicht, wenn nicht Gemeinſames vorausgeſezt wird. Dieß ergiebt ſich aus der Überſicht, woraus man auch ſieht, wo der Streit Mißverſtändniß iſt, wo die Streitenden uneinig ſcheinen, nicht aber ſind. Für dieß Gemeinſame kann der eine aus dem andern erklärt werden, wie das Entgegengeſezte aus der Form des Gegenſazes.

Werden Schriften verſchiedener Verfaſſer über denſelben Gegenſtand zuſammengeſtellt, die nichts von einander gewußt haben, ſo iſt auch ungewiß was unter ihnen Differentes iſt, und ſo kann es auch ſein, daß ſelbſt die Bezeichnung der Hauptvorſtellungen nicht denſelben Werth hat. Um hierüber gewiß zu werden, muß man ſich die Hauptbegriffe, alſo die Hauptwörter und die Zeitwörter, welche in der Darſtellung weſentliche Momente ſind, und die verſchiedenen Nebenbeſtimmungen, mit denen dieſe Momente bei dem einen oder andern vorkommen, herausziehen und zuſammenſtellen. Daraus muß ſich denn ergeben, wiefern die Hauptgedanken und ihre Bezeichnungen dieſelben ſind. Ohne ſolche Analyſe

ſich auf Vergleichung einzelner Stellen einzulaſſen, würde nur Ungefähres geben.

Dieſer Fall iſt der des N. Teſtaments. Die neuteſtamentiſchen Schriftſteller haben wenig von einander gewußt. Nimmt man 2. Petri 3, 15 und 16. und etwa Gal. 2, 11 ff. aus, ſo iſt kein Fall, wo der eine ſich auf den andern bezogen hätte. Auch wiſſen wir ſonſt wenig von der Kenntniß, die ſie von einander gehabt haben. Da iſt nun große Vorſicht nöthig und deshalb die vorherbezeichnete vorgängige Analyſe unerläßlich, alſo eine vollſtändige Zuſammenſtellung der Ausdrücke ſämmtlicher chriſtlichen Vorſtellungen im N. T. in ihren verſchiedenen Formen, ſowol der weſentlichen Subject- und Prädicatwörter, als der weſentlichen Nebenbeſtimmungen. Nur ſo kann man ſehen, ob der Cyklus von Gebrauchsweiſen bei verſchiedenen Schriftſtellern und in verſchiedenen Schriften derſelbe iſt oder nicht. Darnach beſtimmt ſich auch der Gebrauch der Parallelſtellen.

Unbedachtes Verfahren iſt hier um ſo gefährlicher da wir alle vor der wiſſenſchaftlichen Behandlung ſchon Kenntniß des N. T. haben, aber aus dem gemeinſamen kirchlichen Leben, aus Überſezungen, aus dem anwendenden Gebrauch der Stellen außer ihrem Zuſammenhange leicht Vorſtellungen mitbringen, die an dem wahren Verſtändniß hindern. Dieſe Schwierigkeiten fielen weg, wenn wir das N. T. als etwas ganz Neues anfingen auszulegen. Das geht nun freilich nicht. Aber um ſo mehr muß man darnach ſtreben, ſo vorſichtig und unbefangen als möglich zu Werke zu gehen, und in jedem einzelnen Falle genau zuſehen, wie es mit der Verwandtſchaft paralleler Stellen ſteht. Die neuteſtam. Schriftſteller ſchließen in dieſer Beziehung viele Differenzen in ſich; ſie gebrauchen Ausdrücke in ſehr verſchiedenem Localwerthe, und andere die auf gewiſſe Gebrauchsweiſen beſchränkt ſind. Ohne hier die Totalität im Auge zu haben, werden wir Irrthümer nicht vermeiden.

Will man ſich den allgemeinen Kanon in ſpecielle Regeln auflöſen, ſo ſtößt man auf die bedeutende Schwierigkeit, daß das

Urtheil über die Identität der Verfaſſer neuteſtam. Schriften oft ſehr ſchwankt. So wird die Auslegung des Briefes an die Hebräer verſchieden ſein, je nachdem man ihn für einen Brief des Paulus hält oder nicht. Ebenſo ſchwankt das Urtheil, ob die drei Johanneiſchen Briefe von Einem Verfaſſer ſind oder nicht, und bei den Petriniſchen iſt derſelbe Fall.

Eine eigenthümliche Schwierigkeit haftet übrigens an den didaktiſchen Stellen, (Reden) in den hiſtoriſchen Schriften, denn hier tritt ein combinirtes Verfahren ein.

Der günſtige Fall für die Auslegung, daß nemlich Prädicat und Subject einander beſtimmen, tritt im N. T. oft nicht ein. So iſt um ſo nothwendiger, ſich bei der Leſung des N. T. alle Hauptgedanken in jeder Schrift und in den Schriften jedes Verfaſſers ſo zu vergegenwärtigen, daß auch ſogleich bei der Auslegung alles Ähnliche vor uns liegt.

Allerdings müſſen wir davon ausgehn, daß durch das ganze N. T. eine gewiſſe Identität der Lehren und Überzeugungen hindurchgeht. Das Chriſtenthum wäre ſonſt kein mit ſich ſelbſt übereinſtimmendes. Allein die chriſtliche Sprachbildung konnte doch nur allmählich zu Stande kommen. Und wie dieſelben Gegenſtände von den Verſchiedenen verſchieden verſtanden werden konnten, ſo kann es vorkommen und kommt vor im N. T. daß daſſelbe Wort von dem einen Schriftſteller ſo von dem andern anders gebraucht wird, ja derſelbe Schriftſteller konnte ſeine Schreibart ändern. Ein merkwürdiges Beiſpiel der Differenz in dieſem Stücke iſt der Widerſpruch zwiſchen Röm. 3, 28. und Jakob. 2, 20. Jakobus verband die beiden Begriffe δικαιοσύνη und ἔργα, Paulus aber nicht, ohne daß jener die πίστις gänzlich ausgeſchloſſen hätte. Der Widerſpruch iſt der zwiſchen dem gänzlichen und nicht gänzlichen Ausſchließen. Entweder dieſen Widerſpruch müſſen wir annehmen, oder ſagen, beide haben demſelben Worte einen ganz verſchiedenen Localwerth gegeben. Aber aus dem allen ergiebt ſich die Nothwendigkeit, nicht bei den Worten ſtehen zu bleiben, ſon-

dern im Aufſuchen der Hauptgedanken und ihrer Verbindungen fortzufahren und das Verhältniß zwiſchen den Ausdrucksweiſen des einen und des andern Schriftſtellers genau zu conſtruiren [1]).

Was die Beſtimmung des formellen Elements [2]) betrifft, ſo muß man dabei wieder zurückgehen auf den Saz, als Verbindung von Haupt- und Zeitwort. Die einfachſte Form desſelben iſt die, daß das Hauptwort im Nominativ ſteht und das Zeitwort ſich demſelben anſchließt. Je nachdem nun das Zeitwort perſonell oder temporell verſchieden beſtimmt iſt, iſt auch das Verhältniß zum Hauptwort und ſomit der Gehalt des Sazes verſchieden. Dieß iſt kein abgeſondertes Sprachelement, ſondern die allgemeine Bedingung in der Sprache, unter der die nähere Beſtimmtheit des Sazes allein möglich iſt.

Beſteht der Saz aus mehreren Elementen, ſo werden dadurch die Glieder deſſelben unter einander verbunden, ohne daß der Saz aufhörte ein einfacher zu ſein. Wird dem Hauptworte etwas beigefügt, wodurch ein Verhältniß zu andern bezeichnet werden ſoll, ſo tritt die Präpoſition ein, oder fehlt ſie die Structur der andern Hauptworte. Beides kann aber auch zuſammen ſein. So lange wir aber eine organiſche Verbindung zwiſchen einem Hauptworte und einem Zeitworte haben, mögen ſie auch noch ſo viel beſtimmt ſein, bleibt der Saz einfach [3]).

Die Verbindung der Säze unter einander kann eine anreihende und eine organiſche ſein [4]). Werden zwei Säze organiſch verbunden ſo daß Ein Ganzes entſteht und man bei dem einen gleich das Bewußtſein bekommt, daß er nur ein Theil des Ganzen iſt, ſo entſteht die Periode, deren Hauptform die

---

[1]) Alles bisherige von S. 91. an, iſt Erläuterung der Säze von §. 10 an. S. 77 ff.

[2]) Von hier an vergl. §. 4 ff. S. 71 ff.

[3]) Vergl. §. 8. S. 76 ff.

[4]) Vergl. §. 4. S. 71 ff.

von Vorder- und Nachſaz iſt. Die aneinandergereihten Säze ſtehen im Verhältniß der Coordination. Wenn auch der eine Saz eine längere Periode iſt und der andere ein einfacher Saz, ſie ſind doch nur coordinirte Theile eines Ganzen. Die Sprachen ſind in dieſer Hinſicht verſchieden. Es giebt ſolche, die gar keines Periodenbaus fähig ſind, oder in denen die Fähigkeit dazu ein Minimum iſt, und wiederum ſolche, die dazu im größeren Maaße fähig ſind u. ſ. w. Daß aber der Gegenſaz zwiſchen organiſcher (periodiſcher) und anreihender Verknüpfung nur ein relativer iſt, erhellt daraus, daß wenn z. B. eine ſehr zuſammenhängende Periode aus dem Lateiniſchen in eine Sprache übertragen werden ſoll, welche eine ſolche Fähigkeit nicht hat, nichts übrig bleibt, als was dort organiſch verbunden iſt möglichſt ſachgemäß in ſo kleine Ganze zu zerlegen, als jene Sprache geſtattet. Die Periode hat auf die Weiſe ihre organiſche Einheit verloren, aber es iſt bis auf einen gewiſſen Grad möglich zu erreichen, daß die Leſer daſſelbe Verhältniß der Theile, wie es in der organiſchen Periode gewollt war, zu denken im Stande ſind. Wäre der Gegenſaz abſolut, ſo wäre dieß undenkbar. Es müßten ſonſt ganz verſchiedene Weltverhältniſſe exiſtiren. Sind wir uns aber bei aller Differenz der Sprachen doch der Identität unſerer Weltverhältniſſe und Denkgeſeze bewußt, ſo kann auch nicht die bloße Aneinanderreihung in der Sprache die organiſche Verknüpfung als abſoluten Gegenſaz ausſchließen. Ja wir haben dieſen relativen Gegenſaz in einer und derſelben Sprache. Was der Eine in großen organiſchen Perioden darſtellt, zerfällt der Andere gern, er reihet lieber aneinander.

Soll als möglich gedacht werden, daß eine bloß aneinanderreihende Form dieſelbe Wirkung hervorbringt, wie die organiſch verbindende, ſo müſſen wir annehmen, daß die einzelnen verbindenden Sprachelemente bisweilen auch bloß aneinanderreihenden Werth bekommen. Beide Bewegungen correſpondiren einander in der Sprache, ſo daß die eine nicht ohne die andere zu denken iſt. Allerdings iſt ein bedeutender Unterſchied zwiſchen Sprachen

von geringer und großer Capacität. Aber wie die beiden entgegengeſezten Bewegungen in der Natur der Sprache liegen, ſo müſſen ſie auch beide in allen Sprachen vorkommen, auch in denen von großer Capacität.

Der Werthunterſchied zwiſchen beiden Verbindungsarten iſt allerdings ein qualitativer. Die bloß anreihende macht keine organiſche Einheit, aber die organiſchverbindende keine neue, ſie macht nur etwas zum Theil eines andern. Dieß ſchließt einander aus, alſo findet ein qualitativer Werthunterſchied ſtatt. Beide Verbindungsarten können aber einander repräſentiren. Stellt ein anknüpfendes Element eine organiſche Verbindung dar, ſo entſteht eine Emphaſis. Dieß iſt dann eine quantitative Verſchiedenheit. Dieſelbe findet ſtatt, wenn ein organiſchverknüpfendes Element nur anreihend gebraucht, alſo ſein Werth vermindert wird.

Daß man bloß anreihende mit organiſchverbindenden Sprachelementen nicht verwechſelt, bewirkt ſchon die elementariſche Sprachkenntniß. Aber darüber kann Ungewißheit entſtehen, ob ein Element, wovon man weiß daß es ſeiner Natur nach organiſch verbindend iſt, in einer Stelle nur anreihend ſteht. Um dieſe Ungewißheit zu heben, ja zu vermeiden, muß man dem inneren Zuſammenhange der Gedanken genau folgen, und ebendaraus das Verſtändniß der Folge eines neuen Sazes entnehmen [1]).

Sehen wir auf die Sprachelemente, welche die Elemente innerhalb des einzelnen Sazes verbinden, ſo können auch hier Ungewißheiten und Verſchiedenheiten im Verſtehen eintreten.

Die Sprachen unterſcheiden ſich in dieſer Hinſicht ſehr. Die einen ſind reich an Flexionen der Hauptwörter, andere haben gar keine und drücken die Beziehungen des einen zum andern durch beſondere Sprachelemente aus, andere endlich haben zwar ſolche Flexionen aber eine gewiſſe Armuth darin. Eine Sprache, die bloß die Genitivflexion hat, leiſtet damit ſchon viel, weil alle gewiſſermaßen unmittelbaren Verbindungen dadurch ausgedrückt

[1]) Vergl. §. 8. S. 74.

werden können. Aber in allen andern Fällen muß ſie zu andern Sprachelementen Zuflucht nehmen. Aber auch Sprachen mit dem größten Reichthum an Flexionen haben keinen gänzlichen Mangel an beſonderen Sprachelementen, welche die Verbindungen innerhalb deſſelben Sazes bezeichnen. Wo beides zuſammentrifft iſt auch beides immer zuſammenzufaſſen, die Präpoſition von ihrem Caſus nicht zu trennen. In manchen Sprachen hat dieß geſonderte Element (Präpoſition), je nachdem die eine oder andere Flexion damit verbunden iſt, verſchiedene Bedeutungen. Es iſt nicht genug, dieſe zu wiſſen. So lange die Einheit derſelben nicht gefunden iſt, erſcheint die Differenz willkührlich, und das Verſtändniß iſt noch nicht vollendet. Unſere Hülfsmittel ſind in dieſer Hinſicht noch weit zurück.

Ebenſo iſt es mit den Sprachelementen, wodurch Säze mit einander verbunden werden. In manchen Sprachen hat das Zeitwort eine Flexion, um das Verhältniß eines Sazes zu einem andern auszudrücken (Conjunctiv), und eine primitive Form, welche die Präſumtion für ſich hat, daß der Saz ein unabhängiger iſt. Sind jene Formen (modi) reich, ſo kann die Sprache in demſelben Maaße die Partikeln entbehren. Iſt eine Sprache auch an dieſen arm, ſo iſt ſie überhaupt wenig fähig, große Combinationen von Säzen zu ertragen. Wo beſondere verbindende Sprachelemente (Conjunctionen) und modi zuſammentreten, muß auch beides zuſammengenommen werden. Doch hat jedes ſeine Einheit für ſich, wie die Präpoſition und die Caſus. Aber eben hier liegt für die Auslegung oft große Schwierigkeit, nemlich darin, daß die Einheit der Sprachelemente nicht unmittelbar zur Anſchauung kommt. Bei den formellen Elementen iſt dieß ſchwieriger, als bei den materiellen. Die Differenzen in den verſchiedenen Sprachen machen die genauen Übertragungen oft ſehr ſchwierig. Die Sicherheit, daß man richtig verſtanden und die Verbindung gemacht hat, die der Verfaſſer wollte, kann oft erſt ſpäter kommen, wenn man den Zuſammenhang des Ganzen gefaßt hat. Das wichtigſte Hülfsmittel iſt alſo auch hier die vorhergehende Überſicht. Dieß

gewährt um ſo größere Sicherheit, je mehr die Gedankenverbindung organiſch iſt. Die Verbindung iſt aber um ſo mehr organiſch, je mehr der Gedankengang logiſch oder dialektiſch iſt. In Beſchreibungen und Erzählungen dagegen herrſcht die Aneinanderreihung vor. Je mehr das freie Spiel der Gedanken dominirt, deſto größer wird die Ungewißheit der Verbindung, ja es kommen Fälle vor, wo vollkommene Sicherheit unmöglich iſt.

Die Aneinanderreihung kann zufällig ſein und zwiſchen ganz zufälligen Säzen, die übrigens wieder in ſich ſelbſt organiſche Verknüpfungen haben können. So wenn ein Saz durch Beiſpiele erläutert werden ſoll und Beiſpiel an Beiſpiel ſich anreihet. In dem Totalzuſammenhange hat die bloß anreihende Verbindung untergeordneten Werth. Kommt dann innerhalb dieſer lezteren die organiſche vor, ſo hat dieſe für den Totalzuſammenhang ein Minimum von Einfluß.

Es iſt oft ſehr ſchwierig, den Umfang und das Verhältniß der Verbindungen richtig zu beſtimmen. Geſezt auch, eine Rede beſtehe aus möglichſt einfachen Säzen, ſo werden dieſe für den Totalzuſammenhang ungleichen Werth haben, die einen Hauptgedanken, die andern Nebengedanken ſein. Iſt nun ein formelles Element der Verbindung vorhanden, ſo fragt ſich, ob es aneinanderreihend oder organiſch verknüpfend iſt, ob einzelne Säze oder größere Abſchnitte verbindend? Das muß unterſchieden werden. Verwechſelung bringt Verwirrung und Mißverſtändniß. Hier trifft die Beſtimmung des materiellen (in Beziehung auf den Inhalt) und formellen Elements in dem Geſchäft der allgemeinen Überſicht zuſammen. Weiß man aus dieſer Überſicht, daß Nebengedanken vorkommen, ſo weiß man auch, daß das formelle Element Verbindung der einzelnen Säze ausdrückt; finden ſich aber Hauptgedanken einander coordinirt, ſo weiß man auch, daß ein- Abſchnitte mit einander verbunden werden.

In den Verbindungen ſelbſt treten folgende innere Differenzen hervor. Die verbundenen Säze können gleich ſein oder ungleich, d. h. ſich gleichmäßig auf ein Gemeinſchaftliches beziehen

oder nicht. Sowohl als auch bezeichnet das Verhältniß der Gleichheit, Nicht nur sondern auch Steigerung. Oft überläßt der Schriftſteller einfach aneinanderreihend dem Leſer die nähere Beſtimmung des Verhältniſſes. Sieht man alsdann, daß der Verfaſſer will, daß das Verhältniß auf die eine oder andere Weiſe gefaßt werden ſoll, ſo bekommen die einzelnen Sprachelemente einen emphatiſchen Werth. Dafür aber muß dann in der Rede eine beſondere Hindeutung ſein. Es kann aber auch umgekehrt eine Steigerung gebraucht werden, ohne daß eine wirklich da iſt. — Aber auch der Fall kann eintreten, daß der Schriftſteller zwei Sachen für den Zuſammenhang der Rede ganz auf gleiche Weiſe vorträgt, er denkt aber eine Steigerung, von der er meint, ſie werde dem Leſer von ſelbſt einfallen. Dieß iſt dann die ſubjective Verbindung, die nur in der Gedankenthätigkeit liegt, während die objective ſich auf ein Sachverhältniß bezieht. Da keine Sprachelemente vorhanden ſind, um dieſe Verſchiedenheit beſonders zu bezeichnen, ſo entſtehen Schwierigkeiten und die Gefahr der Verwechſelung.

Dem organiſch verbindenden Sprachelemente eigenthümlich iſt die Duplicität des poſitiven und negativen Zuſammenhangs. Jener ſtellt ſich am allgemeinſten dar im Cauſalverhältniß, dieſer im Verhältniß des Gegenſazes. Beide, von entgegengeſeztem Werthe, können und dürfen nicht verwechſelt werden. Aber jedes für ſich kann ſubjectiv und objectiv ſein. Subjectiv nemlich, wenn der Redner z. B. in der Cauſalform angiebt, warum er das Vorige geſagt oder gerade ſo ausgedrückt habe. Für den Unterſchied des ſubjectiven und objectiven Cauſalverhältniſſes giebt es keine verſchiedenen Sprachelemente. Oft freilich läßt ſich beides gleich unterſcheiden, oft aber iſt auch Verwechſelung leicht.

Die organiſche Verbindung kann ſo loſe ſein, daß ſie am Ende in die bloße Aneinanderreihung übergeht, in welchem Falle die Sprachelemente in der Anwendung verringerten Werth bekommen. Man darf nicht ſagen, die Elemente hätten beiderlei Werth. Das hieße die Sprache ſo verwirren, daß jede richtige Gedanken-

ſtellung aufhört. Nur das darf man ſagen, daß weil beide Arten der Verbindung nicht ſtreng entgegengeſezt ſind Übergänge ſtattfinden. Aber eben hieraus, aus der verſchiedenen Auffaſſung des formellen Elements, entſtehen weit mehr Schwierigkeiten, als aus der verſchiedenen Auffaſſung des materiellen. Die wahre Hülfe liegt auch hier in der Überſicht des Geſammtzuſammenhanges, in welchem materielles und formelles Element einander beſtimmen.

Wir finden faſt überall wenn gleich nach den verſchiedenen Sprachen in verſchiedenen Verhältniſſen unverbundene Säze [1]).

Die unverbundenen Säze können entweder Neues anfangen oder nicht. Im erſteren Falle hilft man ſich durch Abſchnitte, Überſchriften, die materiell den Inhalt, formell die Abtheilung bezeichnen. Im zweiten Falle kann die Unverbundenheit darin ihren Grund haben, daß der vorige Saz ſich zu den folgenden verhält wie Ankündigung und Überſicht. Dieß kann angedeutet werden durch Formeln, wie folgender Maßen und dergleichen. — Das Unverbundene, was nichts Neues iſt, kann angereihet oder organiſch verknüpft gedacht werden. Oft iſt dieß leicht zu entſcheiden, wenn die materiellen Elemente die Indikation geben. Aber in dem Maaße, in welchem der Werth aus dem materiellen Elemente, welches dann das dominirende iſt, nicht erfaßt werden kann, iſt die Auslegung ſchwierig. Hier greift nun die grammatiſche Auslegung in die pſychologiſche über. Es kommt auf die Art, die Gattung der Compoſition an. Jede Gattung hat darin ihre eigenen Regeln, und in derſelben Gattung ſind wieder individuelle Differenzen, indem der Eine mehr der objectiven Verbindung folgt, der Andere mehr die ſubjective zuläßt. Die ſubjectiven Verbindungen laufen darauf hinaus, daß der Schriftſteller ſeine Gedankenreihe vor dem Leſer mehr entſtehen läßt. Aber eben dieß geſtattet die eine Gattung der Rede mehr die an-

[1]) Vergl. §. 7.

dere weniger, die eine verlangt es, die andere ſtößt es ab. Aber in allen Gattungen iſt immer ein freier Spielraum für die Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers. Ebenſo hängt es von der Sprache und dem Sprachgebrauch des Schriftſtellers ab, wie häufig und in welcher Art er nur anreihet oder organiſch objectiv oder ſubjectiv verknüpft. Von der Seite beruht das ganze Verfahren auf der richtigen Auffaſſung der formellen Sprachelemente, wie dieſe den Totalzuſammenhang beſtimmen.

Die Anwendung des Geſagten auf das N. T. [1]) betreffend, ſo geht aus dem Bisherigen hervor, daß dabei alles darauf ankommt, die Einheit des jedesmaligen Ganzen richtig zu faſſen.

In dieſer Beziehung ſind wir mit dem N. T. in einer ſehr üblen Lage. Von den hiſtoriſchen Schriften iſt es gar ſehr zweifelhaft, ob ſie wirklich ein Ganzes ſind und wahre Einheit haben. Sie ſind größtentheils aus Schriften zuſammengeſezt, welche früher Ganze geweſen. Wäre dieß nun ausgemacht und wären die Grenzen der früher für ſich beſtandenen Theile beſtimmt, ſo wäre die Sache leichter abgemacht. Dieß iſt aber nicht ſo. Man muß alſo davon ausgehen, daß je einfacher die geſchichtliche Darſtellung iſt, deſto mehr herrſcht darin das chronikenartige Aneinanderreihen. In dieſem Aneinanderreihen unterſcheiden wir aber ein zwiefaches Moment, einmal das Aneinanderreihen der einzelnen Erzählungen, ſodann in dieſen das Aneinanderreihen der einzelnen Begebenheiten. Sollen zum Behuf der Auslegung die Grenzen der kleineren Ganzen, woraus unſere drei erſten Evangelien wahrſcheinlich zuſammengeſezt ſind, genauer beſtimmt werden, ſo entſteht die Schwierigkeit, daß dieſe Aufgabe nicht gelöſt werden kann vor der Auslegung, ſondern nur mittelſt derſelben. Die verſchiedenen Phyſiognomien jener beiden Momente der Aneinanderreihung in den Evangelien müſſen hermeneutiſch erforſcht werden. Dabei wird

---

[1]) Vergl. §. 5.

aber häufig gefehlt, daß man zufrüh abſchließend ſagt, findet ſich eine gewiſſe Formel (des Anfangs und Schluſſes) wiederkehrend bei manchen Erzählungen, ſo iſt dieß ein Zeichen, daß ein neues hiſtoriſches Ganzes beginnt. Dieſe Voreiligkeit verſperrt den Weg zur Wahrheit. Man muß erſt das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen vollſtändig erkannt, das Ganze analyſirt, und alle materiellen Vorkommenheiten geprüft haben, ehe man zu einem ſicheren Reſultate gelangen kann.

Sind unſere drei erſten Evangelien hiſtoriſche Zuſammenſezungen der bezeichneten Art, ſo erklärt ſich, wie es kommt, daß das Zeitmaaß darin faſt gar nicht angegeben iſt. Werden einzelne Erzählungen von Andern, als Augenzeugen, aneinandergereiht, ſo kann das Zeitverhältniß, wenn es nicht beſonders angegeben iſt, dem Leſer nicht klar werden. Wären die Verfaſſer der Evangelien Augenzeugen geweſen, ſo würden ſie auch das Zeitverhältniß der einzelnen aneinandergereiheten Erzählungen haben hervortreten laſſen. Ebenſo iſt es mit dem Localverhältniß. Auch dieß iſt in den drei erſten Evangelien dunkel. Um ſo ſchwieriger wird es, eine richtige Anſicht von dem Verhältniß des Einzelnen in ihnen zum Ganzen zu gewinnen. Anders im Evangelium des Johannes. Hierin iſt auch keine fortlaufende Geſchichtserzählung, aber man iſt dabei nie in ſolcher Verlegenheit. Wenn der Evangeliſt auch das Zeitverhältniß nicht immer unmittelbar angiebt, ſo ſind doch die Grenzen der einzelnen Erzählungen, ſowohl was die Zeit als den Ort betrifft, angedeutet, wenigſtens mittelbar.

Bei den didaktiſchen Theilen des N. T. haben wir genauer zu unterſcheiden zwiſchen den didaktiſchen Stellen in den Evangelien und der Apoſtelgeſchichte und den eigentlich didaktiſchen Schriften, den Briefen. Jene ſind offenbar anders zu behandeln als dieſe. Dieſe ſind jede ein Ganzes für ſich, von jenen iſt's zweifelhaft, ſie können Zuſammenſtellungen von Gnomen, von einzelnen abgeriſſenen Ausſprüchen ſein. Da findet denn alſo nur Aneinanderreihung ſtatt, ſofern in einem zuſammenhängenden Fluſſe der Rede nicht ſo verſchiedene Gedanken zuſammentreten

können. Nimmt man dieß nicht an, ſondern eine verborgene organiſche Verknüpfung, ſo entſteht ein ganz anderes Verfahren und Verſchiedenheit der Meinung über das Verhältniß des einen zum andern iſt unvermeidlich. Ebenſo kann zweifelhaft ſein, ob eine didaktiſche Stelle in den Evangelien nur Auszug iſt aus einem größeren Ganzen. Dieß kommt beſonders bei dem Evangelium des Johannes in Betracht, worin Dialogen vorkommen, von denen man ſagen muß, daß ſie für das urſprünglich gehaltene Geſpräch zu kurz und in ihren Reſultaten zu wenig befriedigend ſind. Das Geſpräch mit Nikodemus z. B. iſt gewiß nur ein Auszug aus dem wirklich gehaltenen, woraus nur gewiſſe Hauptpunkte hervorgehoben ſind. In ſolchen Fällen wird die Auslegung ſehr ſchwierig, weil man nicht weiß, was unmittelbar zuſammengehört und welches die Mittelgedanken ſind, alſo die einzelnen Elemente und ihre Verbindung nicht leicht mit Sicherheit abſchäzen kann. Unter anderer Vorausſezung wäre die Auslegung eine ganz andere. Daſſelbe gilt mit größter Wahrſcheinlichkeit von vielen nicht dialogiſchen Reden Chriſti, daß ſie nur Auszüge ſind. Je nachdem man nun Auszüge annimmt oder Zuſammenſtellung urſprünglich nicht zuſammengehöriger Theile, iſt das hermeneutiſche Verfahren ſehr verſchieden. Suche ich hier bloß nach dem Schlüſſel zur bloßen Aneinanderreihung, ſo iſt dort die Aufgabe, die Fugen der Zuſammenſezung, die Momente der urſprünglichen organiſchen Verbindung des Ganzen ausfindig zu machen. Aber hier findet wieder ein Kreis ſtatt. Die Interpretation wird durch die eine oder andere Vorausſezung beſtimmt, dieſe umgekehrt wieder durch jene. Die Aufgabe kann nur approximativ gelöſt werden durch Überſicht des geſammten Inhalts, wobei wieder die gegenſeitige Bedingung des materiellen und formellen Elements in Betracht kommt.

Bei den eigentlich didaktiſchen Schriften, den Briefen, iſt zu unterſcheiden, ob ſie mehr oder weniger eigentliche Briefform haben und welche. Es iſt ein anderes Briefe zu ſchreiben in Beziehung auf ſchon vorhandene und beſtimmte Verhältniſſe, und ein an

deres, in Beziehung auf erſt zu ſtiftende (der Brief an die Römer), oder an ein noch unbeſtimmtes Publicum (Brief an die Hebräer). Zur erſten Rubrik gehören die meiſten neuteſtamentlichen und ſind in ſofern eigentliche Briefe. Ein anderer bedeutender Unterſchied liegt in der Compoſition ſelbſt. Wenn die Anwendung der allgemeinen Regeln über die Verbindung um ſo ſchwieriger iſt, je weniger die Verbindung die eines organiſchen Ganzen iſt, ſo iſt die Auslegung der Briefe des N. T. in dieſer Hinſicht immer ſchwierig, weil die Briefform an und für ſich gar nicht zum Organiſchen neigt. Nur da iſt Ausnahme zu erwarten, wo eine beſtimmte Aufgabe zu löſen iſt, in welchem Falle der freie Erguß, der dem Briefe eigen iſt, beſchränkt wird. Daher in einigen Pauliniſchen Briefen ſelbſt kein geringer Unterſchied zwiſchen dem erſten und zweiten Theile. In jenem iſt durch die Verhältniſſe ein beſtimmtes poſtulirt, eine beſtimmte Aufgabe zu löſen. Nach Verhältniß von Zeit und Raum folgt dann im zweiten Theile ein freierer Erguß. Oft ſind dieſe Theile beſtimmt unterſchieden, oft nicht. Im Allgemeinen aber iſt das hermeneutiſche Verfahren in jedem ein anderes. Im erſten Theile herrſcht die organiſche Verknüpfung, im zweiten die freiere Aneinanderreihung und das Unverbundene.

In eigentlichen Briefen von freiem Erguß, wo alſo nur aneinandergereiht wird, iſt die hermeneutiſche Behandlung der verbindenden Sprachelemente um ſo ſchwieriger, je weniger wir von demſelben Briefſteller haben. Je mehr wir von ihm haben, deſto eher läßt ſich eine beſtimmte Vorſtellung gewinnen von ſeiner ganzen Art und Weiſe zu denken und Gedanken zu verbinden, worin dann der hermeneutiſche Schlüſſel liegt. Beiſpiele der Schwierigkeit in dieſem Stücke ſind die 2 Petr. Briefe.

Eine Hauptſchwierigkeit macht in dieſem Theile der Auslegung die eigenthümliche Zuſammenſezung der neuteſt. Sprache aus zwei Sprachen von ganz verſchiedener Natur. Die griechiſche reich an formellen Sprachelementen, an ſubſtantiellen oder Partikeln und an accidentiellen oder Beugungen; die hebräiſche arm

an Partikeln, hat einen gewiſſen Reichthum an Beugungen, aber dieſer Reichthum iſt ſo verſchiedener Art, daß er in der griechiſchen Sprache nicht aufgeht und im Gebrauch derſelben häufig Verwirrung hervorbringt. Dieß nicht in einander aufgehen beider Sprachen iſt der Grund, daß die neuteſtam. Schriftſteller ſich in einer ganz freiwilligen unnöthigen Armuth bewegen. Insbeſondere macht die Armuth des hebräiſchen an Partikeln, daß ſie von der periodiſchen Schreibart, die dem griechiſchen eigenthümlich iſt, ſo wenig Gebrauch machen. Sie zerfällen in mehrere unabhängige Säze, was periodiſch verbunden auch klarer ſein würde. Dazu kommt, daß weil die Rede äußerlich griechiſch iſt man auch mehr periodiſche Verbindung erwartet. Dieß hemmt das Verſtehen. Finden wir Säze getrennt die wie ſie gemeint ſind jeder Schriftſteller verbunden haben würde, ſo glauben wir, ſie müßten auch gerade ſo verſtanden werden, was aber leicht täuſchen kann.

Nur Paulus und der Verfaſſer des Briefes an die Hebräer haben ſich den eigenthümlichen Ausdruck und das Periodiſche der griechiſchen Sprache mehr angeeignet. In andern Schriften, z. B. in den Briefen des Petrus und Jakobus, iſt der Mangel an Ordnung, Zuſammenhang und Übergang der Gedanken gewiß nicht bloß aus dem Briefſtyl, ſondern auch aus der Sprachmiſchung, der Unkenntniß der Sprache zu erklären.

Man darf ſich nicht darüber wundern, daß eben aus der Sprache für die Auslegung des N. T. große Schwierigkeiten entſtehen, wohl aber darüber, daß nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften das N. Teſtam. ſo lange Gegenſtand der Hermeneutik geweſen und man doch die Schwierigkeiten, die es hat, im Ganzen erſt ſo ſpät klar erkannt und zu überwinden angefangen hat. Wie kam dieß? Man betrachtete das N. T. ganz anders als andere Schriften. Darin lag zweierlei, erſtlich man betrachtete die einzelnen Schriften deſſelben nicht genug jede für ſich, zweitens man legte dem Einzelnen einen Werth und eine Verſtändlichkeit bei außer ſeinem Zuſammenhange. Beides, das Ganze zu iſoliren und das Einzelne als Ganzes anzuſehen, ging

von dem dogmatiſchen Intereſſe aus. Abgeſehen von der Inſpiration dachte man ſich das N. T. wenigſtens als corpus doctrinae, als Kanon. Das dogmatiſche Intereſſe aber, wo es vorherrſcht, verleitet dazu, unaufmerkſam über alles wegzueilen was nicht eben das dogmatiſche Intereſſe erregt. Es handelt ſich dabei meiſt nur um einzelne ſchwierige und ſtreitige Säze, die aus dem Zuſammenhange genommen durch analoge ebenfalls aus ihrem Zuſammenhange geriſſene erläutert werden. Es leuchtet ein, daß ein ſolches Verfahren der reine Gegenſaz des kunſtmäßigen iſt. Das Zuſammenſtellen der Parallelen nur aus dem beſtimmten Bedürfniß einer einzelnen Stelle läßt das ganze Verwandtſchaftsverhältniß ignoriren; man ſieht nur nach dem einzelnen Ausdruck, wo die Verwandtſchaft gar kein Maaß hat, und ſo entſtehen leicht Fehlgriffe. — Nur von der Abnahme des dogmatiſchen Intereſſes war Heil zu erwarten. Und dieß iſt das Gute, welches gewiſſe Zeiten, wenn auch nur per accidens hervorgebracht haben. Das heilſame Abnehmen des dogmatiſchen Intereſſes ſoll nicht zum (dogmatiſchen) Indifferentismus führen, ſondern nur die Polemik ausſchließen, welche auf ſchnelle Entſchließung bringend die hermeneutiſche Operation in Gefahr bringt ſich zu übereilen, und es zu keiner ruhigen hiſtoriſchen, kritiſchen Forſchung kommen läßt. Großes Verdienſt haben in dieſer Hinſicht zuerſt die Socinianer, nachher beſonders die Remonſtranten. Beide waren freilich auch in der Polemik begriffen, aber namentlich unter den Remonſtranten waren ausgezeichnete Männer, die mit einem gewiſſen unabhängigen philologiſchen Sinne die Richtung hatten das Bibliſche von den auf leidenſchaftlichem Wege entſtandenen Auslegungen zu reinigen, wodurch die Exegeſe der Remonſtranten einen mehr eigentlich hermeneutiſchen Charakter bekam.

Wie iſt es jezt? Auf der einen Seite fängt alles an ſich zu wiederholen was ehedem den richtigen hermeneutiſchen Gang gehemmt hat. Aber auf der andern Seite ſind bedeutende Fortſchritte gemacht in der Reinigung der hermeneutiſchen Maximen. Beſonders iſt zweierlei hervorzuheben, einmal, daß man nach einer

klaren Anſchauung und Einſicht von dem Einzelnen in der Sprache ſtrebt, ſondern daß man die hermeneutiſche Operation mit der hiſtoriſchen Kritik in genauere Verbindung zu bringen ſucht.

Großes Verdienſt hat, was das erſte betrifft, Winers Grammatik. Indem ſie die verſchiedenen formellen Elemente, die ſubſtantiellen und die Flexionen, auf eine einfache Anſchauung zurückbringt, ſo daß eine Einheit gewonnen wird, zerſtört ſie eine Menge falſcher Anſichten über einzelne Gebrauchsweiſen. Nur wäre zu wünſchen, daß die Auffindung des Einzelnen immer mehr noch erleichtert würde.

Beachtungswerth iſt das Beſtreben der neueren Zeit die Sprachcharaktere der einzelnen neuteſt. Schriftſteller zu beſtimmen. Auf einem reichen litterariſchen Gebiete iſt ſolche Charakteriſtik möglich. Aber wenn man im N. T. von einem Schriftſteller kaum drei Bogen im Druck hat, wird die Arbeit leicht mikroſkopiſch, und das vertragen wenige Augen lange. Auch verſieht man es dabei wol darin, daß man dem gewöhnlichen, aufs Gerathewol entſtandenen Text folgt. Bei unzuverläſſigem Text aber kann das minutiöſe Unterſcheiden eben ſo verderblich werden als das Untereinanderwerfen.

Kehren wir nun zu unſerer Aufgabe zurück, ſo haben wir nach dem Obigen im Allgemeinen vorauszuſezen, daß die Miſchung der verſchiedenen formellen Sprachelemente je nach dem Talent und der Übung der neuteſtam. Schriftſteller verſchieden iſt. Wir fragen nun nach einem allgemeinen Kennzeichen, Maaßſtabe, dieſe Verſchiedenheit zu beſtimmen. Dieſer liegt darin, daß während in dem griechiſchen Sprachelement die periodiſche Verknüpfung vorherrſcht, im aramäiſchen das Abgebrochene. Daraus ergiebt ſich die Regel: Je mehr wir in einem neuteſt. Schriftſteller Periodiſches finden, deſto mehr iſt zu glauben, daß er ſich das griechiſche ſo angeeignet, daß er darin auch zu denken vermochte. Würde er ſonſt periodiſch übertragen haben, was er nicht periodiſch gedacht? Je periodiſcher aber ein Schriftſteller iſt, deſto mehr müſſen wir bei dem formellen Sprachelement auf das

griechiſche zurückgehen. Je mehr das Gegentheil, deſto mehr haben wir auf das hebräiſche Element zurückzugehen. Aber dieſe allgemeine Regel iſt auch wieder zu begrenzen, und zwar nach zwei Seiten. Es giebt in allen Sprachen, ſo auch in der griechiſchen gewiſſe Sprachweiſen, die ſich im gemeinen Leben bilden. Dergleichen werden nun aber im neuteſt. Idiom ſich in Paläſtina nach der Analogie des Hebräiſchen gebildet haben. Auch bei einem Schriftſteller wie Paulus, der ſonſt des Griechiſchen mächtig iſt, ſind ſolche Sprachweiſen dennoch aus dem Hebräiſchen zu erklären. Dieß iſt die Begrenzung auf der einen Seite. Auf der andern Seite wird auch ein vom Hebräiſchen mehr gebundener neuteſt. Schriftſteller z. B. für die hebr. Verbindungspartikel ו nicht überall *καί* gebrauchen. Es giebt ſolche Extreme. Aber in Allgemeinen iſt anzunehmen, daß von dem griechiſchen Partikelreichthum immer vieles in das Ohr der griechiſchredenden Juden eingegangen iſt, und ſo im neuteſt. Idiom für das hebräiſche ו verſchiedene griechiſche Partikeln in Gebrauch gekommen ſind. Allein, da doch immer die vollkommene Kenntniß des Griechiſchen fehlte, ſo waren bei der Übertragung des Hebräiſchen ins Griechiſche Unrichtigkeiten, Verwirrungen kaum zu vermeiden. Daher eine beſondere neuteſt. Grammatik ein weſentliches hermeneutiſches Bedürfniß iſt. Dabei iſt, wie oben gezeigt, das ganze Sprachgebiet des jüdiſchen Hellenismus zu berückſichtigen. Die Hauptſache bleibt aber bei dem formellen Sprachelement immer die neuteſtam. Analogie ſelbſt. Iſt nun, um dieſe richtig zu beſtimmen, nöthig die neuteſtam. Schriftſteller in dieſer Hinſicht zu klaſſifiziren, ſo muß man dabei von den oben angegebenen Punkten ausgehen.

Durch Mangel an Periodenbau charakteriſiren ſich die überwiegend hebraiſirenden Schriftſteller. Aber es giebt da Abſtufungen. Man bemerkt in dieſer Klaſſe ein Fortſchreiten der Gedanken nach Art des Hebräiſchen in einfacher Aneinanderreihung oder in gar keiner (Aſyndeton), nach andern Geſezen, als im Griechiſchen. Ferner zeigt ſich auch ein gewiſſes Beſtreben,

große Maſſen von Säzen in eine organiſche Verbindung zu bringen, die aber noch keine eigentliche periodiſche wird. Wir finden hiervon ſelbſt bei Paulus eine Spur, nemlich in dem zu einem wahren Periodenbau nicht gedeihenden Gebrauch der Relativen, die er oft in einander ſchachtelt ohne periodiſche Verknüpfung. Aus ſeiner Lebendigkeit erklärt ſich das nicht. Sondern ſeine Geläufigkeit im Griechiſchen muß nicht ſo groß geweſen ſein, um wenn er nach Periodenbau ſtrebte immer die rechte Form zu finden. Doch iſt dieß nicht ganz ſo ſchlimm, wie man meint. Manche Schwierigkeit iſt erſt hineingebracht durch die in der recepta gemachte Interpunktion. Man hat ſich dieſe ganz wegzudenken, ſelbſt die von Lachmann gemachte, um ganz frei und unabhängig zu ſein. — Ganz anders als bei Paulus iſt das verfehlte Streben nach Periodenbau bei den überwiegend hebraiſirenden Schriftſtellern. Hier iſt es nur ein verſuchter Übergang, der deutlich zeigt, daß ihnen zwar die Differenz der beiden Sprachen wohl zum Bewußtſein gekommen war, ſo daß ſie das bloße Aneinanderreihen vermeiden wollten, aber auch daß ſie das Weſen des Periodenbaues überhaupt noch nicht gefaßt hatten. Hier liegt für die Auslegung ein großes Hinderniß, in Betreff der Interpunktion, weil ſchwer zu beſtimmen iſt, was und wie der Schriftſteller hat verbinden wollen. So entſteht der Schein einer Verworrenheit. Aber dieſe hat man nicht dem Denkvermögen des Schriftſtellers zuzuſchreiben, ſondern wegen der fremden Sprache, worin er ſchreibt, muß man billigerweiſe vorausſezen, daß ſein Gedankenzuſtand beſſer iſt, als ſein Ausdruck.

Die Vorausſezung einer früheren Zeit, daß weil die Schrift vom heiligen Geiſte ausgegangen ſei keine Unvollkommenheit in der neuteſt. Schreibart angenommen werden dürfe, hat wie ſie ſelbſt falſch iſt auch zu falſchen Maximen geführt, die leider oft noch jezt vorkommen und Einfluß haben. Dieſe falſchen Maximen treten beſonders in zwei Punkten hervor, einmal in Beziehung auf das Qualitative, das Verhältniß des Eigentlichen zu dem Uneigentlichen, Bildlichen, ſodann in Beziehung auf das Quan-

titative, das Verhältniß des Emphatiſchen zu dem Unbedeutenden, Tautologiſchen, Abundirenden. Von unſerm Principe aus kommen wir auf ſolche Maximen nicht; aber durch ihre Geltung haben ſie ein Recht auf genauere Unterſuchung erlangt.

Die erſte Maxime, völlig allgemein alle Sprachelemente umfaſſend, materielle und formelle, lautet ſo, daß im N. T. niemals ein uneigentlicher Gebrauch zuzulaſſen ſei, ſo lange es irgend möglich ſei, die eigentlichen geltend zu machen. Von ſelbſt ſind ausgeſchloſſen ſolche Stellen, wo der uneigentliche Gebrauch beſtimmt indicirt iſt, alſo z. B. in allen augenſcheinlich metaphoriſchen und paraboliſchen Stellen. Es werden die Fälle gedacht, wo das Eigentliche und Uneigentliche gleich denkbar iſt. Da ſoll denn jedesmal der eigentliche Gebrauch vorgezogen werden. Es beruht dieß auf der Vorausſezung, daß die neuteſt. Schriftſteller in jedem Falle, wo eigentlicher und uneigentlicher Gebrauch möglich war, immer den erſten gewählt haben. Auf dieſe κυριολεξία legten die Alten ſchon einen großen Werth. Aber die Nothwendigkeit der κυριολεξία iſt nicht überall gleich. Sie iſt nothwendig z. B. bei Schließung einer Übereinkunft, wo es auf die möglich größte Beſtimmtheit im Ausdruck ankommt. Aber mit welchem Rechte verlangt man die κυριολεξία von den neuteſt. Schriftſtellern? Einmal geht man davon aus, daß man von dem Uneigentlichen doch nur dann Gebrauch mache, wenn der eigentliche Ausdruck in der Sprache nicht ſowol fehle, als nicht gegenwärtig ſei. In der Inſpiration der heil. Schrift liege aber die Allgegenwärtigkeit der Sprache, d. h. die ſtete Gegenwärtigkeit des richtigen und eigentlichen Ausdrucks bei den heil. Schriftſtellern, alſo Unfehlbarkeit in dieſer Hinſicht. Sodann aber ſagt man auch, die neuteſt. Schriften ſeien gerade eben ſo beſtimmt, eine genaue Darſtellung der göttlichen Wahrheit zu geben, wie ein Contract beſtimmt ſei, die Verbindlichkeit beider Theile genau anzugeben, und ſo müſſe bei beiden dieſelbe Regel gelten; daher ſeien lauter eigentliche Ausdrücke nothwendig, wenn nicht die Schrift ihrem Zwecke nur unvollkommen entſprechen ſolle. — Man kann dieß im

gewiſſen Sinne auch ohne jene Theorie zugeben. Allein wir müſſen doch beſtimmte Grenzen aufſtellen; wir werden ſagen müſſen, in ſofern und in ſolchen Stellen, wo es auf Darſtellung ſolcher Wahrheiten ankomme, werde jene Regel gelten. Allein gerade bei der eigenthümlichen Beſchaffenheit des N. T. läßt ſich daſſelbe ſo gut wie auf nichts reduciren. Betrachten wir z. B. die Art, wie in den Pauliniſchen Briefen die Wörter δίκαιος, δικαιοσύνη und δικαιοῦσθαι gebraucht werden, ſo ſehen wir, daß ſie eigenthümliche Vorſtellungen von dem Verhältniſſe des Menſchen zu Gott, wie es im Chriſtenthume entſtanden iſt, bezeichnen; zugleich finden wir, daß ſie eine polemiſche Beziehung haben auf den altteſtam. Gebrauch. — Wenn im Chriſtenthume das Verhältniß des Menſchen zu Gott auf eine eigenthümliche Weiſe gefaßt wird, wie ſollte dieß ausgedrückt werden? Wenn es ſtreng κυρίως geſchehen ſollte, mußten für die neuen Vorſtellungen neue Wörter erfunden werden. Das ging nicht. Sie konnten alſo nur auf indirectem Wege dargeſtellt werden, d. h. es mußten ſchon vorhandene Ausdrücke genommen, aber anders gewendet, potenzirt werden. Der Apoſtel modificirte die Nebenbeziehungen, änderte die näheren Beſtimmungen jener Ausdrücke, und verwandelte auf die Weiſe den Grundgedanken derſelben. Für jeden jüdiſchen Leſer war das ein uneigentlicher Gebrauch der Ausdrücke, er mußte ſagen, der Apoſtel gebraucht δικαιοσύνη in einem anderen Sinne, als wir. So findet ſich alſo gerade in der Darſtellung der Hauptwahrheiten der uneigentliche Gebrauch. Wird jene Maxime wie gewöhnlich, angewendet, ſo wird die richtige Auslegung verfehlt und viel Übles angerichtet. Der dogmatiſche Werth im N. und A. T. iſt offenbar verſchieden. Vieles was ſich auf das politiſche und theokratiſche Verhältniß im alten Bunde bezog, mußte, wenn es im N. T. wieder aufgenommen wurde, gänzlich modifizirt werden. — Ferner iſt gegen jene Maxime zu bemerken, daß die neuteſtam. Schrift nicht die urſprüngliche Lehre iſt, ſondern die mündliche zur Baſis hat. So entſtehen zweierlei Möglichkeiten. Entweder iſt das Schriftliche Erläuterung, weitere

Ausführung oder Einſchärfung ſchon bekannter Wahrheiten. In beiden Fällen braucht die κυριολεξία nicht ſo beſtimmt zu herrſchen, wie in der erſten, urſprünglichen Mittheilung. So hat alſo die Maxime für das N. T. gar keinen Werth und Grund; ſondern die Frage, ob etwas eigentlich oder uneigentlich gebraucht ſei, kann im N. T. nur eben ſo wie bei jedem andern Schriftſteller aus dem Zuſammenhange erklärt werden. Die Inſpiration kann dem Obigen zu Folge dieſen allein richtigen Grundſaz nicht aufheben.

Die andere Maxime bezieht ſich auf die Differenz des quantitativen Werthes der Ausdrücke. Es giebt, wie ſchon die älteſten Sprachforſcher und Logiker geſagt haben, Ausdrücke, die ein mehr und minder zulaſſen. Es iſt hier nicht die Rede von Zeit- und Eigenſchaftswörtern, welche die Differenz des Grades involviren, ſondern von den quantitativen Differenzen der Localwerthe, die durch den Zuſammenhang beſtimmt werden. Die Sprache hat neben dem logiſchen Werth der Worte auch einen muſikaliſchen, das iſt das Rhythmiſche und Euphoniſche. Wenn in einer Periode des Rhythmus wegen etwas hinzugefügt wird, ſo hat dieß natürlich nicht denſelben logiſchen Werth, wie anderes, was im Gedankenzuſammenhang nothwendig iſt, es nähert ſich in logiſcher Hinſicht dem Abundirenden. Eben ſo iſt es mit dem Euphoniſchen, in Beziehung auf einzelne Laute. Der einzelne Laut an ſich iſt kein Übellaut, aber er kann im Zuſammenſein mit anderen ein ſolcher werden. Finde ich in einem Saze einen Ausdruck, bei dem mir ſogleich ein andrer ſynonymer einfällt, ſo entſteht die Frage, warum hat der Schriftſteller gerade dieſen vorgezogen? Giebt nun der Zuſammenhang an, daß gerade dieſer Ausdruck nothwendig war, ſo hat derſelbe hier ſeinen höchſten Werth, weil die Differenz des anderen, ſynonymen, mit eingeſchloſſen iſt. In dieſem Falle hat der Ausdruck einen beſonderen Nachdruck, er iſt emphatiſch. Hat aber der Schriftſteller den Ausdruck nur gewählt aus rhythmiſchem oder euphoniſchem Intereſſe, ſo hat derſelbe einen geringeren Werth, d. h. einen unbeſtimmten allgemei-

nen, weil die Differenz des ſynonymen nicht eingeſchloſſen iſt, und es logiſch gleichviel iſt, ob der eine oder andere Ausdruck ſteht, dieß iſt denn das Gegentheil des Emphatiſchen. Dieſer Gegenſaz iſt gegeben und durch die Duplicität der Sprache bedingt. Manche Arten des Styles erfordern mehr muſikaliſches als andere. Aber auch in der ſtrengſten Gattung der Rede wird der muſikaliſche Einfluß nicht ganz fehlen. Man hat nun im N. T. die Maxime aufgeſtellt, alles ſo emphatiſch als möglich zu verſtehen. Warum? Weil die neuteſt. Bücher keinen andern Zweck und Charakter hätten, als die reine göttliche Wahrheit vollkommen darzuſtellen. Allein das N. T. enthält offenbar Stellen, in denen das rhetoriſche, andere, in denen das muſikaliſche Element keinen unbedeutenden Spielraum hat. Alſo iſt jene Maxime falſch. Man kann nicht ſagen, daß das Emphatiſche dem N. T. eigenthümlich ſei. Es findet ſich auch außerdem. Es giebt in jeder Compoſition Differenzen, die auf das eine oder andere hinweiſen, das Emphatiſche oder Abundirende. Der Punkt, von dem man hier auszugehen hat, iſt die Identität zwiſchen Denken und Reden. Aber dieſe Identität geſtattet einen ſehr freien Spielraum. Zu einem und demſelben Gedanken kann ein größeres oder geringeres Sprachmaterial conſumirt werden. Freilich müſſen, genau genommen, wo mehr Worte ſind, auch mehr Gedanken ſein, weil jedes Wort ein Ausdruck iſt. Allein wir können uns Fälle denken, in welchen in einem beſchränkteren Sprachmaterial alles gedacht werden muß, was nur durch ein größeres ausgedrückt werden zu können ſcheint. Iſt bei dem geringeren Material durch den Zuſammenhang möglich gemacht, daß der Leſer das Fehlende hinzudenkt, ſo wird daſſelbe erreicht, als wenn ein größeres gebraucht wäre. So laſſen ſich in verſchiedenen Fällen verſchiedene Methoden denken, d. h. Fälle, wo der Kanon des Emphatiſchen anwendbar iſt, und wo er es nicht iſt. Im N. T. haben die älteren Ausleger die oben bezeichnete Maxime gehabt, ſo viel als möglich emphatiſch zu nehmen, die neueren dagegen, ſo wenig als möglich. Beide Maximen ſind aber offenbar nur Ausdruck ent-

gegengeſezter Einſeitigkeiten und taugen in ſofern beide nicht. Es genügt auf die Pauliniſchen Briefe zu verweiſen, worin oft rhetoriſche Stellen, beſonders Schlußſtellen von Abſchnitten vorkommen, in denen eine gewiſſe Sprachfülle vorherrſcht, und manche Wörter faſt tautologiſch ſind. Hier iſt alſo das Gegentheil des Emphatiſchen. Aber wir finden auch bei Paulus ὀξύμωρα, und was damit verwandt iſt, ein gewiſſes Spiel mit den Bedeutungen deſſelben Ausdrucks. Solche Stellen haben auch einen beſtimmten rhythmiſchrn Charakter, aber das iſt untergeordnet, und ſo entſteht die Aufforderung, die Ausdrücke genau zu nehmen. Wendet man den Kanon jener Stellen auf dieſe an, oder umgekehrt, ſo verfehlt man den Sinn des Schriftſtellers. Sieht man nun im Gegentheil von dieſer Art von Stellen, wo die Gedanken nicht in fortſchreitender Entwickelung ſind, — denn auch die ὀξύμωρα ſind nur Ruhepunkte inmitten der Rede, — auf ſolche, wo eine beſtimmte Gedankenentwickelung fortſchreitet, ſo finden wir auch hier einen entgegengeſezten Charakter. Nemlich im Hebräiſchen finden wir an der Stelle des Periodiſchen, ſo wie des Unterſchiedes zwiſchen Proſa und Poeſie, einen beſtimmten Typus, oder Parallelismus, worin ein gewiſſes Wiegen des Gedankens liegt, ſo daß in einer gewiſſen Arſis und Theſis derſelbe Gedanke mit geringer Modification ausgedrückt wird. Die dialektiſche Differenz verſchwindet, die Säze haben ein verſchiedenes Colorit, aber keinesweges den Charakter dialektiſcher Schärfe. Wo wir dieſen Typus im N. T. finden, im Gnomiſchen namentlich und im Hymniſchen, da herrſcht der hebräiſche Sprachcharakter, und es wäre unrecht, da die Differenzen beſtimmt zu unterſcheiden. Dagegen darf auf dialektiſch fortſchreitende Säze nicht dieſer Kanon angewendet werden, ſondern der entgegengeſezte. Beide Regeln haben im N. T. ihr Gebiet der Anwendung, man muß jedes gehörig unterſcheiden.

Die quantitative Differenz findet im N. T. auch ganz beſonders in den formellen Sprachelementen Statt, namentlich in dem Gebrauch der Partikeln. Adverſative Partikeln werden in nicht ent-

gegengeſezten Säzen gebraucht, organiſch verknüpfende bloß anreihend u. dergl. Eben ſo umgekehrt. Iſt im erſteren Falle der Werth der Partikeln verringert, ſo wird er im anderen Falle vermehrt. Im N. T. beruht dieß zum Theil auf dem Mangel an Aneignung des griechiſchen und dem Einfluß des hebräiſchen Denkens. Die Aufgabe iſt, die verſchiedenen Fälle gehörig zu unterſcheiden. Einſeitiger Gebrauch der einen und anderen Maxime würde zur höchſten Verwirrung führen. Die neuteſt. Spezialhermeneutik hat bei der Anwendung der allgemeinen Regeln nur das Eigenthümliche zu berückſichtigen, was in dem Verhältniß des Griechiſchen zum Hebraiſchen im N. T. ſeinen Grund hat.

Von der richtigen Betrachtung der bezeichneten Maximen hängt der richtige Gebrauch der Hülfsmittel zur Auslegung des N. T. ab. Nicht nur Commentarien, auch Lexika, Grammatiken, ſind wohl nach jenen einſeitigen Maximen gearbeitet, und dann natürlich mit großer Vorſicht zu gebrauchen. Bei dem eigenen Verfahren gilt der Kanon: Sobald nicht nothwendig auf das hebräiſche und auf das eigenthümlich chriſtliche Element in der neuteſt. Sprachbildung Rückſicht zu nehmen iſt, hat man ſich bloß an die allgemeinen hermeneutiſchen Regeln zu halten. Dabei iſt denn auf die Art der Compoſition und den Charakter des Schriftſtellers in der beſonderen Art der Compoſition zu ſehen, ob der Schriftſteller kunſtlos verfährt oder nicht, ob er ſich an die Sprache des gemeinen Lebens hält. Man mache nur, was das N. T. betrifft, keinen ſcharfen Unterſchied zwiſchen hiſtoriſchen und didaktiſchen Schriften, denn es giebt keine hiſtoriſchen Bücher, in denen gar nichts didaktiſches wäre.

Dieß führt die ganze Frage auf den Gegenſtand der Darſtellung zurück. Man fragt, giebt es im N. T. gewiſſe Gegenſtände oder Complexe von Begriffen, worauf die eine oder andere Maxime ausſchließlich anzuwenden iſt? Wenn wir eben von der verſchiedenen Beſchaffenheit der einzelnen Stellen geſprochen haben, wo die eine oder andere Maxime vorzugsweiſe anwendbar iſt, ſo fragt ſich, ob die verſchiedene Beſchaffenheit der Stellen mit der Ver-

ſchiedenheit der Gegenſtände coincidirt? — Wo Begriffsentwickelung im N. T. iſt, werden dogmatiſche oder moraliſche Gegenſtände der Inhalt ſein. Denn hierauf bezieht ſich ja das N. T. vorzugsweiſe. Nicht iſt, wenn auch etwas rhetoriſches vorkommt, dieß außer jenem Kreiſe, ſondern es kann, wenn ein Begriff mit dialektiſcher Schärfe entwickelt iſt, eine Stelle mit rhetoriſcher Fülle folgen. Es iſt alſo die Form das Hauptbeſtimmende in Beziehung auf die Anwendung einer Maxime. Die falſche Anwendung beruht zum Theil auf der Tendenz, die religiöſen Vorſtellungen, ſo wie ſie ſich ſpäter entwickelt haben, im N. T. zu finden. Es liegt in der Idee des Kanons der heil. Schrift, daß man in den theologiſchen Verhandlungen auf das N. T. zurückgeht. Aber eben ſo natürlich iſt, daß daraus in den theologiſchen Verhandlungen differente Gebrauchsweiſen neuteſtam. Ausdrücke entſtehen, je nachdem die Entwickelung weiterſchreitet und different iſt. Der Sprachgebrauch, der im Leben gilt, übt auf den Exegeten eine unwillkührliche Gewalt aus. Man denkt die neuteſt. Vorſtellungen mit den jedesmaligen theologiſchen Verhandlungen im Zuſammenhange. Daraus aber entſtehen erkünſtelte Auslegungen, wodurch man die dicta probantia im Sinne der jedesmaligen theologiſchen Verhandlungen rechtfertigen will. Es muß daher als Regel aufgeſtellt werden, bei dem exegetiſchen Verfahren den jedesmaligen theologiſchen Sprachgebrauch als nichtexiſtirend anzuſehen. Dagegen ſchüzt am beſten die oben berührte Methode, alle Ausdrücke des N. T., welche in einer beſtimmten Beziehung nöthig ſind und den Kern der kanoniſchen Dignität bilden, in allen Verbindungen, in denen ſie im N. T. vorkommen, zuſammenzuſtellen.

Es iſt hier die ſprachbildende Kraft des Chriſtenthums im N. T. in Betracht zu ziehen. Der chriſtliche Sprachgebrauch iſt auf dem jüdiſchen gleichſam gelagert. Die neuteſt. Schriftſteller konnten in der Bildung chriſtlicher Ausdrücke auf dem Grunde des jüdiſchen Sprachgebrauchs ein doppeltes Verfahren beobachten, entweder bei der vorhandenen jüdiſchen Gebrauchsweiſe ſtehen blei-

ben und damit das Neue verbinden, oder den früheren jüdiſchen Gebrauchsweiſen neue entgegenſtellen. Das erſte Verfahren iſt das hiſtoriſche, wo die Anknüpfung, das andere das dialektiſche, wo das Entgegenſezen dominirt. Das Charakteriſtiſche liegt hier nicht in der Perſon des Schreibenden oder Sprechenden. Jeder konnte nach den Umſtänden bald das eine bald das andere Verfahren beobachten. Die Verſchiedenheit des Verfahrens giebt ſich in der Form des Vorkommens zu erkennen. Der Ausleger hat darauf zu achten. So wird der jüdiſche Ausdruck δικαιοσύνη in der Bergpredigt in der erſten Art gebraucht, anknüpfend, in den Pauliniſchen Briefen aber dialektiſch, polemiſch. In der jüdiſchen Frömmigkeit hatte das Opfer eine große Bedeutung. Chriſtliche Anſicht aber iſt, daß alle Opfer durch Chriſtus aufgehoben ſind. Dieſe konnte nun dargeſtellt werden, entweder indem man anknüpfend den Begriff des Opfers erweiterte, oder indem man denſelben negirte und ſagte, es beſtehe jezt ein Verhältniß zwiſchen Gott und den Menſchen, worin das Opfer ſeinen Einfluß verloren habe. Im N. T. iſt das erſtere Verfahren dominirend, das andere nur Reſultat deſſelben. — Stellt man nun die Hauptbegriffe, worauf es hier ankommt, in allen Beziehungen zuſammen, ſo muß man auch erkennen können, wie das N. T. jede Vorſtellung nach der einen oder andern Methode gebraucht. Am Ende beruht Alles auf einer Syntheſe alles verſchiedenen Vorkommens. Eine Hauptſchwierigkeit bei der Auslegung des N. T. macht auch in dieſer Hinſicht immer, daß die hiſtoriſche Kritik noch nicht vollendet iſt und noch ſo ſehr viel ſtreitiges enthält.

Bei den didaktiſchen Schriften hat dieß weniger zu bedeuten. Im Ganzen haben ſie denſelben Sprachgebrauch. Auf die perſönliche Identität der Verfaſſer kommt weniger an, und ſelbſt die Zeitdifferenz hat keinen großen Einfluß, da ſie höchſtens um eine Generation unterſchieden ſind, worin keine bedeutenden Fortſchritte oder Veränderungen Statt finden konnten. Nur Paulus hat ſein eigenes Gebiet, aber bei ihm iſt die Maſſe groß genug,

um alle nöthigen Analogien zu finden; die andern bilden ein Ganzes ohne beſondere hermeneutiſche Wichtigkeit in ihrer Differenz. Und ihr Sprachgebrauch ſtand unter dem Einfluſſe des Paulus, weil dieſer zuerſt helleniſche Gemeinden bildete, alſo auch zuerſt den griechiſchen Sprachgebrauch in der Lehre fixirte. Er hielt dabei die Verbindung mit der Muttergemeinde in Jeruſalem ſo feſt, daß den andern Apoſteln dadurch möglich wurde, ſeine Weiſe anzunehmen.

Größere Schwierigkeit machen die hiſtoriſchen Schriftſteller wegen der Streitigkeit und Unſicherheit ihrer Entſtehungsweiſe und ihrer Einheit. Das Verſtehen des quantitativen iſt nur ſicher, wenn die kritiſche Aufgabe zuvor gelöſt iſt. Allein die Auslegung ſoll gerade darüber mit entſcheiden, was der Kritik nach unſicher und ſtreitig iſt, da die äußeren Zeugniſſe fehlen. Hierauf muß das hermeneutiſche Verfahren Rückſicht nehmen, und deßhalb in der Beſtimmung der Reſultate ſehr vorſichtig ſein. Die Auslegung hat dabei auf zweierlei zu ſehen, erſtlich auf das Verhältniß der einzelnen Erzählungen, ſodann auf das Verhältniß der einzelnen didaktiſchen Elemente. Was das lezte betrifft, nemlich die Reden, ſo bemerkt man, daß ſie den beſtimmten Verhältniſſen nicht entſprechen, ſofern ſie entweder zu kurz ſind, oder in längeren oder zu langen das Einzelne darin oft nicht genug zuſammenhängt, um eine Einheit zu bilden. Entweder nun iſt eine ſolche Rede nur Auszug aus der wirklich gehaltenen, aber doch ein Ganzes, oder kein Ganzes, ſondern von dem Referenten aus verſchiedenen zuſammengetragen. Hierauf hat die Auslegung zu achten und bei jeder Verknüpfung hermeneutiſch zu unterſuchen, ob ſie urſprünglich ſei, oder willkührlich Saz an Saz, Reihe an Reihe geknüpft. Hier kommt alles auf genaue Beobachtung der verknüpfenden Elemente an. — Was das Verhältniß der hiſtoriſchen Elemente betrifft, ſo iſt offenbar, daß wir nur Einzelnes haben, kein continuirliches Ganzes, weil ſonſt das ganze Leben Chriſti ſehr zuſammenſchrumpfen würde. Es iſt nun zu unterſcheiden, ob ein genauer Zuſammenhang iſt zwiſchen dem Einzelnen oder nicht, und zu unterſuchen, ob die Zuſammenhangs-

loſigkeit bemerkt iſt oder nicht. Im Evangelium iſt bemerkt, wo eine Lücke oder ein Zuſammenhang iſt, wo das Continuum anhebt und aufhört. In den drei erſten Evangelien iſt dieß nicht der Fall. Da iſt denn auf die Beſchaffenheit der verbindenden Formeln zu achten. Aber der Werth derſelben, ob gleich oder verſchieden, läßt ſich nur durch Vergleichung ermitteln. Man muß dabei davon ausgehen, wo die Erzählung Beſtimmtes ergiebt und darnach die ſtreitigen Stellen beurtheilen. So kommt die Hermeneutik der hiſtoriſchen Kritik zu Hülfe. Dieſe ſollte freilich zuvor vollendet ſein, dann wäre das Verfahren ein rein hermeneutiſches. Sie könnte es auch, wenn die äußeren Zeugniſſe hinreichten über die Entſtehung und urſprüngliche Beſchaffenheit der Schriften. Aber da dieß nicht der Fall iſt, muß das hermeneutiſche und kritiſche Verfahren verbunden werden zu gegenſeitiger Vollendung. Aber eben hierin zeigt ſich, daß das grammatiſche und pſychologiſche Element der Auslegung unzertrennlich ſind.

Freilich iſt oben behauptet worden, jede Seite müſſe für ſich ſo betrieben und vollbracht werden können, daß die andere überflüſſig werde. Dieß iſt auch in der That das wahre Ziel, das Ideal. Die Probe, daß die Aufgabe völlig gelöſt iſt, iſt allerdings die, daß das eine Verfahren daſſelbe ergiebt, was das andere. Allein in der Wirklichkeit finden oft große Differenzen in dieſer Hinſicht Statt. Wir können uns denken, daß wir eine Schrift in ſprachlicher Hinſicht ſo verſtehen, daß wir daran ein Maaß für die pſychologiſche Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers haben. Allein das ſezt voraus, daß alle Schwierigkeiten auf jener Seite gelöſt oder keine vorhanden ſind. Eben ſo wenn ich die pſychologiſche Eigenthümlichkeit eines Schriftſtellers genau weiß, kann ich auch die ſprachliche Seite ohne Schwierigkeit verſtehen, wiewohl dieß ſchwieriger iſt und doch immer die Kenntniß des Sprachlichen vorausſezt. Aber genauer betrachtet ſezt auch die ſprachliche Seite ihrerſeits die pſychologiſche voraus. Es iſt unmöglich, beide Seiten nicht immer zu verbinden, man müßte ſonſt den Zuſammenhang zwiſchen Sprache und Denken aufgeben und ſich des

fortgeſezten Leſens ganz enthalten. Die ſprachliche Aufgabe läßt ſich, wenn man einzelnes rein lexikaliſch oder grammatiſch verfährt, bis auf einen gewiſſen Punkt iſoliren. Allein ſobald man an das Verſtehen eines Ganzen geht, an ein zuſammenhängendes Leſen, iſt die Iſolirung der ſprachlichen Seite unmöglich. Die grammatiſche Auslegung getrennt zu vollführen, iſt eine bloße Fiction.

Bei dem Briefe an die Römer kann man als anerkannt anſehen, daß die pſychologiſche Auslegung ihr Werk noch nicht vollbracht hat. Es giebt noch viele Stellen, deren Zuſammenhang ſtreitig iſt. Haben wir durch Zuſammenſtellung der Hauptelemente des Briefes in allem ihren Vorkommen den Geſammtwerth jedes Ausdrucks und ſeine Differenzen beſtimmt, dann kann entſchieden werden, ob z. B. manche ſchwierige Fragen von dem Apoſtel ſelbſt geſtellt oder ihm fremd ſind. Im erſteren Falle müßte der Localwerth der darin vorkommenden Ausdrücke mit allen anderen Stellen übereinſtimmen, im anderen Falle verſchieden ſein, ſo daß die Fragen als Einwürfe der Gegner erſcheinen. Bei dieſer Unterſuchung ergänzen ſich die grammatiſche und pſychologiſche Seite gegenſeitig.

Wir machen einen relativen Gegenſaz zwiſchen leichteren und ſchwereren Gedankenverbindungen. Die ſubjective Schwierigkeit kann ſo weit gehen, daß man ſagt, ich kann mir nicht denken, daß einer ſo combinirt. Bis die Unmöglichkeit einer andern Combination nachgewieſen iſt, iſt man nicht zufrieden. Iſt dann aber die grammatiſche Auslegung vollendet und ſicher, ſo wird man dadurch genöthigt anzunehmen, daß es eine ſolche Combination giebt. So beſtimmt die grammatiſche Auslegung die pſychologiſche. Aber eben ſo kann der Fall eines grammatiſchen Räthſels eintreten, ſo daß Jemand ſagt, ich kann nicht glauben, daß ein Wort den Werth hat, den es doch zu haben ſcheint, bis die Unmöglichkeit nachgewieſen iſt, einen anderen Werth zu finden. Hie entſcheidet denn die pſychologiſche Conſtruction und nöthigt, wenn ſie vollendet und ſicher iſt, zur Anerkennung des bezweifelten Localwerthes.

Zweiter Theil [1]).

Die pſychologiſche [2]) Auslegung.

1. Der gemeinſame Anfang für dieſe Seite der Auslegung und die grammatiſche iſt die allgemeine Überſicht, welche die Einheit des Werkes und die Hauptzüge der Compoſition auffaßt. Aber die Einheit des Werkes, das Thema, wird hier angeſehen als das den Schreibenden bewegende

[1]) Dieſer Theil iſt in dem handſchriftlichen Nachlaſſe weniger ausgearbeitet, als der erſte. Namentlich fehlt darin die beſtimmte Anwendung der allgemeinen hermeneutiſchen Grundſäze auf das N. T. Es ſcheint auch hier das gerathenſte, zuerſt den von Schl. zulezt concipirten Vortrag vollſtändig mitzutheilen und darauf die Vorleſung v. J. 1832. im Auszuge, mit Benuzung der von Schl. zu ſeinem Hefte gemachten Randanmerkungen, folgen zu laſſen.

[2]) Schl. nennt in ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe dieſen Theil die techniſche Interpretation, obwohl er in der Einleitung die andere Seite der Auslegung regelmäßig die pſychologiſche genannt hat. In ſeiner Vorleſung vom J. 1832. aber nennt er dieſen Theil den pſychologiſchen, unterſcheidet aber in demſelben eine doppelte Aufgabe, die rein pſychologiſche und die techniſche. Damit ſtimmt die Randanmerkung vom J. 1832. zuſammen. Dieſer Eintheilung und Bezeichnung haben wir um ſo mehr Grund hier zu folgen, da ſie nicht nur der lezteren Auffaſſung Schleiermachers, ſondern auch, wie die Entwickelung zeigen wird, einer wirklich tieferen Begründung und reicheren Ausführung dieſer Seite der Hermeneutik angehört.

Princip, und die Grundzüge der Compoſition als ſeine in jener Bewegung ſich offenbarende eigenthümliche Natur.

Die Einheit des Werkes iſt in der grammatiſchen Auslegung die Conſtruction des Sprachgebietes und die Grundzüge der Compoſition ſind dort Conſtructionen der Verknüpfungsweiſe. Hier iſt die Einheit der Gegenſtand, das, wovon der Verf. zur Mittheilung in Bewegung geſezt wird. Die objectiven Differenzen, z. B. ob die Behandlung populär oder ſcientifiſch iſt, ſind ſchon mit darunter begriffen. Aber der Verf. ordnet ſich nun den Gegenſtand nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe, die ſich in ſeiner Anordnung abſpiegelt. Eben ſo, da jeder immer Nebenvorſtellungen hat, und auch dieſe durch ſeine Eigenthümlichkeit beſtimmt werden, ſo erkennt man die Eigenthümlichkeit aus der Ausſchließung verwandter und der Aufnahme fremder.

Indem ich den Verf. ſo erkenne, erkenne ich ihn, wie er in der Sprache mit arbeitet: denn er bringt theils Neues hervor in ihr, da jede noch nicht gemachte Verbindung eines Subjects mit einem Prädicat etwas neues iſt, theils erhält er das, was er wiederholt und fortpflanzt. Eben ſo, indem ich das Sprachgebiet kenne, erkenne ich die Sprache, wie der Verf. ihr Product iſt und unter ihrer Potenz ſteht. Beides iſt alſo daſſelbe, nur von einer andern Seite angeſehn.

2. Das lezte Ziel der pſychologiſchen (techniſchen) Auslegung iſt auch nichts anderes, als der entwickelte Anfang, nemlich das Ganze der That in ſeinen Theilen und in jedem Theile wieder den Stoff als das Bewegende und die Form als die durch den Stoff bewegte Natur anzuſchauen.

Denn wenn ich alles Einzelne durchſchauet habe, ſo iſt nichts weiter zu verſtehen übrig. Es iſt auch an ſich offenbar, daß der relative Gegenſaz vom Verſtehen des Einzelnen und dem Verſtehen des Ganzen vermittelt wird dadurch daß jeder Theil dieſelbe Behandlung zuläßt wie das Ganze. Aber das Ziel

iſt nur erreicht in der Continuität. Wenn auch manches allein grammatiſch zu verſtehen iſt, ſo iſt es doch nicht in ſeiner Nothwendigkeit zu verſtehen, die man nur inne wird, wenn man die Geneſis nie aus den Augen verliert.

3. Das ganze Ziel iſt zu bezeichnen als vollkommenes Verſtehen des Styls.

Gewohnt ſind wir unter Styl nur die Behandlung der Sprache zu verſtehen. Allein Gedanke und Sprache gehen überall ineinander über, und die eigenthümliche Art den Gegenſtand aufzufaſſen geht in die Anordnung und ſomit auch in die Sprachbehandlung über.

Da der Menſch immer in einer Mannigfaltigkeit von Vorſtellungen iſt, ſo iſt jedes entſtanden aus Aufnahme und Ausſchließen. Iſt aber dieſes oder ſonſt etwas nicht aus der perſönlichen Eigenthümlichkeit hervorgegangen, ſondern angelernt oder angewöhnt, oder auf den Effekt gearbeitet, ſo iſt das Manier und manierirt iſt immer ſchlechter Styl.

4. Jenes Ziel iſt nur durch Annäherung zu erreichen.

Wir ſind ohnerachtet aller Fortſchritte noch weit davon entfernt. Der Streit über Homer wäre ſonſt nicht möglich. Über die drei Tragiker. Unvollkommenheit ihrer Unterſcheidung.

Individuelle Anſchauung iſt nicht nur niemals erſchöpft, ſondern auch immer der Berichtigung fähig. Man ſieht dieß auch daraus, daß die beſte Probe ohnſtreitig die Nachahmung iſt. Da aber dieſe ſo ſelten gelingt, und die höhere Kritik noch immer Verwechſelungen ausgeſezt iſt, ſo müſſen wir noch ziemlich weit von dem Ziele entfernt ſein.

5. Vor dem Anfang der pſychologiſchen (techniſchen) Auslegung muß gegeben ſein die Art, wie dem Verfaſſer der Gegenſtand und wie ihm die Sprache gegeben war, und was man anderweitig von ſeiner eigenthümlichen Art und Weiſe wiſſen kann.

Zu dem erſten iſt mitzurechnen der Zuſtand, worin ſich die beſtimmte Gattung der das Werk angehört vor ſeiner Zeit befand; zu dem zweiten was auf dieſem beſtimmten und nächſtangrenzenden Gebiete üblich war. Alſo ein genaues Verſtändniß dieſer Art ohne Kenntniß der gleichzeitigen verwandten Litteratur und deſſen was dem Verf. als früheres Muſter des Styls gegeben war. Ein ſolches zuſammenhängendes Studium kann in Beziehung auf dieſe Seite der Auslegung durch nichts erſezt werden.

Das dritte iſt zwar ſehr mühſam, aber da es nicht leicht anders als aus der dritten Hand, alſo mit Urtheil vermiſcht iſt, welches erſt durch ähnliche Auslegung geſchäzt werden kann, ſo muß man es entbehren können. Lebensbeſchreibungen der Verfaſſer ſind urſprünglich wol aus dieſer Abſicht ihren Werken beigefügt worden, allein gewöhnlich wird dieſe Beziehung überſehen. Auf das Nothwendigſte von den beiden andern Punkten ſollen allerdings zweckmäßige Prolegomena aufmerkſam machen.

Aus dieſen Vorkenntniſſen entſteht bei der erſten Überſicht des Werkes eine vorläufige Vorſtellung davon worin das Eigenthümliche vorzüglich zu ſuchen ſei.

6. Für das ganze Geſchäft giebt es vom erſten Anfang an zwei Methoden, die divinatoriſche und die comparative, welche aber wie ſie auf einander zurückweiſen auch nicht dürfen von einander getrennt werden.

Die divinatoriſche iſt die, welche indem man ſich ſelbſt gleichſam in den andern verwandelt, das individuelle unmittelbar aufzufaſſen ſucht. Die comparative ſezt erſt den zu verſtehenden als ein allgemeines, und findet dann das Eigenthümliche, indem mit andern unter demſelben allgemeinen befaßten verglichen wird. Jenes iſt die weibliche Stärke in der Menſchenkenntniß, dieſes die männliche.

Beide weiſen auf einander zurück, denn die erſte beruht zunächſt darauf, daß jeder Menſch außer dem daß er ſelbſt ein

eigenthümlicher iſt eine Empfänglichkeit für alle andere hat. Allein dieſes ſelbſt ſcheint nur darauf zu beruhen, daß jeder von jedem ein Minimum in ſich trägt, und die Divination wird ſonach aufgeregt durch Vergleichung mit ſich ſelbſt.

Wie aber kommt die comparative dazu, den Gegenſtand unter ein allgemeines zu ſezen? Offenbar entweder wieder durch Comparation, und dann ginge es ins unendliche zurück, oder durch Divination.

Beide dürfen nicht von einander getrennt werden. Denn die Divination erhält ihre Sicherheit erſt durch die beſtätigende Vergleichung, weil ſie ohne dieſe immer fantaſtiſch ſein kann. Die comparative aber gewährt keine Einheit. Das Allgemeine und Beſondere müſſen einander durchdringen und dieß geſchieht immer nur durch die Divination.

7. Die Idee des Werkes welche als der der Ausführung zum Grunde liegende Wille ſich zuerſt ergeben muß, iſt nur aus den beiden Momenten, dem Stoffe und dem Wirkungskreiſe zuſammen zu verſtehen.

Der Stoff allein bedingt keine Art der Ausführung. Er iſt zwar in der Regel leicht genug, auszumitteln auch wenn er nicht geradezu angegeben wird, dafür aber kann er auch angegeben zu einer falſchen Anſicht verleiten. — Was man hingegen Zweck des Werkes in einer engeren Hinſicht nennen kann, das liegt auf der andern Seite, iſt oft etwas ganz äußeres und hat nur auf einzelne Stellen einen beſchränkten Einfluß, der doch noch gewöhnlich aus dem Charakter Einiger für die das Werk beſtimmt iſt erklärt werden kann. Weiß man aber für wen der Gegenſtand bearbeitet werden, und was die Bearbeitung in ihm bewirken ſoll: ſo iſt dadurch zugleich die Ausführung bedingt und man weiß alles was man nöthig hat.

Die [1]) Aufgabe der pſychologiſchen Auslegung für ſich betrachtet iſt im Allgemeinen die, jeden gegebenen Gedankencomplexus als Lebensmoment eines beſtimmten Menſchen aufzufaſſen. Was haben wir für Mittel, dieſe Aufgabe zu löſen?

Wir müſſen auf das Verhältniß eines Sprechenden und Hörenden zurückgehen. Iſt Denken und Gedankenverbindung in beiden ein und daſſelbe, ſo ergiebt ſich bei Gleichheit der Sprache das Verſtehen von ſelbſt. Wenn aber das Denken in beiden weſentlich verſchieden iſt, ergiebt es ſich nicht von ſelbſt auch bei Gleichheit der Sprache. Nehmen wir beide Fälle abſolut, ſo verſchwindet die Aufgabe, denn im erſteren Falle entſteht ſie gar nicht, weil ſie mit der Auflöſung rein zuſammenfällt, im zweiten Falle iſt ſie, wie es ſcheint, unauflösbar. Allein in dieſer Schärfe oder Abſolutheit iſt der Gegenſaz gar nicht vorhanden. Denn in jedem Falle iſt immer eine gewiſſe Differenz des Denkens vorhanden zwiſchen dem Sprechenden und Hörenden, aber keine unauflösliche. Selbſt im gewöhnlichen Leben, wenn ich bei vollkommmener Gleichheit und Durchſichtigkeit der Sprache die Rede eines anderen höre und mir die Aufgabe ſtelle, ſie zu verſtehen, ſeze ich eine Differenz zwiſchen ihm und mir. Aber in jedem Verſtehenwollen eines andern liegt ſchon die Vorausſezung, daß die Differenz auflösbar iſt. Die Aufgabe iſt, in die Beſchaffenheit und Gründe der Differenzen zwiſchen dem Redenden und Verſtehenden genauer einzugehen. Dieß iſt ſchwierig.

Zuvor aber müſſen wir noch auf eine andere Differenz aufmerkſam machen, nemlich auf den Unterſchied zwiſchen dem unbeſtimmten, fließenden Gedankengange und dem abgeſchloſſenen Gedankencomplexus. Dort iſt wie im Fluſſe ein Unendliches, ein unbeſtimmtes Übergehen von einem Gedanken zum andern, ohne nothwendige Verbindung. Hier, in der geſchloſſenen Rede, iſt ein beſtimmter Zweck, auf den ſich alles bezieht, ein Gedanke beſtimmt den andern mit Nothwendigkeit, und iſt das Ziel erreicht,

[1]) Aus der Vorleſung v. J. 1832.

ſo hat die Reihe ein Ende. Im erſten Falle iſt das Individuelle, rein Pſychologiſche vorherrſchend, in dem zweiten das Bewußtſein eines beſtimmten Fortſchreitens nach einem Ziel, das Reſultat ein vorbedachtes, methodiſches, techniſches. Darnach zerfällt die hermeneutiſche Aufgabe auf dieſer Seite in die rein pſychologiſche und in die techniſche.

Jeder Menſch iſt bisweilen wenn auch nur innerlich in einem ſolchen Vorſtellungszuſtande, den wir, auf den eigentlichen Lebensgehalt geſehen, für Null rechnen. Nehmen ſolche Zuſtände überhand, ſo wird dadurch der reale Lebensgehalt des Subjects verringert. Man nennt einen ſolchen zerſtreuet, er iſt, ſagt man, in Gedanken, d. h. in ſolchen die ſich eigentlich auf Null reduciren. So lange ein ſolcher Zuſtand ein innerlicher iſt, iſt er natürlich kein Gegenſtand für unſere Theorie. Allein wie ſteht es um unſer gewöhnliches Umgangsgeſpräch? Wenn daſſelbe nicht irgend ein Geſchäft iſt, ſo daß ein beſtimmter Gegenſtand erörtert wird und ſomit eine Tendenz entſteht, werden eben nur Vorſtellungen ausgetauſcht, oft ohne unmittelbare Beziehung, ſo daß was der eine ſagt keinen nothwendigen Einfluß hat auf die Gedankenentſtehung in dem andern, man ſpricht mehr neben, als zu einander. Aber ſelbſt ein ſo freies, loſes Geſpräch iſt ſchon Gegenſtand der Auslegung und gerade in Beziehung auf unſere Aufgabe ein ſehr intricates. Je mehr einer aus ſich ſelbſt redet, und der Grund ſeiner Combinationen rein in ihm ſelbſt liegt, deſto mehr entſteht die Frage, wie derſelbe wol dazu gekommen ſei. Es kommt vor, daß man zu wiſſen meint, wie der andere wol auf das, was man zu ihm ſagt, antworten werde. Es iſt etwas bedeutendes, wenn Jemand die Fertigkeit hat, die Succeſſion der Vorſtellungen eines Andern als Thatſache ſeiner Individualität zu verſtehen. Litterariſch betrachtet hat dieß freilich keinen Werth, weil das rein freie Gedankenſpiel nicht leicht litterariſch wird. Allein analog iſt auf dem litterariſchen Gebiete der rein freundſchaftliche Brief. Solche Briefe von bedeutenden Männern machen keinen kleinen Theil unſerer Litteratur aus.

Als Thatſachen ihres Gemüthes in perſönlichen Verhältniſſen haben ſie großen Einfluß auf das Verſtehen ihrer übrigen litterariſchen Produkte. Es gehören hieher die freien Gedankenproduktionen von größerem objectiven Gehalt, z. B. in Reiſebeſchreibungen und dergl. ohne Kunſtform, in Briefen. Dieſe können auf gleiche Weiſe als Thatſache des Gemüthes der Reiſenden und Beſchreibenden aufgefaßt werden. Denken wir uns zwei zuſammenreiſende, die ihre Auffaſſungen wieder geben. Dieſe Auffaſſungen werden verſchieden ſein. Kennen wir die objective Beſchaffenheit der Sache, ſo wird die Differenz dadurch recht deutlich für uns. Oft aber lernen wir erſt den Gegenſtand aus verſchiedenen Beſchreibungen kennen, dann iſt's ſchwer, das Objective und Subjective darin zu unterſcheiden. — Ferner gehören hieher Beſchreibungen des Geſchehenen in Memoiren, Tagebüchern und dergl., worin das kunſtloſe Wiedergeben der eigenen Auffaſſung herrſcht. Da können ſich Urtheil und objective Wahrnehmung ſehr vermiſchen, ſo daß die Unterſcheidung der objectiven und ſubjectiven Elemente ſchwierig wird. Es iſt dann die Aufgabe, das Wiedergeben der Auffaſſung als Thatſache im Gemüth des Verfaſſers zu betrachten.

Ganz anders, wenn die Combination unter der Potenz eines beſtimmten Zieles ſteht. Da iſt zwiſchen den einzelnen Elementen ein anderes Band des Fortſchreitens, eine conſtante Größe, ein beſtimmtes Verhältniß jedes Punktes zu dem vorgeſezten Ziele in Vergleichung mit jedem vorhergehenden. Je nachdem das Ziel ein anderes iſt, iſt auch die Art und Weiſe der Combination verſchieden. Hier iſt Methode der Combination und künſtleriſche Produktion. Dem kunſtloſen Memorienſchreiber auf jener Seite z. B. ſteht auf dieſer Seite der künſtliche Geſchichtſchreiber gegenüber. Das hermeneutiſche Verfahren iſt hier natürlich ein anderes, als dort. Ich darf an den Memorienſchreiber nicht die Anſprüche machen, wie an den Geſchichtſchreiber.

Es giebt keine Gattung der Mittheilung durch Rede, in der dieſe Differenz nicht wäre. Überall, auch auf dem Gebiete der

Wiſſenſchaft, giebt es ein freies Spiel der Gedanken, welches der künſtleriſchen Produktion in gewiſſem Grade vorbereitend vorausgeht.

Sehr mit Unrecht würde man jenes freie Spiel aus dem litterariſchen Gebiete verbannen. Die Geſchichtforſchung z. B. käme zu kurz ohne die kunſtloſen Denkwürdigkeitenſchreiber. Ja dieß gilt ſelbſt auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft im engeren Sinne. In einem philoſophiſchen Kunſtwerke kann ich, je ſtrenger wiſſenſchaftlich es iſt, deſto weniger die Geneſis der Gedanken des Verf. erkennen. Dieſe iſt verſteckt. Was an der Spize des Syſtems ſteht, hat der Verf. nicht unmittelbar gefunden, ſondern iſt das Produkt einer großen Menge von Gedankenreihen. Um ein ſolches Werk in ſeiner Geneſis als Thatſache des Gemüths ſeines Verf. zu verſtehen, muß etwas anderes gegeben ſein, ein Werk freierer Mittheilung. Ohne das kann die Aufgabe nur durch eine Menge von Analogien gelöſt werden. So iſt es ſchwer, den Ariſtoteles aus ſeinen Werken pſychologiſch kennen zu lernen, weil ein Werk des freien Gedankenſpiels von ihm fehlt. Plato iſt in dieſer Hinſicht ſchon leichter zu erkennen, weil ſeine Werke die Form der freien Darſtellung haben. Dieſe iſt freilich nur Maske, aber man ſieht leichter hindurch, als bei Ariſtoteles. Daſſelbe gilt ſogar von der Mathematik. Die Elementen des Euklid hat man lange als ein Lehrbuch der Geometrie angeſehen, bis andere geſagt haben, ſein Zweck ſei die Einſchließung der regelmäßigen Körper in der Kugel zu demonſtriren, er gehe dabei von den Elementen aus, ſchreite aber ſo fort, daß er jenen Punkt immer im Auge habe. Über dieſe ſubjective Seite des Euklid würde nur möglich ſein zu entſcheiden, wenn wir von ihm ein Werk der andern Art hätten.

Die Verſchiedenheit der Gedankenerzeugung iſt nicht bloß bedingt durch den Gegenſtand und die Individualität des Redenden, ſondern auch durch die Verſchiedenheit der Kunſtformen. Pindar hat z. B. den Argonautenzug beſungen, dieß iſt ganz etwas anders, als die epiſchen Gedichte über denſelben Stoff. Ja Pindar ſelbſt würde denſelben ganz anders epiſch dargeſtellt haben, als er ihn

lyriſch dargeſtellt hat. Die Auslegung hat alſo zu achten auf die Geſeze der verſchiedenen Arten der Produktion unter dem Begriffe des Kunſtwerks. Sonſt verfehlt ſie die verſchiedenen Charaktere und Intereſſen.

Der relative Gegenſaz des rein Pſychologiſchen und Techniſchen iſt beſtimmter ſo zu faſſen, daß das erſte ſich mehr auf das Entſtehen der Gedanken aus der Geſammtheit der Lebensmomente des Individuums bezieht, das zweite mehr ein Zurückführen iſt auf ein beſtimmtes Denken und Darſtellenwollen, woraus ſich Reihen entwickeln. Am nächſten kommen ſich beide Seiten, wenn ein Darſtellenwollen, ein Entſchluß nur feſtgehalten und die gelegentliche Wirkſamkeit abgewartet wird. Aber in ihrem Unterſchiede iſt das techniſche das Verſtehen der Meditation und das der Compoſition, das pſychologiſche das Verſtehen der Einfälle, unter welchen auch die Grundgedanken mit zu begreifen ſind, aus welchen ſich ganze Reihen entwickeln, und das Verſtehen der Nebengedanken.

Zur pſychologiſchen Interpretation gehören zwei Momente. Sie wird deſto leichter und ſicherer, je mehr Analogie zwiſchen der Combinationsweiſe des Verfaſſers und der des Auslegers, und je genauer die Kenntniß von dem Vorſtellungsmaterial des Verfaſſer iſt. Beide Momente können ſich auf gewiſſe Weiſe gegenſeitig ergänzen. Je genauer ich das Vorſtellungsmaterial des Andern kenne, deſto leichter werde ich die Differenz zwiſchen ſeiner und meiner Denkweiſe überwinden und umgekehrt. Wenn ich mir die eine Bedingung vollkommen erfüllt denke, muß die andere dadurch zugleich erfüllt werden.

Betrachten wir nun eben ſo die techniſche Seite in ihrer Allgemeinheit, ſo müſſen wir von der Vorausſezung ausgehen, daß ſich irgend ein Denkzuſtand, eine Gedankenreihe aus einer Lebensthätigkeit entwickelt. Sofern eine Gedankenreihe aus einer Lebensthätigkeit entſteht, iſt ſie in ihrem Anfange ſchon implicite völlig geſezt, d. h. die ganze Reihe iſt nur Entwicklung jenes Entſtehungsmoments; die einzelnen Theile der Reihe ſind ſchon

durch die That beſtimmt, wodurch die Gedankenbewegung entſteht, und verſtehe ich dieſe, dann verſtehe ich auch jene. Dann fällt aber alles heraus, was in der Eigenthümlichkeit des Denkenden keinen Grund hat; ich finde nur was ſich aus der freien That ſelbſt entwickelt hat. Da tritt nothwendig das Techniſche ein. Denn ſobald Jemand mit freiem Entſchluß, freier That etwas zum Bewußtſein bringen will oder Bewußtes darſtellen, was hier gleichviel iſt, ſo iſt er gleich genöthigt, eine Methode zu befolgen. Aber dieſe wird verſchieden ſein, je nachdem er ſich in ſeiner Selbſtbeſtimmung fragt, wie komme ich dazu, den Gegenſtand gründlich zu durchforſchen, oder, wie bringe ich das Durchdachte in einer gewiſſen Richtung und für gewiſſe Menſchen zur Darſtellung? Jenes iſt die Methode der Meditation, dieſes die Methode der Compoſition. Beide ſind immer zweierlei, und nicht bloß in einzelnen Beiſpielen, ſondern in jedem Fall, wo der Begriff der Compoſition involvirt iſt, zu unterſcheiden. Die Meditation kann den Entſchluß bisweilen nur auf eine ruhende Weiſe feſthalten, ſo daß er nur gelegentlich wirkſam iſt, und dann wird gewiß die Compoſition, die Verknüpfung des Einzelnen zu einem Ganzen, als ein zweiter Akt poſtulirt. Dieſer Fall iſt aber im Grunde immer da. Denn auch wenn im erſten Entſchluß die Form ſchon mitgegeben iſt (man denke ſich, daß Jemand den Entſchluß faßt, ein Gedicht von beſtimmter Art zu machen) und dieſe ſchon ſehr viel Ausſchließung und poſitive Beſtandtheile enthält, wird doch im Componiren einzelnes ſo entſtehen, das es proviſoriſch muß zur Seite gelegt werden. So iſt alſo die volle hermeneut. Aufgabe eben die, beide Akte in ihrer Verſchiedenheit zu verſtehen.

Dieſe Unterſcheidung zwiſchen Meditation und Compoſition kann zweifelhaft machen, ob bei der weiteren Betrachtung die Haupteintheilung in die pſychologiſche und techniſche Seite der Aufgabe feſtzuhalten ſei, oder die Unterabtheilung in der Ordnung der Compoſition betrachtet werden ſoll. Alſo in dieſem Falle zuerſt Auffindung des Entſchluſſes, d. i. der

Einheit und eigentlichen Richtung des Werkes (pſychologiſch); alsdann Verſtändniß der Compoſition als der objectiven Realiſirung von jenem; dann Meditation als genetiſche Realiſirung deſſelben (beides techniſch); dann Nebengedanken als fortwährende Einwirkung des Geſammtlebens, worin der Verfaſſer ſich befindet. Betrachten wir nemlich die Rede als ein abgeſchloſſenes Ganzes, und erklären ſie aus ihrem Anfangspunkte, ſo iſt damit zugleich der Endpunkt gegeben. Der Anfangspunkt iſt nur aus dem Leben des Einzelnen zu begreifen, alſo pſychologiſch. Allein wir ſehen zugleich, wie der Redende dadurch gebunden ſein Werk ſo oder ſo vollendete. So kommen wir auf die techniſche Seite. Da ſind denn Compoſition und Meditation zu betrachten. Dieſe aber lagen ſchon implicite in dem Anfangspunkte. So kehrt die Aufgabe wieder zur pſychologiſchen Seite zurück. Und ſo ſcheint es, als könnten beide Seiten, die pſychologiſche und techniſche, vereinigt werden. Indeß dieß geht nicht. Jede Seite bildet in Anſehung der Regeln ein Ganzes.

Das Weſen des Unterſchiedes zwiſchen beiden Seiten liegt darin, daß auf der rein pſychologiſchen Seite der Menſch frei iſt und wir alſo auf ſeine Verhältniſſe als Principien ſeiner Selbſtbeſtimmung zurückgehen müſſen, während auf der andern, der techniſchen Seite, ſowohl in dem Moment der Meditation als der Compoſition die Macht der Form iſt, die den Auctor beherrſcht. Hier liegt im Conceptionsentſchluß ſchon die Form mit. Sofern dieſe etwas ſchon beſtehendes iſt, iſt klar, daß der Autor eben ſo Organ der Form iſt, als Typus des geiſtigen Geſammtlebens, wie wir ihn auf der grammatiſchen Seite als Organ der Sprache anſehen. Dieß ändert ſich auch nicht weſentlich, ſelbſt wenn wir auf den Erfinder einer Form ſtoßen. Da fragen wir, wie kam der Verfaſſer dazu eine neue Form, Gattung zu erfinden? Wir unterſcheiden ein negatives und ein poſitives Moment. Jenes iſt das, daß der Keim eines Gedankencomplexus die vorhandenen Formen abſtößt wegen Mangels an innerer Zuſammenſtimmung. Da muß denn

entweder der Stoff aufgegeben oder eine neue Form geſucht werden. Wird nun dieſe geſucht, ſo tritt das poſitive Moment ein. Abſolut neu iſt keine neuerfundene Form. Sie exiſtirt ſchon irgendwo, nur nicht gerade an dem Punkt, wo der Verf. ſie hervorbringen will. Sie liegt entweder auf einem andern Kunſtgebiete. Indem der Verf. ſie auf das ſeinige herüberzieht, ſo erſcheint er bei aller Neuheit doch als Nachahmer der ſchon vorhandenen. Oder die Form iſt ſchon im Leben vorhanden, nur noch nicht in der Kunſt gebraucht. So nahm das alte Drama als es entſtand ſeine Form aus dem im Leben überall vorhandenen Geſpräch, ſo wie der frühere Typus für die Kunſtform des Epos die Erzählung iſt. Selbſt der Chor in den Dramen findet ſeinen Typus in dem Zuſammentreffen des Einzelnen mit dem Volke. Wir müſſen alſo ſagen, ſelbſt der Erfinder neuer Formen der Darſtellung iſt nicht rein frei in ſeinem Entſchluſſe; es ſteht zwar in ſeiner Macht, ob die Form eine ſtehende Kunſtform werden ſoll oder nicht, aber er iſt auch bei der Bildung der neuen in der Gewalt der Analoga, die ſchon vorhanden ſind.

Indem wir nun den Hauptunterſchied der pſychologiſchen und techniſchen Seite feſthalten, fangen wir natürlich bei dem Verſtändniß des Impulſes im Individuum an und gehen zum Fortwirken des Geſammtlebens auf die Entwicklung des Ganzen über, wobei wir, was dabei von Compoſition erwähnt werden muß, als aus dem litterariſchen Leben ſchon bekannt vorausſezen können.

Die pſychologiſche Aufgabe insbeſondere.

Die Aufgabe enthält ein Zwiefaches, was in Beziehung auf die Totalität des Werkes ſehr verſchieden, aber in Beziehung auf deſſen elementariſche Produktion ſehr ähnlich iſt. Das eine iſt, den ganzen Grundgedanken eines Werkes zu verſtehen, das andere die einzelnen Theile deſſelben aus dem Leben des Autors zu begreifen. Jenes iſt das, woraus ſich alles entwickelt, dieſes das

in einem Werke am meiſten zufällige. Beides aber iſt aus der perſönlichen Eigenthümlichkeit des Verfaſſer zu verſtehen.

Die erſte Aufgabe alſo iſt, die Einheit des Werkes als Thatſache in dem Leben ſeines Verfaſſers. Es fragt ſich, wie iſt der Verf. zu dem Gedanken gekommen, woraus das Ganze ſich entwickelt, d. h. welche Beziehung hat es zu ſeinem ganzen Leben und wie verhält ſich der Entſtehungsmoment in Verbindung mit allen andern Lebensmomenten des Verfaſſers? —

Man könnte glauben, die Aufgabe ſei ſchon durch die Überſchrift gelöſt. Aber dies iſt Täuſchung. Denn die Überſchrift iſt nichts weſentliches für die Hermeneutik und hat im Alterthum faſt immer gefehlt. In den Werken des Alterthums iſt ſie meiſt ſpätern Urſprungs; iſt auch oft ganz zufällig ohne Bedeutung für die Einheit des Werkes, z. B. die Überſchrift Ilias.

Bei der Löſung der Aufgabe muß man von folgendem Gegenſaze ausgehen. Auf der einen Seite, je mehr ein Werk der Form nach in den Beruf ſeines Verf. gehört, deſto mehr verſteht ſich die Geneſis im Allgemeinen von ſelbſt. Da bliebe nun die Frage, wie der Verf. eben zu dem beſtimmten Beruf gekommen. Allein dieß hat in Beziehung auf das einzelne Werk, welches vorliegt, gar kein Intereſſe. Der entgegengeſezte Fall iſt der, daß die Aufgabe in dem Maaße ſchwer iſt, in welchem die Thätigkeit, woraus ein Werk hervorgeht, in dem Leben des Verf. zufällig erſcheint. In dieſem Falle müßte, um die Aufgabe löſen zu können, das ganze Leben des Verfaſſers vorliegen.

Wir unterſcheiden hier die Frage, unter welchen Umſtänden iſt der Verfaſſer zu ſeinem Entſchluß gekommen, von der, was bedeutet dieſer in ihm, oder was hat er für einen beſtimmten Werth in Beziehung auf die Totalität ſeines Lebens? —

Die erſte Frage bezieht ſich auf das Äußerliche und führt auch nur zur Erklärung des Äußerlichen. Ja es liegt darin etwas, was leicht vom rechten Wege abführt. Es giebt in der Entſtehung eines ſchriftſtelleriſchen Entſchluſſes immer Zufälligkei-

ten. Daſſelbe, was einmal im Gemüth und Leben angelegt iſt, kann auch unter ganz andern Umſtänden zu Stande kommen. Man geräth, wenn man hier ſucht und zuſammenſtellt, leicht in Anekdotenkrämerei.

Denkt man ſich einen fruchtbaren Schriftſteller und ſtellt ſich ſeine Werke zuſammen, ſo wird die richtige Betrachtung darauf ausgehen, eine gewiſſe Nothwendigkeit in denſelben nachzuweiſen, den inneren Fortſchritt in der Zeitfolge, wie der Verf. unter den gegebenen Zeitverhältniſſen angefangen, wie er geſtiegen, ſeine Höhe erreicht habe, dann wieder geſunken ſei. Ohne eine ſolche Anſchauung der Zeitfolge in den Werken verſteht man keinen Schriftſteller. Auch iſt allerdings wichtig, wenn in einem Werke Anſpielungen auf Zeitverhältniſſe u. ſ. w. vorkommen, dieſelben aus den Zeitverhältniſſen zu verſtehen. Aber die äußeren Umſtände geben an ſich nie eine genügende Erklärung des Entſchluſſes.

Im Allgemeinen läßt ſich in Beziehung hierauf folgende Regel feſtſtellen: Je mehr ein Werk aus dem inneren Weſen des Schriftſtellers hervorgegangen iſt, deſto unbedeutender ſind für die hermeneutiſche Aufgabe die äußeren Umſtände, iſt hingegen der Verf. durch Äußeres zu dem Werke gedrängt worden, deſto nothwendiger iſt, die äußeren Veranlaſſungen zu kennen.

Viel wichtiger iſt die zweite Frage, was bedeutet der wahre, innere Keim des Werkes, der Entſchluß im Leben des Verfaſſers?

Nur bei eigentlichen Kunſtwerken geht die Frage auf in der nach dem Verhältniſſe zwiſchen Stoff und Form. Die hermeneutiſche Aufgabe hat aber auf dieſer Seite ein ungleich größeres Gebiet. Man denke ſich den Fall, daß mehrere derſelben hiſtoriſchen Stoff bearbeiten und darſtellen, wie verſchieden werden ſie darſtellen? Der eine ſchreibt eine Chronik, der andere giebt eine pragmatiſch zuſammenhängende Geſchichte. Der eine hat vorzugsweiſe eine kritiſche Tendenz, der andere will die ethiſchen Motive der Begebenheiten zur Anſchauung bringen. Ohne Kenntniß der beſonderen Tendenz, des beſonderen Zweckes, verſteht man die Conſtruction des Werkes nicht.

Aber die Tendenz, der Zweck eines Werkes kann ſehr verſchieden aufgefaßt werden. Dieſe Verſchiedenheit wird durch die hermeneutiſchen Regeln nicht nothwendig gleich aufgehoben; jeder wird ſich derſelben auf ſeine Weiſe, nach ſeinem Standpunkte bedienen.

Nun giebt es freilich Fälle, wo der Verf. ſeine eigenſte Tendenz kund giebt. Doch iſt's auch damit eigen. Lieſt man, die bezeichnete Tendenz im Sinne, fort, und es kommen Stellen vor ohne eine Spur jener Tendenz, ſo wird man zweifeln, ob der Verf. wirklich die Tendenz gehabt. So wird die Löſung der Aufgabe ſehr erſchwert. Das ſchwierigſte aber iſt, wenn man Werke vor ſich hat, welche in das geſchäftliche Leben eingreifen. Da kann es Fälle geben, wo die Tendenz abſichtlich verborgen iſt. Hat man genaue Kenntniß von der Sinnes- und Denkweiſe, ſo wie von den Verhältniſſen des Verf., und findet unter ſeinen Werken ein beſtimmtes Verhältniß ſtatt, ſo iſt die Löſung dadurch erleichtert. Aber es giebt Fälle, wo die Frage nach der Tendenz des Verfaſſers gar nicht zu beantworten iſt. Steht die Frage an der Spize des ganzen hermeneutiſchen Verfahrens, ſo iſt daſſelbe allerdings gefährdet ſelbſt von der grammatiſchen Seite, wenn jene nicht beantwortet werden kann. Es giebt ſolche Werke, die hermeneutiſche Räthſel bleiben, wo es uns an allem fehlt, um jene Frage zu beantworten. Aber es giebt etwas, wodurch das Übel verringert werden kann. Es findet, wie gleich anfangs geſagt iſt, zwiſchen der Einheit des Ganzen und den einzelnen Theilen eines Werkes eine Gegenſeitigkeit ſtatt, ſo daß die Aufgabe auf zwiefache Weiſe geſtellt werden konnte, nemlich, die Einheit des Ganzen aus den einzelnen Theilen und den Werth der einzelnen Theile aus der Einheit des Ganzen zu verſtehen. Iſt die Einheit des Ganzen unbekannt, ſo kann ich auch die einzelnen Theile nicht daraus verſtehen, ich muß dann den andern Weg einſchlagen, von dem möglichſt vollkommenen Verſtehen des Einzelnen aus die Einheit des Ganzen zu erkennen. Allein jenes iſt ſelbſt ſehr ſchwierig, daher kein ſicherer Weg zur Löſung der Aufgabe. Nur wird dadurch das Räthſelhafte auf gewiſſe Weiſe be-

ſchränkt. Die Hauptſache aber iſt die Methode, nach welcher das Ganze und ſeine Einheit aus dem Einzelnen zu verſtehen iſt. Dieß geſchieht vermittelſt der Compoſition, aber, um nicht beide Seiten der Interpretation, die pſychologiſche und techniſche zu verwirren, nur ſo daß davon nur ſo viel vorausgeſezt wird, als davon ſchon an dieſer Stelle der Auslegung verſtanden werden kann. Geht nach Analogie eines Kunſtwerks alles Einzelne in der Einheit des Stoffes und der Form auf, ſo iſt indem ich dieß erkannt habe die Aufgabe gelöſt. Wenn dagegen das Einzelne nicht alles in der Einheit des Stoffes und der Form aufgeht, und zwar ſo, daß das übrigbleibende eine gemeinſame Beziehung hat, ſo liegt eben hierin die verborgene Einheit, der heimliche Zweck des Verfaſſers. Dieſen mit Sicherheit zu erkennen, hat natürlich große Schwierigkeit. Man kann ſich dieß anſchaulich machen an der Hypotheſe von der antichriſtlichen Tendenz des Werkes von Gibbon. Jeder ſolche Zweck ſtört die natürliche Unbefangenheit des Schriftſtellers in der Compoſition. Daher iſt eine heimliche Abſicht in Werken, die rein auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft liegen, nicht ſo zu erwarten, wie in Werken, welche dem Geſchäftsleben angehören. Kommt ſo etwas in Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft vor, ſo wird dadurch der künſtliche und wiſſenſchaftliche Werth bedeutend verringert. Das Geſchäftsleben iſt für die litterariſche Produktion ein ſehr beſchränktes Gebiet. Aber es giebt nicht ſelten Colliſionen zwiſchen der rein wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Richtung auf der einen Seite und der Richtung auf die Lebensgeſtaltung auf der andern Seite. Da kann das Diplomatiſche eindringen. Dieß geſchieht vornehmlich in Zeiten und Zuſtänden, wo auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft Partheiungen ſind, die ins Leben eingreifen, oder wo das Staatsleben mit dem wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen in Oppoſition iſt. Alſo iſt eine vollſtändige Kenntniß der Lebensverhältniſſe und Zuſtände des Verfaſſers nothwendig, um zu wiſſen, ob man dergleichen geheime Abſichten in ſeinen Werken zu ſuchen hat oder nicht.

Die Präliminarien zu dem Studium eines Werkes müſſen andeuten, ob in demſelben eine ſolche Einheit vorauszuſezen ſei, in der das Ganze aus dem Einzelnen und umgekehrt zu erklären iſt. Aber damit iſt die eigentliche Tendenz nur im Allgemeinen gegeben. Die Aufgabe aber iſt dann dieſelbe durch alle Einzelheiten des Werks zu verfolgen.

Gehen wir zur Löſung dieſer Aufgabe auf den Keimentſchluß des Verf. genau ein, ſo entſteht zuerſt die Frage, was für ein quantitativer Theil ſeines Lebens ein ſolcher ſei.

Der Keimentſchluß kann in dem Verf. ſelbſt einen dreifachen Werth haben. Das Maximum des Werthes haben wir in dem eigentlichen Lebenswerk, wenn jener Entſchluß ein das ganze Leben ausfüllender iſt. Das Minimum davon iſt in dem Gelegenheitswerke, welches mit keinem Theile des Berufs im Zuſammenhang ſteht, ſondern rein zufällig iſt. Dazwiſchen liegt ein drittes, Studien, als auch gewöhnlich von Gelegenheit ausgehende Vorübung auf ein Werk. Jede ſolche Produktion iſt nicht das Werk ſelbſt, noch ein Theil deſſelben, gehört aber auch nicht ins Gelegentliche, weil es in Beziehung auf jenes Werk ſteht. Dieß ſind die drei quantitativen Abſtufungen im Keimentſchluß, und es iſt leicht einzuſehen, daß ſie für die hermeneutiſche Operation von großer Wichtigkeit ſind. Iſt das hermeneutiſche Verfahren ohne Kenntniß und richtige Anſicht von dem verſchiedenen Werth des Keimentſchluſſes, woraus eine Schrift hervorgeht, ſo ſind Mißverſtändniſſe unvermeidlich. Man kann ein Stückwerk nicht auslegen, wie ein eigentliches Lebenswerk. Dort z. B. ſind Ungleichheiten in der Behandlung zu erwarten. Je organiſirter ein Werk iſt, ſo daß jedes mit dem Ganzen und der Grundeinheit genau zuſammenhängt, um ſo weniger werden Ungleichheiten bemerkbar ſein. Das hermeneutiſche Verfahren muß dort ein anderes ſein, als hier.

Wie gelangen wir nun dazu, zu beſtimmen, ob ein Werk das eine oder andere ſei? Wir müſſen die Geſammtthätigkeit des Verfaſſers kennen. Denken wir uns, daß ein und derſelbe Schriftſteller ein eigentliches Werk und auch Studien zu dem Werke ge-

macht habe, jenes aber ſei verloren gegangen, und nur dieſe noch vorhanden. Weiß ich das nicht, ſo wird man über den Verfaſſer ſchwerlich ein richtiges Urtheil gewinnen. Man wird ſagen, das Werk ſei unvollkommen, einſeitig gearbeitet. Das iſt aber ein falſches Urtheil und das Verſtehen der Schrift als Thatſache wird dadurch weſentlich alterirt. Oder ein Anderer wird urtheilen, es ſei durchaus keine Harmonie in jener Produktion und man könne daraus ſchließen, der Verf. habe kein gleiches Intereſſe an der Bearbeitung der ganzen Gattung gezeigt, nur einzelne Theile bearbeitet. Dieß Urtheil wäre aber eben ſo falſch. Das eine wie das andere iſt der hermeneutiſchen Behandlung nachtheilig, beide beruhen aber auf der Unkenntniß von der Geſammtthätigkeit des Verfaſſers. Nehmen wir den Gegenſaz zwiſchen Werken und gelegentlichen Produktionen, ſo iſt klar, daß in jenen der Verfaſſer ſich weit klarer ausſprechen muß als in dieſen. Dieſe beruhen nemlich auf einfachen Impulſen und ſind für ſich beſtehende Elemente. Es iſt in ihnen eine gewiſſe Selbſtverläugnung und die Thätigkeit des Verf. beſtimmt ſich mehr durch ſein Verhältniß zu dem, von dem der Impuls ausgegangen. Er muß ſich auch richten nach dem Geſchmack des Kreiſes, in welchem ſeine Produktion entſtanden iſt. Die Materie wird ihre Erklärung finden aus einem beſtimmten Kreiſe des Geſammtlebens, auf den es ſich bezieht, nicht aus dem Verfaſſer ſelbſt. Was eine Gelegenheitsſchrift iſt, hätte auch können ein Werk werden, aber dann wäre es ein ganz anderes geworden. Es giebt ein Beiſpiel von hohem Kunſtwerthe, an dem jener Unterſchied ſchwer zu erkennen iſt, das ſind die Pindariſchen Oden. Auf der einen Seite erſcheinen ſie als Gelegenheitsſtücke, auf der andern ſind ſie vollendete Kunſtwerke, und ſo erſcheint was das entgegengeſezteſte ſchien hier in gegenſeitiger Durchdringung. Das Räthſel löſt ſich, wenn man ſagt, der Dichter habe jene Gelegenheitsſtücke zu ſeinem Beruf gemacht, d. h. der Dichter will eben in dieſem beſtimmten Lebenskreiſe, worauf das Gedicht ſich bezieht, ſich manifeſtiren, und ſo nöthigt er das Gelegenheitswerk als ſolches auch Kunſtwerk zu werden.

Solche Erſcheinung iſt ſelten, aber für die Hermeneutik muß ſie in ihrem quantitativen Werthe richtig geſchäzt werden.

Nehmen wir beide Differenzen die der Gelegenheitsſchrift und des Werkes zuſammen, und gehen davon aus, daß jedes Werk eine Einheit haben könne, die höher iſt als die reine Beziehung von Stoff auf Form, ſo iſt das Gelingen der hermeneutiſchen Aufgabe ganz davon abhängig, daß dieſe richtig gefunden werde. Beide Arten haben verſchiedenen Werth nach der Verſchiedenheit des Werthes des Schriftſtellers. Bei einem unbedeutenden kümmert man ſich nicht darum, was er mit dem Werke gewollt. Worin liegt aber der Unterſchied zwiſchen einem wichtigen und unwichtigen Schriftſteller? Der leztere iſt ein ſolcher, bei dem es am wenigſten darauf ankommt, ſein Werk als Thatſache ſeines Lebens zu verſtehen, wo vielmehr dieſe Seite ganz gegen die grammatiſche verſchwindet. Es giebt, wie oben geſagt, Fälle, wo der Schriftſteller die Einheit ſeines Werkes zu verbergen ſucht. In einem ſolchen Falle werden am meiſten ſolche Theile ſein, die durch die gegenſeitige Beziehung von Stoff und Form nicht verſtanden werden können. Vergleichen wir nun dieß mit der zulezt bemerkten Differenz und fragen was zu jenem Maximum und Minimum gehört? Denken wir es gebe in einem Werke nichts Einzelnes, was nicht aus der Beziehung von Stoff und Form zu verſtehen ſei, ſo würde dieß das vollkommenſte Kunſtwerk im gewiſſen Sinne ſein, aber weil nur Kunſtwerk als Werk des Einzelnen ſehr unvollkommen. Ließe es ſich nemlich ganz begreifen aus der Beziehung von Stoff und Form, ſo würde, wenn die Form gegeben wäre, die ganze Thätigkeit des Verfaſſers ſich darauf beziehen, daß er den Stoff gewählt und die dazu gehörige Form. Dieß kann nun ſo nicht vorkommen, weil es nicht ſo abſolut beſtimmte Formen giebt, daß, wenn der Stoff gegeben iſt, ſich alles von ſelbſt verſteht. Aber je mehr Stoff und Form beſtimmt ſind, deſto weniger wird Individuelles, Eigenthümliches vorkommen. Sollen wir uns denken, daß ein Werk einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit habe ohne allen Einfluß der Eigenthümlich-

keit ſeines Verfaſſers, ſo müßte das Gebiet, wozu es gehört, mechaniſirt ſein. In feſtſtehenden Formen nähert man ſich ſolchem mechaniſirten Gebiete. Je beſtimmter die Geſeze einer Form ſind, deſto leerer iſt die Produktion von Eigenthümlichkeit. So ſteht das individuelle Leben dem Mechaniſirten gegenüber. Aber das Verhältniß iſt in den Schriften verſchieden. Rein tritt das Individuelle nie zurück.

Hier kommen wir aber in Verlegenheit in Beziehung auf das, was ſich in der Theorie der Kunſt geltend gemacht hat. Denke man ſich den Fall der alten Tragödie. Hier iſt die Form auf eine gewiſſe Weiſe und in einem beſtimmten Grade beſtimmt. Haben mehrere Dichter denſelben Stoff neben einander zu bearbeiten, ſo werden ihre Dispoſitionen ſehr ähnlich ſein. Je größer die Differenz iſt, deſto mehr wird auf der einen oder andern Seite größere oder geringere Unvollkommenheit ſein. Welches iſt nun aber der Grund der Verſchiedenheit? Indem wir das Ganze auf einen Willensakt der Verfaſſer zurückführen, fragt ſich, was hat der eine und der andere gewollt? Die Beziehungen von Stoff und Form ſind dabei nur äußerlich. Wollte man ſagen, der eine oder andere habe dabei einen beſtimmten politiſchen oder moraliſchen Zweck gehabt, ſo würde die Kunſttheorie einwenden, dadurch ſei der reine Charakter des Kunſtwerks verlezt, ein Kunſtwerk müſſe keinen beſtimmten Zweck haben. Iſt dieſe Theorie richtig, ſo würde man nur ſagen dürfen, es könne eine beſtimmte Richtung zum Grunde liegen, aber kein beſtimmter Zweck. Dieß gilt aber nur ſofern als das auszulegende Werk ein reines Kunſtwerk iſt, denn da bleibt nichts übrig, es geht alles in Stoff und Form auf. Soll der Werth einer Schrift der eines reinen Kunſtwerks ſein, ſo darf auch nichts anderes in den Keimentſchluß geſezt werden, als die reine Selbſtmanifeſtation in der gegenſeitigen Correſpondenz von Form und Inhalt. So entſteht aber die Frage für die Hermeneutik, ob ein Werk als Kunſtwerk angeſehen ſein wolle oder nicht? Wird dieß nun durch die Form beſtimmt oder nicht? Hat ſich in einem beſtimmten Sprach- und Nationalgebiete die

Kunſt auf eine gewiſſe Weiſe geſtaltet, dann muß ſich an der Form ſicher unterſcheiden laſſen, ob ein Werk ſo wolle behandelt ſein oder nicht. Aber wo iſt dieß jemals ſo vollkommen beſtimmt geweſen? Denkt man es aber auch aufs vollkommenſte, im zuſammenhängenden Leben werden die Fälle nicht ausbleiben, wo die eigentliche Kunſtform zu beſonderen Zwecken gemißbraucht iſt. Doch läßt ſich das leicht erkennen. Der Künſtler hat vielleicht ſeinen eigentlichen Zweck verborgen, aber das Kunſtwerk wird Einzelheiten enthalten und zwar nicht zerſtreuet und nicht Nebenſachen, die ein Ganzes bilden und die wahre Tendenz ausmachen. Allein hier kommen wir auf ein großes Gebiet, welches in dieſer Beziehung im gewiſſen Sinne zweideutig iſt. Nemlich überall, auf allen Gebieten auch außer dem eigentlichen Kunſtgebiet findet ſich eine gewiſſe Tendenz zur Kunſt, wodurch die Frage zweideutig wird und die Antwort ſchwierig. So hat die Geſchichtſchreibung einen rein wiſſenſchaftlichen Urſprung, aber eine große Annäherung an das Kunſtgebiet. Niemand aber erzählt Begebenheiten ohne ſeine Art und Weiſe die Sache anzuſehen und zu beurtheilen. Dieß iſt nicht ſein Zweck, ſondern das Unvermeidliche; in dem Grade aber, in welchem es das iſt, iſt es bewußtlos und in ſofern ohne Einfluß auf die Compoſition. Ganz anders, wenn Jemand die Geſchichtſchreibung als Mittel gebraucht, um gewiſſe Principien und Maximen zu empfehlen oder zurückzuhalten. Das iſt ein beſtimmter Zweck, der nicht in dem natürlichen Verhältniß von Stoff und Form liegt. Je mehr aber ein beſonderer Zweck der Darſtellung ſo obwaltet, daß er ſich verbergen muß, um ſo mehr iſt die Form für ſich als Kunſtgebiet zu betrachten. So giebt es alſo nicht bloß einen Gegenſaz zwiſchen Praxis und Kunſt, ſondern auch zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt. Die wiſſenſchaftliche Darſtellung hat auch ihren Zweck in ſich ſelber, aber er iſt ein anderer, als die Selbſtmanifeſtation in der Kunſt, nemlich die Mittheilung von etwas Objectivem, von Erkenntniß. In dem Grade in welchem ſich die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Kunſtform nähert, entſteht auch eine andere Compo-

ſition. Je mehr ein wiſſenſchaftlicher Gegenſtand jene Annäherung verträgt, deſto mehr entſteht bei der Auslegung die Frage, ob der Schriftſteller eine ſolche Annäherung gewollt habe. Hat er ſie urſprünglich gewollt, ſo wird ſie ſich in der ganzen Compoſition darlegen. Was aber den verborgenen Zweck betrifft, ſo iſt ein ſolcher in der rein wiſſenſchaftlichen Mittheilung weniger denkbar, als da, wo eine Annäherung zur Kunſtform ſtatt findet. In dieſem Falle liegt der beſondere Zweck nicht ſo am Tage und will aufgeſucht werden. Nun giebt es ſchon gewiſſe Kunſtmaaße an und für ſich in der ſchriftlichen Darſtellung. Ein mehr und weniger davon hat Einfluß auf die ganze Compoſition. Dieſelben Gedanken erfordern eine andere Darſtellung, wenn die Schrift auch wohlgefällig ſein ſoll in künſtleriſcher Hinſicht, als wenn bloß der Zweck der objectiven Darſtellung obwaltet. Verfehlt man dieſe Differenz, ſo kann man das Verfahren des Schriftſtellers nicht gehörig reconſtruiren. Aber wiewohl das Extreme ſind, die rein künſtleriſche Darſtellung für ſich und das Erreichen eines poſitiven Zweckes, ſo gehört doch ſelbſt zu dem lezteren eine gewiſſe künſtleriſche wohlgefällige Behandlung der Sprache, weil ſonſt die Leſer abgeſtoßen werden. Es kommt nur darauf an, den Grad des künſtleriſchen Elements zu beſtimmen.

Alles was in einem gewiſſen Umfange Mittheilung durch die Rede iſt, iſt Gegenſtand der Auslegungskunſt, und es liegt dieß entweder in einem beſtimmten Geſchäftskreiſe oder hat Analogie mit der Wiſſenſchaft oder mit der Kunſt. Dieſe ſind nun unmöglich einander ſchroff entgegengeſezt. Selbſt das was im Geſchäftskreiſe verſirt, kann eine kunſtgemäße Darſtellung haben. Es giebt da Gemeinſchaftliches und Übergänge. Aber man kann ſich beſtimmte Geſichtspunkte ſtellen und unterſcheiden, ob ein Werk mehr aus dem einen oder dem andern aufzufaſſen ſei.

Gewiſſe Complexus von Gedanken, die Gegenſtand der Auslegung werden, haben eine Einheit, die in der Beziehung zwiſchen Gegenſtand und Form liegen. Das iſt die objective Einheit in allen drei Gebieten. Man kann dabei noch unterſcheiden

die objective, ſofern ſie rein im Stoff liegt, und die techniſche, in Beziehung auf die Form. Die eine muß durch die andere verſtanden werden. Außerdem hat jeder Gedankencomplexus eine Einheit, die über jene hinausliegt, die ſubjective, die Willensmeinung des Verfaſſers, wodurch Stoff und Form zuſammenkommen. In jedem Werke, das im Kunſtgebiet liegt, iſt keine andere Einheit vorauszuſezen, als die Selbſtmaniſeſtation. Da wie geſagt die rein künſtleriſche Produktion durch jede anderweitige Richtung alterirt wird, ſo entſteht die Aufgabe dieß zu finden, wenn es vorhanden iſt. Im Allgemeinen fragt ſich, wie ſind in den verſchiedenen Arten und Gebieten der Compoſition die ſubjectiven Nebenzwecke oder untergeordneten Einheiten zu finden? Man darf einen ſolchen Nebenzweck niemals unmittelbar vorausſezen, es müßte denn ſchon aus der Schrift ſelbſt eine Ahnung davon entſtehen. Es iſt oben der Fall geſezt worden, daß bei Werken auf dem Gebiete der Kunſt eine beſtehende Kunſtform ſo dominire, daß die Differenz zwiſchen mehreren, die denſelben Stoff künſtleriſch darſtellen, ſehr gering werde. Allein dieß war nur eine Fiction, um zu zeigen, wie die objective Einheit ſo dominiren könne, daß die ſubjective Selbſtmaniſeſtation nicht genug heraustreten könne. Sezen wir nun aber, daß ein Zuſtand der Kunſt ſich jener dominirenden Macht des Objectiven nähere, dabei aber in den Subjecten ein mächtiger Drang zur Selbſtmaniſeſtation vorhanden ſei, ſo werden in dieſem Falle neue Formen geſucht werden. Es entſteht ein Antagonismus zwiſchen dem Beherrſchtwerden des Künſtlers durch die Form und dem Produciren deſſelben in der Form. Denken wir uns, daß dabei ein Nebenzweck ſei, ſo wird dieſer eine gewiſſe Gewalt ausüben gegen jenes Herrſchen der Form. Und eben daran wird man die Selbſtmaniſeſtation des Verfaſſers erkennen. Alles, was nicht durch die Darlegung des Stoffes beſtimmt iſt, giebt uns ein Bild von dem Verfaſſer in ſeiner Art zu denken. Eben ſo, wenn mehrere denſelben Gegenſtand behandeln mit derſelben Tendenz, und es finden ſich Elemente, worin ſich jene gemeinſame Tendenz nicht zeigt,

ſo erkennt man hierin die Verſchiedenheit und Eigenthümlichkeit in den Willen der Verfaſſer. Selbſt in jedem wiſſenſchaftlichen Werke wird es Elemente geben, an welchen ſich das Maaß von dem Willen des Verfaſſers in der Darſtellung nehmen läßt. Hat der Wiſſenſchaftliche den Zweck durch ſeine Darſtellung Wohlgefallen zu erregen, ſo ergiebt ſich aus dem Zuſammenſtellen der rein didaktiſchen Form mit den nicht dazu weſentlich gehörenden Elementen die urſprüngliche Willensmeinung des Verfaſſers. Der beſondere Nebenzweck kann verborgen ſein oder nicht. Im lezteren Falle z. B. wird eine wiſſenſchaftliche Schrift offenbar polemiſch ſein. Auf dem reinen Kunſtgebiete iſt es nothwendig, den Nebenzweck zu verbergen, auf dem Gebiete des Geſchäftslebens nur möglich. Dort iſt das Verbergen mit der Willensmeinung gleich mitgeſezt, und wird ſich alſo auch in der Darſtellung im Einzelnen zu erkennen geben. Wenn das Verbergen dagegen nur möglich iſt, ſo gehört viel Aufmerkſamkeit während der hermeneutiſchen Operation dazu, das Verborgene zu finden, man müßte denn durch genaue Kenntniß des Schriftſtellers und ſeiner Lage im Voraus eine Ahnung davon haben. Dabei kommt es aber an auf das richtige Auffaſſen der Haupt- und Nebengedanken. Die Hauptgedanken hängen mit dem Ineinandergehen des Stoffes und der Form genau zuſammen, die Nebengedanken nicht. Das Verhältniß iſt aber ſehr verſchieden, die Beſtimmtheit deſſelben gehört weſentlich zur Einheit des Werkes und beſtimmt den Charakter deſſelben. Um zur Einſicht davon zu gelangen, muß man ſich das Verhältniß in ſeinen Extremen denken. Auf der quantitativen Seite des Verhältniſſes kann der Gegenſaz zwiſchen Haupt- und Nebengedanken verſchwinden, wenn die Nebengedanken entweder ausgeſchloſſen ſind oder einen verhältnißmäßig gleichen Raum einnehmen. Iſt der Gegenſaz aufgehoben, ſo wird das Werk mehr eine freie Gedankencombination ſein, ein freies Spiel. Dominirt dagegen der Gegenſaz, ſo wird die Einheit des Werkes beſtimmter, höher ſein. Im andern Falle tritt die Selbſtmanifeſtation des Verfaſſers ſchärfer hervor. Im Allgemei-

nen können wir folgendes feſtſtellen: Wo beſtimmte Form iſt, da dominirt jener Gegenſaz, und umgekehrt, wo der Gegenſaz nicht dominirt, da iſt Formloſigkeit oder die Form ein Minimum. Damit iſt das qualitative Verhältniß bezeichnet. Iſt der Gegenſaz durch einen Entſchluß aufgehoben, ſo iſt das nichts anderes, als ſich auf unbeſtimmte Weiſe einer freien Produktion hingeben von dem Punkte an, wo der Entſchluß iſt. Eine ſolche Aktion wäre Null, wenn nicht ein beſtimmender Punkt da wäre, ein Anknüpfungspunkt. Man kann ſich dieß anſchaulich machen an der freien Produktion in der Converſation; da iſt der Anknüpfungspunkt wenigſtens das Zuſammenſein. Das Analogon davon auf dem Schriftgebiete iſt die Correſpondenz, ein durch die Form auseinander getretener Dialog. Hier iſt der Gegenſaz zwiſchen Haupt- und Nebengedanken gar nicht in der urſprünglichen Volition der Schreibenden. Gegenüber ſtehen alle Produktionen, in denen jener Gegenſaz dominirt.

Hier tritt nun für die hermeneutiſche Theorie wieder die Frage ein nach dem Verhältniß des Pſychologiſchen und Techniſchen.

Gehen wir von dem Keimentſchluß aus, um die Einheit eines Werkes als Thatſache im Leben ſeines Verfaſſers zu begreifen, ſo iſt die Entwicklung des Keimes abgeſehen von dem freien Gedankenſpiel Gegenſtand der techniſchen Interpretation, in der wir Meditation und Compoſition unterſchieden haben.

Denke man ſich den Fall eines freien ſich gehen laſſens in Gedanken, die einem anderen mitgetheilt werden, ſo müſſen wir, um den Anknüpfungspunkt zu finden, das Verhältniß zwiſchen beiden, dem Verfaſſer und Leſer, kennen. Da entſteht nun gleich der Unterſchied zwiſchen dem, was ſich aus dieſem Verhältniß von ſelbſt entwickelt, und dem, was von Außen zu dem Schriftſteller kommt. Dieſen Unterſchied muß man auffaſſen, aber er kann in dieſem Falle ein Minimum ſein. Eben ſo läßt ſich gar nicht behaupten, daß z. B. ein Brief keine Form, keine Compoſition habe. Da tritt auch der Unterſchied zwiſchen Meditation und Compoſition hervor, ſofern doch der Brief einen Gedankeninhalt hat. Das Alles freilich im verjüngten Maaßſtabe. Der Gegenſaz zwiſchen

Haupt- und Nebengedanken gestaltet sich immer aus der Nothwendigkeit der Form, wenn er auch nicht von Anfang an gewollt ist. Dieß ist das Nächste, wovon alle weitere hermeneutische Operation auf dieser Seite abhängt. Die Form sei, welche sie wolle, von dem Augenblicke an, wo der Entschluß zu einer Form entstanden ist, ist der Verfasser Organ der Form, freier oder gebundener, je nachdem die Form selbst mehr frei oder gebunden ist.

Die Einheit selbst kann in dem Keimentschluß stärker und schwächer gedacht sein. Die schwächste ist wenn der Entschluß nur lautet, sich in der Gedankenmittheilung gehen zu lassen. Hierin ist der Gegensaz zwischen Haupt- und Nebengedanken ganz aufgehoben. Am stärksten und für die Auslegung am fruchtbarsten ist sie, wenn sie am meisten für den Verfasser bindend ist und auf eine bestimmte Form sich bezieht. Zwischen diesen beiden Endpunkten liegt die ganze bewegliche Reihe von einzelnen Momenten.

Anwendung des bisher Erörterten auf das N. T.

Die Lösung der rein psychologischen Aufgabe hat gerade im N. T. bedeutende Schwierigkeiten. Wir haben im N. T. abgesehn von der Apokalypse zwei Formen, die historische und epistolische. Von den historischen Schriften tragen vier denselben Namen, Evangelien. Diese Überschriften können nicht als Ausdruck des Keimentschlusses der Verfasser angesehen werden, denn sie sind nicht gleichzeitig mit den Schriftstellern entstanden, und enthalten gewissermaßen schon einen hermeneutischen Ausspruch, der aber als problematisch zu betrachten ist. — Alle vier behandeln denselben Gegenstand, das Leben Jesu Christi, und zwar in historischer Form. Allein wollte man nun sagen, jeder habe wollen eine Biographie Christi schreiben, so wäre das schon zu viel gesagt. — Weiter bemerkt man in mehreren so viel Identisches, daß man dieß nicht als accidentiell ansehen kann, sondern nur erklären kann aus zum Grunde liegenden gemeinsamen Erzählungen, von denen aber der eine dieß, der andere jenes ge-

nommen oder ausgelaſſen habe und wieder mehrere eben daſſelbe. — So entſtehen verſchiedene Vorſtellungen über den Keimentſchluß und die urſprüngliche Einheit. Je nachdem ſie in Beziehung auf ihre Materialien bloß als Sammler, Zuſammenſteller, oder als eigentliche Schriftſteller angeſehen werden, ſind die Erſcheinungen der Gleichheit und Verſchiedenheit in ihren Darſtellungen auch verſchieden zu erklären. Aber wie ſoll man das entſcheiden? Bei ſo bedeutender Übereinſtimmung kann das richtige Verfahren nicht das ſein, bei jedem einzelnen für ſich aus einer allgemeinen Überſicht die urſprüngliche Einheit zu ſuchen, ſondern nur, wenn man ſie eben ſo wohl zuſammen als einzeln behandelt, kann man zu einem ſichern Reſultat gelangen. Die Aufgabe, bei dieſen Büchern die urſprüngliche Einheit zu finden, iſt von einem andern Geſichtspunkte aus angeſehen eine Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik. Allein nicht nur bedingen einander überhaupt Hermeneutik und Kritik, ſondern es tritt hier der Fall ein, daß die Frage der hiſtoriſchen Kritik nach dem Urſprung unſrer Evangelien erſt hervorgegangen iſt aus der genaueren hermeneutiſchen Operation. Aber wir können uns die hermeneutiſche Operation erleichtern, wenn wir aus der hiſtoriſchen Kritik als Thatſache vorausſezen die beiden Hauptmeinungen, die eine, daß die Evangelien ſelbſtſtändige Produktionen Einzelner ſeien, die andere, wonach ſie Zuſammenſtellungen von vorher ſchon bekannten und verbreiteten Erzählungen aus dem Leben Jeſu ſein ſollen, und nun fragen, wie in dem einen oder dem andern Falle die Bücher ausſehen müſſen? — Aber davon abgeſehen, ſtellen wir uns die Frage rein hermeneutiſch, die eigentliche Einheit der Bücher zu finden, ſo haben wir zunächſt vor uns die erzählende Form. Beziehen wir nun zuerſt Stoff und Form auf einander, ſo finden wir, der gemeinſchaftliche Stoff iſt das Leben Jeſu von ſeinem öffentlichen Auftreten an bis zu ſeinem Verſchwinden von der Erde. Aber da tritt nun gleich eine Verſchiedenheit ein, indem einige Evangeliſten bis auf den Anfang des Lebens Jeſu überhaupt zurückgehen, andere nicht. Dieſe Ungleichmäßigkeit bei demſelben Stoff und derſelben Form läßt vermuthen, daß jene Vorgeſchichten bei

Matthäus und Lukas nicht zur urſprünglichen Einheit von Stoff und Form gehören. Verfahren wir nun vergleichungsweiſe, und wenden dabei eben feſtgeſtellten Kanon an, daß wenn ein Verfaſſer einen beſonderen Zweck außer der Behandlung eines beſtimmten Stoffes in einer beſtimmten Form habe, dieſer Zweck aus den Elementen ſeines Werkes klar werden müſſe, die auf jene Weiſe nicht zu verſtehen ſeien, ſo wird man, wenn wir vorausſezen, das Weſentliche des Evangeliums ſei in beiden Arten daſſelbe, fragen müſſen, ob ſich aus dem, was die einen aus der Jugendgeſchichte Jeſu mittheilen, ein beſonderer Zweck der Darſtellung erkennen laſſe? Aus dem Wunderbaren darin darf man nicht ſchließen, jene hätten den beſonderen Zweck gehabt, Chriſtum als wunderbare Perſon darzuſtellen. Denn auch bei den andern iſt das Wunderbare hinlänglich vorhanden. Das Einfachſte iſt zu ſagen, die andern haben von der Kindheitsgeſchichte keine Kunde gehabt; die Geſellſchaft, von der alle Nachrichten über Jeſus ausgehen mußten, habe ſich erſt mit ſeinem öffentlichen Auftreten um ihn geſammelt; da beginne alſo erſt der Stoff, der hiſtoriſch behandelt werden könne; die, welche darüber in ihren Evangelien hinausgingen, hatten Gelegenheit mehr zu erfahren, die andern Evangeliſten nicht. Sagt man, die andern hätten die Gelegenheit zwar auch haben können, aber verſchmähet, ſo ſtellt ſich das hermeneutiſche Verhältniß ganz anders. Jenes Verſchmähen könnte dann ſeinen Grund darin haben, daß die Abſicht war, nur das öffentliche Leben Chriſti zu beſchreiben, in ſofern darin allein Grund zur Stiftung des Chriſtenthums gelegen habe. Die andern Evangeliſten dagegen wollten alles geben, was ſie von Chriſto in Erfahrung bringen konnten. So entſteht ſchon eine verſchiedene Einheit der einen und andern Claſſe. Die ſtrengere hat alles ausgeſchloſſen, was nicht zum öffentlichen Leben Jeſu gehört. Geſchah dieß mit Wiſſen des anderweitigen Stoffes, ſo iſt dieſe ſtrengere Einheit eine poſitive. Die Einheit würde eine ſehr laxe ſein, wenn ohne eine beſtimmte innere Schäzung nur nach ganz äußeren Beſtimmungsgründen der beſchränkten Zeit, des be-

ſchränkten Raumes aus dem vorhandenen Stoffe ausgelaſſen und aufgenommen wäre. Bei der ſtrengeren Art könnte der Fall ſein, daß ſie die Kindheitsgeſchichte nicht aufgenommen, weil das ein Punkt geweſen, von dem man nicht gleichmäßig fortſchreiten könne, ſofern von der Zwiſchenzeit nichts bekannt ſei, oder auch deßhalb nicht, weil die Aufnahme die Darſtellung des wichtigeren Theiles, des öffentlichen Lebens, beſchränkt haben würde. Dies leztere wäre eine mehr techniſche Rückſicht, weil das gleichmäßige Fortſchreiten und das Erſchöpfen des Stoffes in der Form zu dem Kunſtmäßigen der hiſtoriſchen Darſtellung gehört.

Wie ſteht es nun in dieſer Hinſicht mit unſeren Evangelien?

Vergleichen wir Johannes und Markus, welche keine Kindheitsgeſchichte haben, miteinander, ſo zeigt ſich eine große Verſchiedenheit. In Markus bloß Aneinanderreihung einzelner Züge, welche jeder rein um ſein ſelbſt willen erzählt werden, und ganz gleiches Verhältniß zum Ganzen haben. In dem Joh. Evangelium dagegen ein fortſchreitender Zuſammenhang, eine organiſche Verknüpfung So war alſo in beiden der Entſchluß ſchon urſprünglich verſchieden. Bei Johannes iſt wegen des Organiſchen eine techniſche Richtung zu vermuthen, bei Markus nicht. So ſcheint alſo die Abweiſung des Früheren bei Johannes darauf zu beruhen, daß es nach ſeiner Anſicht nicht zu dem beſtimmten Zwecke gehörte, Chriſtum als Stifter der chriſtlichen Kirche darzuſtellen. Wir finden, daß er ſelbſt in dem Zeitraume des öffentlichen Lebens das ausließ, was mit jenem beſtimmten Zwecke in keinem beſtimmten Zuſammenhang ſtand. Von Markus können wir dieß nicht ſagen, weil er eine Menge Züge und Nebenumſtände erzählt, die mit einem ſolchen beſtimmten Zwecke nicht zuſammenhängen, und ſich überhaupt ſein Verfahren nicht auf eine beſtimmte Weiſe faſſen läßt. So haben wir alſo keine Urſache, den Markus von der Analogie mit den beiden andern Evangeliſten, Matthäus und Lukas, auszuſchließen. Johannes muß, da er Gelegenheit haben mußte, jenes Frühere zu erfahren, ſchon wegen ſeines genauen Verhältniſſes zur Mutter Jeſu, beſtimmte Gründe gehabt haben, es auszu-

laſſen. Bei Markus dagegen werden wir annehmen dürfen, daß ihn an der Aufnahme des Früheren entweder Mangel an Notiz oder an Raum hinderte.

Betrachten wir die ſtreitige Frage von einer andern Seite, nemlich, wie eine hiſtoriſche Produktion, die wir Biographie nennen, ſich geſtalten müſſe.

Es iſt nicht möglich, eine Continuität von Zeiterfüllungen darzuſtellen. Wäre es möglich, ſo könnte es nur unter der Form der ſtrengen Chronik geſchehen, denn da theilt ſich die Zeit in fortlaufende Abſchnitte. Abſtrahirt man davon und ſezt in den biographiſchen Inhalt eine Differenz zwiſchen dem, was eben wegen ſeines Inhalts mitgetheilt zu werden verdient und was nicht, ſo werden Lücken entſtehen. Eine ſolche Produktion würde dann als Aggregat von Einzelheiten anzuſehen ſein. Der Idee der Lebensbeſchreibung liegt die Continuität zum Grunde, weil das Leben Eins iſt. Wiewol nun die Continuität nicht unmittelbar darſtellbar iſt, ſondern nur in der Form des Einzelnen, das ſich ſondert, ſo darf doch die Beziehung des Einzelnen auf die Continuität nicht fehlen. Dieſe Beziehung liegt nicht in der Identität des Subjects, ſondern im Zeitverlauf. Es müſſen alſo die Einzelheiten der Zeit nach ſo geſtellt werden, daß der Leſer die Continuität erkennen kann. Bloße Zuſammenſtellungen von Einzelheiten ohne jene Continuität ſind nur Materialien, Elemente zur Biographie. Daraus läßt ſich auch unmittelbar keine Biographie bilden; es bleibt, ſelbſt wenn man das Einzelne der Zeit nach ſtellt und mit Verbindungsformeln verſieht, ein bloßes Aggregat, dem der innere Zuſammenhang im Zeitverlauf fehlt.

Was nun unſere Evangelien betrifft, ſo zerfällt jedes in zwei in dieſer Beziehung ganz verſchiedene Theile; der eine Theil, die Beſchreibung der öffentlichen Wirkſamkeit, beſteht aus lauter mehr und weniger aneinandergereiheten einzelnen Erzählungen, wogegen der zweite Theil, die Leidensgeſchichte, überwiegend als ein Continuum erſcheint. Hier war die Continuität kaum zu vermeiden. Vergleichen wir nun unſere Evangelien in Beziehung auf den

erſten Theil, ſo zeigt ſich eine bedeutende Verſchiedenheit unter ihnen. Die drei erſten reihen nur Einzelnes aneinander, ohne beſtimmtes Zeitverhältniß; man ſieht das Zeitbild, wie das Einzelne verlaufen iſt, hat den Verfaſſern nicht vorgeſchwebt. Bei Johannes dagegen finden wir wenigſtens äußerlich was eine Continuität vorausſezt. Die Differenz zwiſchen dem erſten und zweiten Theile iſt zwar auch in ihm, aber ſeine Leidensgeſchichte iſt weniger ununterbrochen, als bei den drei erſten, ſie hat offenbar Lücken. Dagegen iſt der erſte Theil bei ihm ein Continuum. Wir bekommen in ſeiner Darſtellung ein Zeitbild mit feſten Punkten. Noch mehr, es liegt der Darſtellung offenbar die Idee der Biographie zum Grunde. Nichts Einzelnes wird nur um ſein ſelbſt willen erzählt, ſondern als Theil eines Ganzen. Chriſtus als Einzelner erſcheint hier als eine öffentliche Perſon in Verhältniß zum Nationalleben, und dieß iſt die Einheit, die freilich mannigfaltig differenzirt iſt. Dieſer Geſichtspunkt iſt überall feſtzuhalten. Wir ſehen das Verhältniß Chriſti zur Volksmaſſe und zu den Auctoritäten wie es ſich entwickelt, wie Volk und Auctoritäten in Beziehung auf Chriſtus in Gegenſaz miteinander treten, und das Ende als Kataſtrophe, als Peripetie, als Reſultat jener Spannungen erſcheint. Während alſo bei Johannes die biographiſche Idee zum Grunde liegt und ſich darauf die Einheit des Ganzen bezieht, finden wir bei den andern Evangeliſten nur ein Aggregat von Einzelheiten, ſo daß wir die biographiſche Idee bei ihnen negiren müſſen. Bei dieſen entſteht nun die Frage, nach welchem Geſichtspunkte ſie die Sammlung von Einzelheiten gemacht haben? Hätten wir eine genaue Kenntniß von dem Leben derſelben, von ihrem Vorſtellungsmaterial, von der Maſſe der Einzelheiten, die jedem zu Gebote ſtanden, u. ſ. w., ſo könnten wir beſtimmen, nach welchem Geſichtspunkte die Zuſammenſtellung quantitativ und qualitativ gemacht ſei. Allein eben hier wird die Löſung der hermeneutiſchen Aufgabe wieder durch die hiſtoriſche Kritik bedingt und umgekehrt. Je nachdem man der einen oder der andern Hypotheſe der hiſtoriſchen Kritik über den Urſprung des

ſynoptiſchen Verhältniſſes folgt, wird die hermeneutiſche Löſung auch verſchieden ſein, aber ehe ich nicht alles Einzelne verſtanden habe, darf ich auch auf das Ganze keinen ſicheren Schluß machen.

Was den Johannes in ſeinem Verhältniß zu den drei erſten Evangelien betrifft, ſo iſt das, was er mit dieſen gemein hat, ganz anderer Art als die identiſchen Stellen der Synoptiker. Das ſezt aber die Frage über die Zeit und den Ort der Abfaſſung in Beziehung auf die Geneſis der Traditionen voraus. Iſt dieß nun unentſchieden, ſo darf man nicht gleich Folgerungen machen. Da Johannes von einer biographiſchen Idee ausging, ſo konnte er die vorhandenen einzelnen Erzählungen nicht ſo gebrauchen. Man darf nicht ſchließen, daß Joh., wenn er ſolche Materialien gehabt, ſie habe nehmen müſſen. Die entgegenſtehende Anſicht, daß er die drei erſten Evangelien habe ergänzen wollen, iſt eben ſo ungegründet und unſicher. Die Frage alſo nach der Einheit des Werkes rein hermeneutiſch bei jedem beſonders löſen zu wollen, iſt die erſte Grundlage, der nur die der hiſtoriſchen Kritik vorangehen muß.

Bei der Apoſtelgeſchichte ſind die Fragen und Operationen weſentlich dieſelben. Die Hauptfrage iſt, ob ſie mehr dem Joh. Evangelium oder mehr den ſynoptiſchen analog iſt?

Was nun die didaktiſchen Schriften betrifft, ſo geſtattet ihre epiſtolariſche Form die Annahme eines gänzlichen Gehenlaſſens, alſo den geringſten Grad der Einheit und Beſtimmtheit, ſo daß kein Gegenſaz iſt zwiſchen Haupt- und Nebengedanken. Vereinzelt man die Gedanken, ſo erſcheinen ſie alle als Nebengedanken, und es wäre nur auszumitteln, wie ſie gerade jezt und ſo und ſo entſtanden ſind. Allein die Briefform geſtattet an ſich auch die Möglichkeit der Annäherung an die ſtrenge Form und Einheit; z. B. in dem eigentlichen Geſchäftsbrief. Bei den didaktiſchen Briefen iſt eine große Mannigfaltigkeit in Beziehung auf die Einheit denkbar. Das Minimum wäre der Entſchluß des freien ſich gehen laſſens. Aber auf der andern Seite kann der Lehrbrief ſich der ſtrengen didaktiſchen und rhetoriſchen Form ſehr nähern. Man

denke ſich die Aufgabe, Andern über einen beſtimmten Gegenſtand beſtimmte Erkenntniſſe mitzutheilen. Da wäre denn eine objective Einheit und jener Zweck kann in der Briefform ſehr gut erreicht werden. — Weiter entſteht nun die Frage nach dem Unterſchiede zwiſchen der allgemeinen didaktiſchen Form und der beſondern briefl[ichen]; — ob und in wiefern es ein anderes iſt, brieflich einen oder mehrere zu belehren, oder aber in einer unbeſtimmt an das Publicum ergehenden Schrift? Der Unterſchied kann ſehr gering ſein, wenn die Briefform Fiction iſt, z. B. bei Eulerts Briefen an eine Prinzeſſin. Aber ein anderes iſt, wenn Erkenntniſſe mitgetheilt werden in einer Briefform, welche durch ein beſtimmtes perſönliches Verhältniß zwiſchen Schreiber und Empfänger bedingt iſt. Da iſt die Briefform etwas Wahres, ein wirkliches Lebensmoment der Gemeinſchaft zwiſchen jenen Perſonen.

Gehen wir von dem entgegengeſezten Punkte aus, dem Entſchluß, ſich rein gehen zu laſſen, ſo iſt dabei die Rückſicht auf die, für welche man ſchreibt, ein beſchränkendes Princip. Das freie Spiel wird gehemmt, beſchränkt, wenn es auf etwas kommt, was für die, an die ich ſchreibe, nicht paſſend erſcheint. Allein das Bild derer, an die man ſchreibt, kann in der Seele des Schreibenden ſo lebendig ſein, daß ihm nichts einfällt, als was in jenem Kreiſe liegt und ſchicklich iſt. In dieſem Falle iſt die Beziehung auf Andere ein beſtimmendes, ja leitendes Princip.

Denken wir uns, Jemand habe den Entſchluß gefaßt, ſich in freier Mittheilung an Mehrere gehn zu laſſen, ſo iſt dieſer Wille in einem beſtimmten Moment entſtanden. War der Schreiber in einem vollkommen ruhigen Zuſtande, ſo bedarf es eines Anſtoßes, um einen ſolchen Willensakt hervorzubringen. Das braucht nur eine lebendige Erinnerung zu ſein, oder eine äußerlich günſtige Gelegenheit für die Mittheilung. Identifizirt ſich nun der Zuſtand, worin der Schreibende ſich befindet, mit dieſem Willensakte, ſo liegt auch in dieſem Zuſtande der Beſtimmungsgrund für die Richtung ſeiner Mittheilungen. Was ihm lebendig gegenwärtig war, das liegt nun als der entwickelnde Keim im Willensakte,

und verändert ſich nichts bedeutend und erfolgt der Akt des Schreibens in möglichſter Schnelligkeit, ſo iſt dieſer das Auseinanderlegen jenes Moments. Sagen wir aber, daß eine bedeutende Veränderung im Zuſtande des Schreibenden vorgeht, ſo werden Elemente aus dieſer Veränderung in die Schrift kommen, ohne daß der Schreibende vielleicht dieſe Veränderung erwähnt. Der Wille iſt alterirt und überträgt ſich auf den gegenwärtigen Zuſtand und läßt den vorigen fallen. Denken wir uns, daß verſchiedene Zuſtände in dem Akte des Schreibers größere Zeiträume ausfüllen, ſo werden ſich die darauf bezüglichen Maſſen ſondern, beſonders für den Leſer. Eben deßwegen wird der Schreibende ſelbſt dieſe als verſchiedene Abſätze ſondern, und bemerkt er dabei die Zeitdifferenz, ſo iſt eine ſolche Mittheilung eine briefliche. Sie iſt Wirkung der veränderten Zuſtände und Mittheilung derſelben. Die briefliche Form bleibt, nur iſt die Einheit eine andere geworden; ja ſie kann bei aller Erweiterung der Gedanken in ihrer Wahrheit bleiben, auch wenn ſie den äußeren Umfang eines Buches erhält.

Fragen wir nun in Beziehung auf den didaktiſchen Inhalt der neuteſtam. Briefe, ob die briefliche Mittheilung des Didaktiſchen den Umfang eines Buches erhalten *könne*? Nein! denn man kann im Didaktiſchen nicht Gedankenreihen von verſchiedenem Inhalt als Eins hinſtellen, ſondern entweder iſt die Analogie mit einem didaktiſchen Buche da, und dann iſt die Wahrheit der Briefform aufgehoben, oder die Wahrheit der brieflichen Form iſt da, dann aber kann das Werk auch nur einen geringeren Umfang haben. Der der Briefform eigenthümliche Umfang aber wird dadurch beſtimmt, daß es für den, der lieſt, ein fortlaufender Akt ſein ſoll. Geht der Brief darüber hinaus, ſo hört auch die Briefform in der That auf. Kann ein Werk nicht in einem Striche fortgeleſen werden, ſo iſt Grund zur Theilung da, mit der Theilung aber iſt die Wahrheit der Briefform aufgehoben, und wir haben ein Buch in äußerer Briefform. Hier giebt es Übergänge, die ſich in der Erſcheinung ziemlich genau fixiren laſſen.

Nun aber haben wir noch zu beachten, daß die Briefform, wenn ſie nicht rein ſubjectiv iſt, eine beſtimmte Annäherung an das Rhetoriſche haben kann. Das Didaktiſche will Erkenntniſſe mittheilen, das Rhetoriſche einen Entſchluß hervorrufen, ſofern er in Handlungen übergeht. Wenn nun Jemand einen ſolchen Entſchluß hervorrufen will, ſo wird ſich die Mittheilung auf Beſtimmtes im Leben beziehen, und da kann eben ſo große Strenge ſtatt finden, wie in der öffentlichen Rede, wo man den zu bewegenden vor ſich hat. Dadurch wird aber das ſich gehen laſſen durchaus negirt, indem hier die Nothwendigkeit geſezt iſt, den Entſchluß hervorzubringen, der für den Empfänger mit der Ausführung ein Akt ſein kann, indem alle Theile zuſammenwirken. Wollte eine ſolche Rede ſich ſo ausdehnen, daß die erſten Anfänge ſollten aus der Erinnerung verſchwunden ſein, bevor man ſie zu Ende geleſen, ſo brauchte ſie gar nicht geſchrieben zu werden. Es ſind hier alſo beſtimmte Gränzen geſteckt, und alles iſt zurückzuhalten, was zur Erreichung des Zweckes nicht mitwirken kann. Hier haben wir Extreme, aber zwiſchen dieſen Extremen giebt es mannigfaltige Übergänge.

Wie finden wir nun in einem gegebenen Falle die Einheit? Wo in einem Briefe nur Didaktiſches oder Rhetoriſches iſt, da wird die Einheit nicht verfehlt werden können. Wo aber eine ſolche didaktiſche oder rhetoriſche Einheit ganz fehlt, da iſt Acht zu haben, wie die Einheitloſigkeit oder die verringerte Einheit durch die gegenſeitigen Verhältniſſe zwiſchen Briefſteller und Briefempfänger modificirt iſt. Was ſich von dieſer Form an das letztere, die verringerte Einheit, anſchließt, iſt die ſchwierigere Seite der Aufgabe, was ſich an das erſtere, die Einheitloſigkeit, anſchließt, die leichtere. In dem erſteren iſt die Duplicität des Didaktiſchen und Rhetoriſchen. Wird eine verſteckte Abſicht durch einzelne zerſtreuete Punkte in der freien Mittheilung der Art wahrſcheinlich, ſo iſt eher ein rhetoriſcher Zweck, als ein didaktiſcher zu vermuthen. Im Didaktiſchen wohl nur dann, wenn die Abſicht des Belehrens bei den zu belehrenden auf directem Wege nicht erreicht werden kann, ſondern indirect und unvermerkt. Viel leichter aber kann

es geſchehen, daß ein rhetoriſcher Zweck ſich verbirgt, beſonders in der brieflichen Mittheilung. In der mündlichen Rede viel weniger, weil in dieſer der Erfolg momentan iſt. Die briefliche Mittheilung iſt nicht ſo beſtimmend wie die mündliche Rede; der Empfänger des Briefes hat Zeit, auf die Art, wie er beſtimmt ſei, zurückzugehen, was bei der mündlichen Rede der Hörer nicht kann. Die Abſicht muß ſich alſo um ſo mehr verbergen, je verſchiedener die beiderſeitigen Intereſſen ſind.

Im N. T. iſt der Fall eigentlich nicht zu denken, daß der didaktiſche und rhetoriſche Zweck ſich ſo zu verbergen nöthig gehabt. Es iſt den Verhältniſſen entſprechend, daß die Schreibenden belehren und die Leſenden belehrt ſein wollen. Auch im Falle eines rhetoriſchen Zweckes iſt an ein Verbergen deſſelben nicht gut zu denken, da zwiſchen den Intereſſen der Schreibenden und Empfangenden kein Widerſpruch iſt, beider Verhältniſſe auf gleichem Intereſſe beruhen. Selbſt, wenn ein neuteſt. Schriftſteller einmal ein eigentliches Privatintereſſe haben ſollte, iſt niemals ein Verbergenwollen natürlich. Von dieſen Schwierigkeiten fern, iſt im N. T. die Aufgabe nur die, von jeder Schrift zu beſtimmen, ob ſie mehr didaktiſch oder rhetoriſch ſei, ob ſie alſo eine ſtrengere Einheit habe, oder mehr auf dem Gebiete der freien Mittheilung liege. Die Entſcheidung darüber geht aus der allgemeinen Überſicht hervor. Man kann ſich denken, daß eine beſtimmte didaktiſche oder rhetoriſche Einheit eigentlich das Motiv iſt, aber daß ſich ſo die Luſt und Fähigkeit zur Mittheilung noch nicht erſchöpft hat, daß eine Einheit unbeſtimmter Art hinzukömmt, oder daß ein Brief mit einem beſtimmten Zwecke anfängt, und wenn dieſer erreicht iſt, als freie Mittheilung fortdauert. Es kann auch der umgekehrte Fall eintreten, daß eine freie Mittheilung in einen beſtimmteren Zweck und ſtrengere Einheit übergeht. So kann alſo beides ineinander übergehen. Geht man nun mit dem Vorausbewußtſein einer ſolchen Verſchiedenheit an einen Brief, ſo fragt ſich, woran das eine oder andere zu erkennen ſei? Die beſtimmte Einheit iſt zu erkennen an der Zuſammenſtellung einzelner Ele-

mente, an der Gleichartigkeit ihres Inhalts zu einer beſtimmten Richtung, dagegen an dem einzelnen Hervortreten, der loſen Verknüpfung der Beſtandtheile in ihrer Ungleichartigkeit die unbeſtimmte. Überragt nun eins von beiden, ſo wird ſich auch ein beſtimmter Wendepunkt zeigen, und um dieß zu entdecken, dazu dient die allgemeine Überſicht. Wir haben im N. T. keine Urſache, bei den Briefen eine rhetoriſche Einheit anzunehmen. Denn in dieſer Zeit der Entwickelung kam es nicht gleich darauf an, einen beſtimmten Entſchluß hervorzubringen. Allerdings müſſen wir etwas dem verwandtes, nemlich eine beſtimmte Handlungsweiſe hervorzubringen, als beſtimmten Zweck anſehen. Aber dadurch wird die Schrift nur eine praktiſch didaktiſche. So haben wir die zwei Richtungen, die ſtrengere, didaktiſche und die durch äußere Veranlaſſung hervorgerufene freie Mittheilung. Darüber kann nicht leicht Streit ſein. Indeſſen fordert doch die Sache noch eine genauere Betrachtung der neuteſtam. Verhältniſſe. Im Allgemeinen iſt das Verhältniß zwiſchen den Verfaſſern und Empfängern der neuteſt. Briefe ſeiner Natur nach ein didaktiſches. So läßt ſich erwarten, daß auch die freie Mittheilung einen didaktiſchen Charakter haben werde. Daraus folgt aber nicht, daß ein beſtimmter Zweck vorwaltet. Man hat dieß häufig verwechſelt und die freie Mittheilung nicht genug als Ergebniß der natürlichen Verhältniſſe, die aber didaktiſcher Art waren, beurtheilt. Stellt man die Sache ſo, daß zu unterſcheiden ſei, wo ein beſtimmter didaktiſcher Zweck ſei oder die freie Mittheilung didaktiſcher Art, ſo wird man nicht leicht in einem einzelnen Falle unſicher bleiben können. Im Allgemeinen müſſen wir die neuteſt. Briefe darnach eintheilen, wonach denn für jede Claſſe ſpezielle Regeln eintreten und ein beſonderes Verfahren. Aber gerade bei dieſen Briefen findet die Möglichkeit einer doppelten Richtung ſehr leicht ſtatt. Es findet ein beſtimmter Lehrzweck ſtatt und dieſer bildet die vorwaltende Einheit des Ganzen, aber ehe der Brief zu Ende iſt, tritt die freie Mittheilung ein mit didaktiſchem Charakter, oder auch umgekehrt. Dieß iſt im N. T. wirklich der Fall, und zwar

nicht als Ausnahme. Da wechſeln denn auch die Regeln der Auslegung, je nachdem das eine oder das andere eintritt.

Bei der Formbeſtimmung der rein freien Mittheilung gingen wir davon aus, daß der Gegenſaz zwiſchen Haupt- und Nebengedanken darin nicht wirkſam ſei, — nicht als wenn jene Form dieſen Gegenſaz gar nicht zulaſſe, ſondern weil er für dieſe Schriftart nicht conſtitutiv iſt. Da giebt es alſo durchaus keinen Faden, den man verfolgen könnte. Damit wird aber unſere Aufgabe, die Einheit zu finden, Null; es wird damit eben nur geſagt, daß eine wirkliche Einheit gar nicht vorhanden ſei. Conſtruiren wir uns den urſprünglichen Willensakt, ſo iſt er im Schreibenden die Erfüllung eines Moments, der ihn ſchon in einem beſtimmten Zuſtande findet. Es tritt der Impuls zur Mittheilung in ein von anderwärts her erfülltes Gemüth ein und nun hat der Impuls doch eine Richtung, nemlich an die und die Perſonen. So iſt alſo die unbeſtimmte freie Mittheilung keine unbeſchränkte Licenz, ſondern vernünftiger Weiſe muß alles Einzelne begriffen werden können, wenn der Zuſtand des Schreibenden, und von der Beſchaffenheit derer, an welche die Mittheilung gerichtet iſt, ein Bild gegeben iſt. Was damit nicht zuſammenhängt, iſt aus dem beſtimmten Entſchluſſe nicht entſtanden, und ſo ergiebt ſich eine beſtimmte Begränzung, doch in derſelben eine Duplicität, ſo daß entweder alle Elemente der Mittheilung ſich rein aus dem Zuſtande des Schreibenden begreifen laſſen, und dabei der Unterſchied, ob ſie dieſem oder jenem zugedacht war, ein Minimum iſt, oder umgekehrt ſo, daß im Moment des Impulſes von außen der Zuſtand des Schreibenden mehr und weniger indifferent iſt. Im erſteren Falle iſt der Schreibende zugleich der Gegenſtand und alles zu begreifen aus ſeinen Verhältniſſen, im anderen Falle iſt der, an den geſchrieben wird, der Gegenſtand und alles zu verſtehen aus der Kenntniß, die man von dieſem hat. Zwiſchen dieſen Extremen läßt ſich eine Indifferenz denken, ein Wechſel ſolcher Momente, in welchen der Schreibende ſich und ſeinen momentanen Zuſtand manifeſtirt, — und ſolcher, wo er aufgeht in das Bewußtſein,

das er von dem Zuſtande Anderer hat. Je mehr die eine oder andere Einſeitigkeit dominirt, iſt der Zuſammenhang leichter zu begreifen, je mehr die Indifferenz, deſto ſchwieriger, und es iſt da jedes Einzelne für ſich zu erklären.

Vergleichen wir nun die Aufgabe in ihren verſchiedenen Geſtalten, ſo finden wir, daß dieſelbe in dem Grade leichter wird, in welchem eine Schrift ſich der ſtrengeren didaktiſchen Form nähert und umgekehrt. Bei der ſtrengeren didaktiſchen Form bringen wir aus der allgemeinen Überſicht zur Löſung der Aufgabe die Kenntniß von der didaktiſchen Richtung und dem Zuſtande, in welchem ſich der zwiſchen dem Schreibenden und ſeinen Leſern gemeinſame Lebenskreis in dieſer Beziehung befand, mit. Im andern Falle dagegen müſſen wir die Kenntniß ſowohl von dem Zuſtande, in welchem ſich der Schreibende befand, als von dem, in welchem er ſeine Leſer wußte, voraus haben. Aber dieſe Verhältniſſe können wir meiſt erſt aus den Briefen ſelbſt im Einzelnen kennen lernen, da wir ſie voraus haben ſollten. So iſt die Operation ſehr zuſammengeſezt. Da, wo die Aufgabe leichter iſt, iſt die Schwierigkeit nicht urſprünglich, ſondern entſteht größtentheils daraus, daß man ſich bei dem Anfang der hermeneutiſchen Operation nicht in den richtigen Standpunkt verſezte. Was die neuteſt. Schriftſteller in ihren Briefen lehren wollten, wiſſen wir im Allgemeinen. Im theoretiſchen Gebiet konnten ſie auch, wenn ſie an die einen ſchrieben nichts anderes thun, als wenn ſie an die andern ſchrieben. Nur konnten ſie in jedem Falle anderes beſtreiten und nach Beſchaffenheit derer, an die ſie ſchrieben, eine andere Methode wählen. In dieſer Beziehung ſtellen wir uns auf den richtigen Standpunkt, wenn wir von nichts ausgehen, als von dem, was den neuteſt. Schriftſtellern ſelbſt gegeben war. Wird dieſer Standpunkt nicht erfaßt, ſo iſt dieß oft Urſache, daß der didaktiſche Zweck falſch aufgefaßt wird. Uns nemlich iſt die fernere Entwicklung des Chriſtenthums gegeben und wir pflegen ſie als aus dem Apoſtoliſchen abgeleitet zu betrachten. Nehmen wir indeß an, ſie ſei ſchon in den apoſtoli-

ſchen Schriften enthalten, ſo giebt das eine ganz falſche Anſicht. Dieß wäre aber nicht ſo leicht möglich, wenn nicht bei der Aufgabe, die ſpätere Lehre in Übereinſtimmung mit der bibliſchen darzuſtellen, manche neuteſt. Stelle aus dem Zuſammenhang geriſſen worden wäre. Davor muß man ſich hüten, man muß bei der hermeneutiſchen Operation alles andere vergeſſen, und nur davon ausgehen, was in der urſprünglichen Aufgabe der Apoſtel lag. So vermeidet man dieſe Gefahr. Aber eine andere entſteht, wenn nun das, was den Apoſteln gegeben war, beſtimmt werden ſoll. Nemlich, wenn das Chriſtenthum entſtanden wäre in einem Lebensgebiet, welches mit der Religion überhaupt keinen Zuſammenhang hätte, ſo wäre dieſer Geſichtspunkt nicht nothwendig. In dieſem Falle könnte es in der Mittheilung der Apoſtel kein religiöſes Element geben, welches nicht die chriſtliche Idee ſelbſt ausſpräche. So iſt's aber nicht. Wir müſſen unterſcheiden das, was den Apoſteln *von* Chriſtus gegeben war, und das, was ihnen *vor* Chriſtus gegeben war, was erſt in jenes hineingearbeitet und dadurch modifizirt werden mußte. Beides hat nicht denſelben Werth, beides kommt aber vor und zwar ohne Unterſchied, wer auch die geweſen ſein mögen, an welche die Apoſtel ſchrieben. Überall hatten dieſe auch jenes ihnen früher gegebene mit jenen gemein, und es lag alſo in ihrem gewöhnlichen Lebenskreiſe, das frühere religiöſe Element in das Chriſtliche zu verwandeln. Iſt nun die didaktiſche Einheit ſo zuſammengeſezt, daß nicht nur Chriſtliches in eigenthümlicher Form mitzutheilen war, ſondern auch Chriſtliches in Beziehung auf früher Vorhandenes und dieſes in Beziehung auf das Chriſtenthum, ſo iſt dieſe Aufgabe ſchwieriger, als wenn dieſe Duplicität nicht wäre. Löſt man dieß im Allgemeinen auf und bringt es unter die Formel, es könne niemals, was einer früheren Lebensweiſe angehöre, rein um ſein ſelbſt willen in die didaktiſche Mittheilung eingehen, ſondern nur in Beziehung auf das was als rein Chriſtliches vorzutragen war, ſo wird man ſich nicht leicht durch dieſe Duplicität in der Erkenntniß der Einheit irren laſſen, weil die Duplicität aufgehoben und das untergeordnete

Element auf das Hauptelement reducirt iſt. Tritt aber jene Duplicität als die Hauptform ein, ſo ſind beide Theile beſonders zu ermitteln. Doch iſt nicht voraus zu ſezen, daß ſie immer ſo geſchieden ſein werden, daß ſie auch völlig zu trennen wären, ſondern eben das Bewußtſein, daß der Stoff nicht den ganzen Impuls erfüllen werde, wird ſchon mitwirken und Elemente der freien Mittheilung hineinbringen, ſo daß das Ganze zuſammengeſezt, und nur die Strenge der eigentlichen Einheit verringert wird. Freilich muß man gleich von vorn herein beides ſondernd auseinanderhalten.

Das Hereintreten einer andern Einheit in die Hauptentwicklung iſt das, was man Digreſſion nennt. Es giebt Formen, welche dergleichen gar nicht zulaſſen, aber auch andere, als epiſtolariſche Formen, worin Digreſſionen vorkommen. In jeder Form ſind ſie nach ihrer Art und Weiſe zu beurtheilen. In der Briefform können ſie nicht anders erklärt werden, als ſo, daß von dem Zweiten, welches eine andere Einheit hat, als das Erſte, nemlich die ganz unbeſtimmte, etwas in das Erſte tritt. Man darf ſich aber dadurch bei der allgemeinen Überſicht nicht irre machen laſſen, nach dem beſtimmten Gegenſtande zu fragen, denn wenn er wieder angeknüpft wird, ſo iſt klar, daß der Hauptgedanke nicht aus dem Auge gelaſſen iſt. Dieß gehört nun eigentlich zur richtigen Compoſition, es muß indeſſen hier erwähnt werden, weil die Aufgabe, die Einheit zu finden, hier gelöſt werden ſoll, dabei aber erwähnt werden muß, wie ſtörend die Digreſſion ſei. Bleiben wir nun bei der freien Form des Briefes ſtehen, ſo haben wir oben ein Doppeltes aufgeſtellt. Der Schreibende kann aus ſeinem Zuſtande herausſchreiben oder aus dem Bilde, welches er von dem Zuſtande Anderer hat; nur muß es ihn nicht auf einen einzelnen Gegenſtand fixiren, ſonſt entſteht die andere Form. Schreibt Jemand aus ſeinem eigenen Zuſtande heraus und zwar ſo, daß er von ſich und ſeinem Verhältniſſe ſpricht, ſo iſt dieß der einfachſte Fall und niemand kann es dann verkennen. Der Briefſchreiber kann von anderwärts her affizirt ſein,

aber iſt dieß bloß Theilnahme, ohne daß die eigene Perſönlichkeit afficirt wird, und kommen nur Gedanken hervor, die durch das Mitgefühl beſtimmt ſind, ſo iſt doch das Ganze aus dem Zuſtande des Schreibenden hervorgegangen. Es kann in dieſem Falle ſcheinen, als ſpräche er aus dem Zuſtande des Empfängers, aber es wäre falſch, wenn man bei der Auslegung dieſem Scheine folgen wollte. Es iſt, wenn mir nichts weiteres gegeben iſt, gleich möglich, das Rechte wie das Falſche zu finden, es ſind oft nur leiſe Andeutungen, worauf die Entſcheidung beruht. Ein Anderes iſt, wenn man eine genaue Kenntniß des Lebenskreiſes des Schreibenden und Empfangenden hat. Da kann nie Zweifel entſtehen, ob Jemand von anderswoher aufgeregt iſt, oder nur aus ſeinem eigenen Zuſtande heraus geſchrieben hat. Doch entſcheidet oft nur der ſtärkere oder ſchwächere Ton.

Im N. T. liegt die größte Schwierigkeit der Auslegung nach dieſer Seite eben darin, daß die Notizen über Verfaſſer und Empfänger fehlen, und erſt aus den Briefen ſelbſt geſchöpft werden müſſen. Solche Aufgaben nennen die Mathematiker unbeſtimmte, wenn nemlich, um eine unbekannte Größe zu finden, nicht bekannte genug vorhanden ſind und die Löſung durch Suppoſition geſchehen muß. Im N. T. giebt es Briefe, wo die Indicationen ziemlich deutlich ſind. So die Briefe an die Korinthier. So wie man bei der erſten Überſicht dieſer Briefe die Indicationen findet, laſſen ſich die Hauptpunkte für die Interpretation fixiren und eben ſo die Art und Weiſe, die Einheit feſtzuſtellen. Der erſte Brief an die Korinthier z. B. iſt didaktiſch, hat aber keine objective Einheit. Dieſe liegt nur in der Geſammtheit der Notizen, die wir aus ihm bekommen. Der Apoſtel konnte nicht umhin, die Thatſachen ſelbſt darzuſtellen, durch welche er in Bewegung geſezt worden. Daraus folgt freilich nicht, daß der Brief ein einfacher Gegenſtand der Auslegung iſt. Paulus konnte auch von andern Seiten her erregt ſein und ſo durch Digreſſionen manches hineingekommen ſein, was durch die Korinthier nicht angeregt wurde. Dieß wird indeß einen andern Ton und Cha-

rakter haben, der neben dem übrigen nicht schwer zu unterscheiden ist, und doch kann man schwanken, ob der Zustand eines Fremden oder der Korinthier dieß oder jenes erregt hat, wenn der Apostel die betreffende Thatsache nicht erwähnt. In den neutest. Briefen finden wir eigenthümliche Differenzen. Einige sind an bestimmte Gemeinden gerichtet, andere an einzelne Personen, ferner giebt es solche, die eine unbekannte, und andere, die eine unbestimmte Bestimmung haben. Zu der ersteren Art gehören, wie die Kritik lehrt, die Briefe an die Hebräer und an die Epheser, zu der lezteren Art der erste Joh. Brief. In andern katholischen Briefen werden zwar bestimmte Landschaften genannt, aber die Christen sind nicht als Einheit genannt, sondern unbestimmt, als in der Zerstreuung lebende. Wo nun die Addresse unbestimmt ist, ergiebt sich von selbst, was die Einheit eines solchen Briefes sein kann. Zwar kann jeder Brief eine didaktische Einheit haben, aber, wenn diese nicht darin ist, dann kann der Verfasser nicht aus einem bestimmten Bilde von denen, an die der Brief gerichtet ist, reden, weil diese keine Einheit haben und er nicht weiß, wohin der Brief kommen wird. Da schreibt er also von allgemeinen Voraussezungen aus, oder von seinen eigenen Zuständen. Anders ist es, wenn uns die Addresse eines Briefes unbekannt ist, denn deswegen braucht sie für den Verfasser nicht unbestimmt gewesen zu sein. Da ist also das eine wie das andere möglich.

Die Geschichte der Auslegung des N. T. zeigt, wie schwer es sei, von solchen Voraussezungen aus, wo so viele Notizen fehlen, welche nur durch Conjectur gefunden werden können, zu interpretiren. Wie lange hat man geglaubt, es beziehe sich manches Apostolische auf das Gnostische und sei daraus zu erklären, bis man späterhin fand, daß damahls der Gnosticismus noch nicht so weit ausgebildet war. Das ist eine hinreichende Warnung, mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen, wenn man fehlende Kenntnisse durch Hypotheſen ersezen will. Jene falsche Voraussezung war sehr natürlich. Die Kenntniß der Umstände war nicht gegeben, man war also an die älteste Geschichte des Chri-

ſtenthums gewieſen, und da hatte man zwei Methoden, einmal, von dem Älteſten, der Apoſtelgeſchichte aus, die ihr folgende große Lücke in der Geſchichte zu conſtruiren, oder aus der ſpäteren zuſammenhängenden Geſchichte auf die Lücke zurückzuſchließen. Das Erſte iſt nicht hinreichend, denn es kann vieles ſchon in der Zeit gegeben ſein, wo die Apoſtelgeſchichte geſchrieben wurde, und ſogar in der Zeit, die ſie beſchreibt, was in ihr nicht erwähnt iſt. So war der Conjectur ein freies Feld geöffnet. Daß man alſo von dem Späteren und Beſtimmteren aus die Conjectur begann, iſt natürlich, und da glaubte man, der Gnoſticismus müſſe in jener Zeit ſchon geweſen ſein und erklärte daraus. Das war aber eben unrichtig. Eben ſo leicht kann es kommen, daß wollte man ſich nur an das in der Apoſtelgeſchichte Erzählte halten, man nicht ausreicht. Aber man muß ſich hüten, gleich Beſtimmtes zu geben. —

Kommt man in der allgemeinen Überſicht eines Briefes gleich auf ſchwierige Stellen und es zeigt ſich überall das Verhältniß, daß der Verfaſſer von einer Vorſtellung aus ſchreibt, die er von denen hat, an die er ſchreibt, ſo kommt es darauf an, den rechten Punkt herauszufinden, worauf die Vorſtellung ſich bezieht. Aber man hüte ſich vor Täuſchung. Iſt eine didaktiſche Einheit in einem ſolchen Briefe, ſo iſt das Auffinden derſelben viel leichter. Iſt dieß nicht der Fall, ſo entſteht die Frage, wie die betreffenden Stellen zu behandeln ſeien unter der Vorausſezung, daß jedes ſich auf daſſelbe oder jedes ſich auf anderes beziehe. Dabei iſt das Verhältniß der verſchiedenen Stellen ins Auge zu faſſen und auf die Compoſition ſelbſt einzugehen. Da ſind denn Stellen, wo ich nicht eher ein Urtheil über die Einheit habe, bis ich mir die beſtimmte Gliederung, wie ſie mit dem Bewußtſein des Verfaſſers geworden iſt, anſchaulich gemacht habe. Je mehr die Briefe freie Mittheilungen ſind, deſto ſchwieriger iſt es, weil da einwirkt was ſich gerade lebendig darſtellt, ohne daß eine prämeditirte Ordnung Statt findet. — Gedenken wir, daß die normale Dignität für die chriſtliche Lehre in ihrer weiteren Entwicklung überwiegend auf den apoſtoliſchen Briefen beruht, und

finden wir die Erklärung derſelben ſchwierig, ſo iſt das niederſchlagend. Ohne böſen Willen, ohne falſche Abſicht kann von den einzelnen Stellen ein ſehr verſchiedener Gebrauch gemacht werden. Dabei iſt das ein günſtiger Umſtand, daß es Briefe giebt, welche eine didaktiſche Einheit haben. In dieſen liegt das Fundament für die weitere hermeneutiſche Operation. Dahin gehören die Briefe an die Römer, Galater, Hebräer. Freilich halten auch dieſe die didaktiſche Einheit nicht rein beſtimmt feſt, ſondern haben auch Theile, die in freier Ergießung entſtanden ſind, ſie haben Digreſſionen. Aber die didaktiſche Einheit des Ganzen iſt deutlich ausgeſprochen. Sieht man nun die normale Dignität des N. T., das am Ende nur eine Sammlung iſt, als Eins an, ſo muß man von jenen Briefen als Baſis ausgehen, und danach die andern ſchäzen. Eine ſichere Schäzung giebt es nicht. Je mehr man aber erſt aus der Schrift ſelbſt die obwaltenden Verhältniſſe kennen lernen muß, deſto weniger iſt eine unbeſtrittene Löſung der Aufgabe zu gewinnen möglich. Sind verſchiedene Vorausſezungen möglich, ſo iſt nur zu entſcheiden nach der größeren Übereinſtimmung des Einzelnen mit dieſer oder jener Einheit. Die Aufſtellung von Regeln iſt da zu Ende und es beginnt das Reich des Taktes, der aus dem eigenthümlichen Talent der analytiſchen Combination hervorgeht. Es gilt da nur die Regel, bei jedem einzelnen Fortſchritt auch in Beziehung auf die Elemente, die mit der Hauptfrage nicht zuſammengehören, die verſchiedenen möglichen Anſichten im Auge zu haben.

Kehren wir nun zum Allgemeinen zurück, ſo kommen wir in Folge der feſtgeſtellten Ordnung, indem wir die mehr pſychologiſche Seite der techniſchen voranſchicken wollen, auf die Elemente, welche eigentlich das Techniſche vorausſezen, aber doch nicht aus dem Techniſchen verſtanden werden können.

Die erſte Aufgabe war, denjenigen Impuls, der dem ganzen Akt des Schreibens zum Grunde liegt, richtig als Thatſache im

Schreibenden zu verſtehen. Wir ſagten aber, es geben mehr und weniger Elemente, die mit dem Impuls nicht unmittelbar zuſammenhängen. Was unmittelbar mit ihm zuſammenhängt, iſt durch Meditation zu erklären, alſo durch ein beſtimmtes Bewußtſein, und bekommt durch die Compoſition ſeine angemeſſene Stelle. Jede Schrift hat aber auch immer Elemente, welche wir als Nebengedanken unterſcheiden, und dieſe ſind auch nur verſtändlich als Thatſachen in dem Vorſtellungsproceß des Schreibenden, aber ſofern er unabhängig iſt von dem urſprünglichen Impulſe. Wie ſind nun dieſe Elemente zu verſtehen? —

Betrachten wir ein Geſpräch, ſo iſt dieß zunächſt ein ganz freier Zuſtand, dem gar keine beſtimmte objective Abſicht, ſondern nur der ſich wechſelſeitig erregende Austauſch der Gedanken zum Grunde liegt. Doch fixirt ſich das Geſpräch leicht auf etwas und das wird ſogar von beiden Theilen angeſtrebt. So entſteht eine gemeinſame Gedankenentwickelung und eine beſtimmte Beziehung der Äußerungen des einen auf den andern, und was daraus hervorgeht, darauf haben wir hier nicht zu ſehen. Allein nun geſtattet das Geſpräch auch Abſprünge. Da entſteht die Frage, wie iſt der Sprechende dazu gekommen? Die Aufgabe iſt, die Geneſis ſolcher Abſprünge zu erkennen.

Es wird ziemlich allgemein ſein, daß man ſolche Abſprünge im Voraus ahnet — freilich nur bei genauerer Bekanntſchaft mit der unwillkührlichen Combinationsweiſe des Andern. Je größer dieſe Bekanntſchaft iſt, deſto leichter iſt, die Nebengedanken zu errathen, die Geneſis des Abſpringenden zu erkennen. Geben wir uns davon genauere Rechenſchaft, ſo ſieht man wol, die allgemeinen, mehr logiſchen Combinationsgeſeze, wodurch die weſentlichen Theile einer Rede beſtimmt werden, haben nichts damit zu thun. Wir müſſen auf das Pſychologiſche zurückgehen und zu erklären ſuchen, wodurch eben die freie oder vielmehr unwillkührliche Combinationsweiſe beſtimmt wird. Dabei müſſen wir die eigene Selbſtbeobachtung zum Grunde legen. Dieſe Analogie macht allein möglich, ſich ſolche Aufgabe zu ſtellen, die Geneſis der Nebengedanken zu

erkennen. Das Natürlichſte iſt hier, ſich in dem Zuſtand der Meditation zu denken, und zwar in der Art, daß eine gewiſſe Neigung zur Zerſtreuung der Gedanken als Hemmung vorhanden iſt. Es iſt kein Denkenwollen gemeint, ſondern ein nicht im Vorſtellen Gebundenſeinwollen, was in jedem Moment überwunden ſein muß. Das iſt bei Jedem verſchieden, aber in Jedem kommt es vor. Wenn wir die Neigung zur Zerſtreuung nicht überwinden, ſo muß in beſtändiger Veränderung des Ganges der Vorſtellungen die Meditation aufhören. Geht die veränderte Vorſtellungsweiſe von einem beſtimmten Punkte aus, ſo entſteht nur eine andere Meditation. Es iſt aber hier die Rede von jenem freien Spiele der Vorſtellungen, wobei unſer Wille paſſiv iſt, das geiſtige Sein aber doch in Thätigkeit. Je freier wir uns ſo gehen laſſen, deſto mehr hat der Zuſtand Analogie mit dem Träumen, und das iſt das rein Unverſtändliche, eben weil es keinem Geſez des Zuſammenhanges folgt und ſo nur zufällig erſcheint.

Um nun für dieß ganze Gebiet des Unverſtändlichen eine Vermittlung zu finden, müſſen wir auf den Zuſtand der Meditation zurückgehen und fragen, wie ſich derſelbe zu unſrem Geſammtſein verhalte?

Hier iſt zweierlei zu unterſcheiden. Jeder Vorſtellungszuſtand iſt an und für ſich ein Moment und ſomit vorübergehend. Aber auf der andern Seite läßt ein jeder ſolcher Zuſtand etwas Bleibendes zurück, ſezt etwas ab, und darauf beruht die Wiederholbarkeit des urſprünglichen Moments. Wäre dieß nicht, ſo verſchwände jede Vorſtellung im Moment ſelbſt und unſer Geſammtſein ginge in dem jedesmaligen Moment auf. Im Zuſtande der Meditation verſchwindet das Momentane, wir behalten was in einem Moment geworden im andern, und daher iſt das Ganze zugleich Ein Akt, und dieſe Zuſammengehörigkeit, die im fortgehenden Entſchluſſe liegt, überwindet das momentane Verſchwinden und ſoll es eigentlich vollkommen überwinden. Nun giebt es noch einen andern, der Meditation analogen Zuſtand, das iſt der der Beobachtung, wo die Produktivität die Form der Receptivität

annimmt. Da iſt ganz daſſelbe, es wechſeln die Gegenſtände, ſie verſchwinden, aber die gewonnenen Vorſtellungen bleiben und ſollen nicht vergeſſen werden. Der Willensakt feſſelt ſie und verändert ihre Natur des momentanen Verſchwindens. Jenes Zurückgebliebene wird wiederholbar, wenn jener beſtimmte Willensakt ſtatt findet, allerdings in verſchiedenem Grade in Beziehung auf die Zeit und den Gegenſtand. Fragen wir nun, wie verhalten wir uns denn zu dieſem Zurückgebliebenen? Wir haben es und haben es auch nicht. Das leztere, wenn wir es vergleichen mit dem, was jeden Moment unmittelbar erfüllt, das erſtere, ſofern es wiederholt werden kann ohne urſprünglich wieder erzeugt zu werden. Es wird aus der erſten Geneſis reproducirt. Aber dieſe Reproduktion hängt an einem beſtimmten Willensakt, wenn ſie auf dem Gebiete der Meditation eintritt oder unmittelbar zur Beobachtung in Verhältniß ſteht. Doch kann die Reproduktion auch ohne Willensakt erfolgen. In dieſem Falle können wir uns ſelten beſtimmte Rechenſchaft geben, aber beobachten wir uns im Zuſtande des Zerſtreuetſeinwollens, ſo kann da alles, was eintritt und die Meditation unterbricht, nur ſolche Reproduktion von ſchon empfangenen Vorſtellungen ſein. Wir haben alſo zu unterſcheiden eine Reihe von Vorſtellungen, welche den jedesmaligen Moment wirklich erfüllt und von unſerm Willensakt abhängt, alſo Meditation oder Beobachtung, im weiteren Sinne; ſodann aber eine Maſſe von Vorſtellungen, die wir haben ohne eigentlich Herr davon zu ſein, die alſo unſrem Willensakt nicht unterworfen ſind. Betrachten wir das Zerſtreuende im Zuſtande der Meditation, ſo iſt es das Seinwollen ſolcher zerſtreuenden Vorſtellungen, alſo die Richtung auf unſer geſammtes Sein, dem das beſtimmte Seinwollen eines Moments gegenüber tritt. Nur aus unſrem Geſammtſein kann ein ſolcher Akt begriffen werden. Sind wir im Zuſtande der Mittheilung, alſo der Meditation und Äußerung zugleich, ſo wird dieſelbe Neigung zur Zerſtreuung hier auch ſein, denn es theilt ſich derſelbe Willensakt in die zwei Momente, das beſtimmte Denken und die Mittheilung. Haben wir aber in

der eigentlichen Meditation ohne Mittheilung die Zerſtreuung überwunden, ſo wird es nicht dieſelbe ſein, welche in dem zweiten Akt, der Darſtellung, wieder vorkommt, aber es wird auch immer eine ſein. Denken wir uns in der Mittheilung ſolche Elemente, die aus dem dominirenden Willensakte nicht zu erklären ſind, ſo bleibt nur das übrig, daß ſie aus einem freien Spiele herrühren. Wenn nun aber ſolche Vorſtellungen in die Mittheilung aufgenommen werden, ſo geſchieht dieß doch durch einen Willensakt. Denkt man ſich nemlich Jemand, der in ſtrenger Meditation begriffen geweſen iſt, ſo daß er ſich ſeines Gegenſtandes ganz bemächtigt hat, wie er nun die Ordnung feſtſtellt, in der er ſeine Meditation mittheilen will, alſo die Compoſition concipirt, iſt dieſe nun zu Stande gekommen, und er iſt in derſelben eben ſo ſtreng geweſen, wie in der Meditation, und es iſt nichts in ſeiner Mittheilung, was ſich nicht aus ſeinem urſprünglichen Willensakte aufs beſtimmteſte erklären ließe, er iſt alſo in der κυριολεξία geblieben; überſieht er dann ſeine Compoſition, — dann laſſen ſich zwei Fälle denken. — Entweder er iſt damit zufrieden, daß er ſich ſtreng an den Gegenſtand gehalten hat, oder es wird ihm dieſes dürftig erſcheinen. Dieß letztere Urtheil beruht auf einer Differenz in dem, was den Inhalt des freien Spiels ausmacht, denn wäre nichts darin geweſen, was nicht in einer Beziehung zur beſtimmten Meditation geſtanden, ſo brauchte er ſich nicht zu tadeln, daß er es von der Hand gewieſen. Es muß der Willensakt eine gewiſſe Anziehungskraft gehabt haben, ſo daß er es nicht ſo leicht wird haben fallen laſſen. Wo dagegen die Strenge gelobt wird, da iſt eine Differenz in dem urſprünglichen Willensakt ſelbſt, es muß eins oder das andere mit in ſeinem Vorſaz geweſen ſein, aber die beſtimmte Form der Mittheilung hat das eine abgewieſen und das andere zugelaſſen oder gefordert. Wo wir dergleichen finden, da können wir eine ſolche Beſchaffenheit des freien Spieles vorausſezen, wie des geſammten Vorſtellungsbeſizſtandes, daß darin Elemente geweſen, die mit dem Gegenſtande haben in Verbindung treten können. Von der andern

Seite iſt ſolche in dem urſprünglichen Willensakt bewußte Zerſtreuung eine poſitive Anregung des freien Spiels der Vorſtellungen, um alles Verwandte mit hineinzuziehen. So wie wir die verſchiedenen Elemente unterſcheiden, was allerdings nur möglich iſt nachdem wir die erſte Aufgabe gelöſt haben, (denn habe ich die Einheit nicht gefunden, ſo kann ich auch die weſentlichen und zufälligen Elemente nicht unterſcheiden,) und es entſteht die Aufgabe, ihr Entſtehen zu begreifen, ſo beruht dieſe auf der Kenntniß des geheimen Vorſtellungsbeſtandes, und dann auf der Art und Weiſe, wie wir von uns und unſrer Compoſition auf den Verfaſſer und die ſeinige zu ſchließen vermögen. Haben wir von dem Verfaſſer eine vollſtändige Kenntniß, ſo daß wir ihn kennen, wie uns ſelbſt, ſo haben wir einen ganz anderen Maaßſtab, als wenn wir jene Kenntniß nicht haben; in jenem Falle können wir uns die Aufgabe ſtellen, zu wiſſen, nicht nur, was für Nebengedanken dem Verfaſſer eingefallen, ſondern auch, was ihm nicht eingefallen, und was, und warum er etwas zurückgewieſen hat. Wir können dieß erkennen aus einer zwiſchen ihm und uns aufgeſtellten Analogie, wozu wir in unſrer Kenntniß von ihm die Elemente haben.

Je mehr wir von einem Schriftſteller ſolche Produktionen haben, die ihrem weſentlichen Inhalte nach ein ſolches ſich gehen laſſen ſind, deſto leichter kommen wir zu jener Kenntniß von ihm. Doch kommt dabei zunächſt in Betracht das Bewußtſein des Schriftſtellers in Beziehung auf die, an die er zu ſchreiben hat. Läge in einem Briefe etwas, was außer jenem beſtimmten Kreiſe iſt, ſo wäre das aus Irrthum oder Unbedachtſamkeit geſchehen. Dann kommt der momentane Zuſtand, das momentane Verhältniß des Schriftſtellers in Anſchlag. Denn jeder, hat er unter verſchiedenen Umſtänden dieſelben Gegenſtände zu behandeln, wird vielleicht dieſelben Hauptgedanken haben, aber die Nebengedanken werden ſehr verſchieden ſein. Da tritt wohl der Fall ein, daß man erſt aus den ſich einmiſchenden Gedanken die Ahndung von dem Zuſtande bekommt, in welchem ſich der Schreibende befindet. Hier iſt vieles, was

aber außer der Möglichkeit aufzustellender Regeln liegt. Im Allgemeinen gilt, je mehr jemand in Beziehung auf die vorstellende Thätigkeit sich und andere beobachtet hat, desto mehr hat er auch hermeneutisches Talent für diese Seite. Je schwieriger die hermeneutische Aufgabe ist, desto mehr fordert ihre Lösung gemeinsame Arbeit; je mehr die nothwendigen Bedingungen fehlen, desto mehr individuelle Richtungen müssen sich vereinigen, um die Aufgabe zu lösen.

Was das N. T. betrifft, so ist in den historischen Schriften, so wie sie vor uns liegen, fast gar keine Gelegenheit zu solchen Einmischungen von Nebengedanken der Schriftsteller. In den drei ersten Evangelien tritt der Schriftsteller fast gar nicht hervor, nur daß es keine Erzählung giebt, der nicht ein Urtheil des Schriftstellers beigemischt wäre in der ganzen Art der Darstellung und Verbindung. Rechnet man das Urtheil als Gedanke des Schriftstellers, so fragt sich nur, ist das Urtheil das des Evangelisten oder eines früheren, dessen Erzählung sammt dem Urtheile hier aufgenommen ist. Bei Johannes tritt der Schriftsteller selbst häufiger hervor aus bekannten Ursachen. Er giebt Nachweisungen, stellt seine eigenen Eindrücke dar. Allein dieß alles gehört zum Wesen der Sache. In den historischen Schriften lassen sich nur wenige Stellen auf die hier besprochene besondere hermeneutische Aufgabe beziehen, und das sind fast nur Anführungen aus dem A. T. Wir behandeln aber diesen Punkt besser gleich auch in Beziehung auf die didaktischen Schriften. Wir fragen, was haben die neutestam. Schriftsteller mit denen, an die sie schreiben, für ein gemeinsames Vorstellungsgebiet, welches von dem Gegenstande, der behandelt wird, noch verschieden ist? Der Hauptpunkt ist die Kenntniß des A. T. Dieß mußte bei den neutest. Schriftstellern natürlicher Weise eine gewisse Allgegenwärtigkeit haben, so daß also im Akt des Schreibens eine Richtung darauf eintreten mußte. Hier haben wir den natürlichsten Raum für die Nebengedanken eines neutest. Schriftstellers. Der Beruf der Apostel war von der Art, daß alle anderen Interessen in den Hinter-

grund traten. Aber von der andern Seite beſtanden die Gemeinden, an die ſie ſchrieben, aus Juden oder Heiden. Mit jenen hatten ſie aus ihrem früheren Leben manches, beſonders das A. T. gemeinſam, mit dieſen aber gar keinen gemeinſchaftlichen Vorſtellungskreis. So konnte aus dem heidniſchen Leben nicht leicht etwas als Nebengedanke in den neuteſt. Schriften hervortreten. In ihrem Verhältniß zu den Heidenchriſten war der Anknüpfungspunkt nur das Chriſtenthum, der Gegenſtand des Schreibens. Indeſſen ſtanden die Heiden, die Chriſten wurden, wol ſchon früher mit den Juden in einiger Verbindung und kannten dadurch das A. T. Als Chriſten traten ſie dadurch, daß in den Verſammlungen das A. T. das alleinige Buch war, wovon ausgegangen werden konnte, noch mehr in den Jüdiſchen Lebenskreis ein. So gab auch in neuteſt. Schriften, welche für Heidenchriſten beſtimmt waren, das A. T. vorzugsweiſe den Stoff her zu Nebengedanken. Erklären wir nun die Nebengedanken in den freien Mittheilungen aus dem gemeinſamen altteſtam. Vorſtellungskreiſe, ſo kommen wir damit wieder auf ein ſehr ſtreitiges Gebiet. Wie verſchieden nemlich ſind von jeher die gelegentlichen Anführungen aus dem A. T. behandelt und taxirt worden! Sagt man, der Gebrauch, den die neuteſt. Schriftſteller von altteſtam. Stellen machen, ſei auch der eigentliche Sinn der lezteren, ſo erhält man ein ganz anderes Reſultat, als wenn man ſagt, eben deßhalb, weil es außer dem unmittelbaren Gegenſtande der Schrift ſo wenig Gemeinſchaftliches zwiſchen den Schriftſtellern und Leſern gab, ſei von dem Wenigen ein fleißiger und deßhalb auch verſchiedener Gebrauch gemacht worden. Es iſt die Aufgabe, die angeführte Stelle als Thatſache im Gemüth des Schreibenden zu verſtehen. War es dem Schriftſteller unmöglich, die Stelle anders als in ihrem urſprünglichen Sinne zu verſtehen, ſo iſt dieß eben die einzige Auslegung. Kann man aber denken, der Schriftſteller habe die Stelle auch anders gebrauchen können, ſo entſtehen noch ganz andere Möglichkeiten. Es kann der Fall eintreten, daß dieſelbe altteſt. Stelle von verſchiedenen neuteſtam. Schrift-

ſtellern auf dieſelbe Weiſe als Nebengedanke gebraucht wird, aber nach verſchiedenen Auslegungen. Es giebt dieſem ſo naheliegende Fälle, daß man ſie darunter ſubſumiren kann. Vorausgeſezt alſo, ſolche altteſt. Anführungen oder Anſpielungen ſeien das bedeutendſte Material für die Nebengedanken in didaktiſchen Schriften, um in dieſem Falle ſicher zu erkennen, wie es dabei im Gemüthe des Schreibenden zugegangen ſei, muß man ſich eine allgemeine Überſicht von allen Fällen ſolcher Art verſchaffen. Giebt dieſe ſolche Reſultate, wie die eben eingeführten, oder erſcheint das Reſultat einer großen quantitativen Differenz, ſo daß an einer Stelle auf das altteſt. Citat mehr Nachdruck gelegt iſt, wenn gleich es Nebengedanke iſt, als an einer andern, wo das Citat mehr rein zufällig erſcheint, ſo müſſen wir ſagen, daß es eine allgemeine Regel dafür gar nicht gebe und daß es nicht allgemeine Richtung der neuteſt. Schriftſteller ſei, den Sinn ſolcher Stellen feſtzuſtellen. Denn wo ſie eine altteſt. Schriftſtelle auf eine nachdrucksloſe Weiſe einführen, da iſt durchaus nicht daran zu denken.

Betrachten wir die Sache mehr im Zuſammenhange mit der bisherigen Unterſuchung, ſo wird es gleich ſehr wahrſcheinlich werden, daß da, wo es einen ſehr geringen aber zu gleicher Zeit ſehr allgemein verbreiteten litterariſchen Beſiz giebt, der das Gemeinſchaftliche zwiſchen dem Schriftſteller und ſeinen Leſern iſt, da es auch natürlich ſei, daß davon auf die mannigfaltigſte Weiſe Gebrauch gemacht werde. Es gilt bei den Griechen von Homer, was bei den Juden vom A. T. Auch von Homer wurde ein ſehr mannigfaltiger Gebrauch gemacht, man deutete ihn wie das A. T. allegoriſch. Die Analogie iſt unverkennbar. Man kann ſich die Sache im Allgemeinen ſo denken. Es hat im Geſpräch einen beſonderen Reiz, wenn zwei Leute in was immer für Verhandlungen auf einen Kreis kommen, der ihnen gemeinſam iſt und gleich bekannt, ſo daß ſie daraus anführen, wo ſich die Gelegenheit darbietet. Eine Schrift der Art nimmt den Charakter eines Geſprächs an, denn Nebengedanken ſind immer nur aus einem dem Schreibenden und den Leſern gemeinſamen Gebiet

genommen, und zwar aus einem ſolchen, von dem der Schriftſteller vorausſezen kann, daß es ſeinen Leſern eben ſo leicht gegenwärtig gemacht werden kann, als es ihm iſt. Fremden Leſern werden freilich ſolche Nebengedanken oft räthſelhaft erſcheinen. Wenn ſie dieß auch den urſprünglichen Leſern wären, müßten wir freilich den Verfaſſer tadeln, denn anſtatt daß die Nebengedanken neuen Reiz erregen, die Aufmerkſamkeit ſpannen ſollen, hätte er in dieſem Falle durch Schwierigkeiten, die er den Leſern macht, dieſe gehemmt und im aufmerkſamen Leſen des Folgenden geſtört. Aber dieß iſt nicht vorauszuſezen. Wenn es ſich findet, ſo liegt es gewöhnlich darin, daß es ſo wenig vermittelnde Punkte zwiſchen vertraulicher Mittheilung, und dem, was an das ganze Publikum gerichtet iſt, in unſrer Litteratur giebt. Vorauszuſezen iſt immer, daß die Nebengedanken fördernd, nicht hemmend eintreten. — Vergleichen wir dieß mit dem oben über die Natur der Digreſſion Geſagten, ſo können wir die einfache allgemeine Formel aufſtellen: Jede Schrift iſt zweierlei, auf der einen Seite Geſpräch, auf der andern Mittheilung einer beſtimmten, abſichtlich gewollten Gedankenreihe. Denken wir das leztere ohne das erſtere, dieß als Null, ſo gehört dazu auch dieß, daß der Schriftſteller durch die ihm gegenüberſtehenden Vorſtellungen der Leſer gar nicht beſtimmt iſt. Denken wir dieſes, ſo müſſen wir ſagen, ſo etwas ſei keine eigentliche Schrift, denn da hätte der Verfaſſer nur für ſich geſchrieben. So wie man ſich aber eine beſtimmte Schrift als Mittheilung denkt, iſt dieſe auch durch die Vorſtellungen von denen, an welche die Schrift gerichtet iſt, beſtimmt. Alles, was in dieſer Art in einer Schrift einen dialogiſchen Charakter trägt, iſt nur aus dem Gemeinſchaftlichen zwiſchen dem Schriftſteller und ſeinen Leſern zu erklären. Iſt der Leſerkreis ein ſehr beſtimmter, deſto mehr kann aus dem Gemeinſchaftlichen vorkommen und deſto größer iſt dann auch in der Schrift die Neigung zu der Form der vertraulichen Mittheilung. Wenn in den didaktiſchen Schriften des N. T. die Richtung auf weit ſpätere Geſchlechter wäre, was eigentlich das Normale darin ſein würde, ſo würde

ſie eine ſolche Richtung aus ihrem Gebiete heraus geleitet haben; allein die That zeigt, daß ſie in dem mit ihren Leſern gemeinſchaftlichen Gebiete geblieben ſind. Doch werden wir dabei auf einen ſehr beſchränkten Kreis zurückgeführt. Denn gegen das Gebiet des vorherrſchenden chriſtlichen Lebens trat bei den neuteſt. Schriftſtellern alles andere zurück. So bleiben nur die wenigen Wechſelfälle in dieſem Gebiete ſelbſt zurück. Nemlich in der freien Mittheilung kann einer mehr ausgehen von dem, was ihn gerade bewegt, oder von den Vorſtellungen, die er von denen hat an die er ſchreibt. Dominirt die eine Seite, ſo tritt die andere im Einzelnen dazwiſchen. Dieſer Wechſel iſt nicht leicht ſo zuſammengeſezt, wie im zweiten Briefe an die Korinthier; eben deswegen iſt dieſer Brief für die Auslegung ſo ſchwierig. Es haben daher manche geſagt, der Brief habe gar keine Einheit, Paulus habe ihn unter den Zerſtreuungen der Reiſe geſchrieben. Allein ſolche Hypotheſen ſind, wenn ſie nicht ein beſtimmtes Fundament haben, ein hermeneutiſcher Bankerutt; ſie zeigen, daß man den Faden verloren hat. Die Schwierigkeit liegt indeſſen nur darin, daß die beiden oben bezeichneten Richtungen auf eine eigenthümliche Weiſe in dem Briefe ineinander gehen. Auf der einen Seite bewegen den Apoſtel die Vorfälle in Korinth; dazu gehört aber, was mit ſeiner Perſon in Korinth vorging, und dieß macht eine beſondere Schwierigkeit. Denn ſpricht jemand bewegt über ſich ſelbſt, ſo meint man Grund zu haben zu glauben, er ſelbſt ſei irgendwie betroffen. Dann kommen Elemente der andern Art dazwiſchen. Nur wenn man bedenkt, wie Paulus ſich ſelbſt und ſein ganzes Leben ſchildert als lebhaftes Bewegtſein von allem, was in der chriſtlichen Kirche vorging, findet man den Schlüſſel zu vielem, was ſonſt nicht deutlich iſt. Es giebt ferner in den Paul. Briefen viel Polemiſches. Gewöhnlich ſucht man die Gegenſtände ſeiner Polemik nur da, wohin er gerade ſchreibt. Allein das iſt nicht nothwendig. Es kann ihn auch anderes bewegt haben. Bei voller Aufmerkſamkeit kann man in dem Tone ſeiner Polemik wol erkennen, wenn der Gegenſtand derſelben da

liegt, wohin er ſchreibt, und wenn er bewegt war durch etwas, was in andern Regionen der apoſtoliſchen Kirche vorging und wovon in der Gemeinde, an die er ſchrieb, nichts überwiegendes war. In dieſem Stücke haben die Ausleger oft ſehr geirrt. Aber ſolche Irrthümer entſtehen ſehr leicht, wenn man auf ſo wenige Hülfsmittel beſchränkt iſt. Da ſucht man leicht alles aus der auszulegenden Schrift ſelbſt zu erklären. Daher, wie klein auch der Umfang des N. T. iſt und wie ſorgfältig bearbeitet, es doch gerade bei dieſem noch ſehr an feſten ausgemachten Punkten fehlt. Hierauf influirt die ſchon erwähnte üble Gewohnheit, neuteſt. Stellen zum dogmatiſchen Gebrauch außer ihrem Zuſammenhange zu betrachten. So entſteht leicht die Richtung, den Sinn der Stellen univerſell zu nehmen. Lieſt man ſie dann wieder im Zuſammenhange, ſo will man auch ohne Rückſicht auf die Umgebung und das beſondere Verhältniß, worin ſie ſtehen, den allgemeinen Sinn hineinbringen. Der Irrthum iſt dann um ſo größer, wenn der Gedanke im Zuſammenhange ein Nebengedanke iſt, als dictum probans aber genommen ſchon den Charakter eines Hauptgedankens bekommen hat. Man ſtellt dann ſeine Dignität zu hoch und verkehrt ſo das ganze urſprüngliche Verhältniß der Säze. Man ſoll ſich nun freilich bei der Auslegung ſolcher Vorurtheile und Befangenheiten enthalten, allein das Übel ſcheint unvermeidlich, weil man die Praxis, neuteſt. Stellen außer dem Zuſammenhange zu betrachten, nicht abſchaffen kann. Aber dieß iſt ein Grund, warum die Exegeſe doch immer noch ſo langſam fortſchreitet. Dazu kommt die unvollkommene Beſchaffenheit der exeget. Hülfsmittel gerade in Hinſicht auf das Verhältniß zwiſchen den Schriftſtellern und ihren urſprünglichen Leſern. Dieſe ſind immer erſt Produkte der Exegeſe und nicht ſelten einer falſchen. So wird man befangen, wenn man ſie gebraucht. Man darf ſie daher nur mit großer Vorſicht und Prüfung gebrauchen.

Die Aufgabe, von allen Gedanken, die als Nebengedanken anzuſehen ſind, die eigentliche Tendenz zu erkennen, iſt ſehr ſchwer. Allein ſie wird weſentlich erleichtert durch die Löſung der noch

vor uns liegenden hermeneutiſchen Aufgabe. Haben wir nemlich eine deutliche Vorſtellung von der Meditation und Compoſition des Schriftſtellers, ſo ergiebt ſich leicht ein ſicheres Urtheil über das was außerhalb der Meditation und Compoſition liegt. Außerhalb beider liegen die Elemente die nur Darſtellungsmittel ſind, z. B. bildlicher Ausdruck, Gleichniß u. ſ. w. Denn wenn jemand bei dem Keimentſchluß noch ſo ſehr ins Spezielle geht und die Ordnung beſtimmt, in der er ſeine Gedanken mittheilen will, jene Darſtellungsmittel wird er doch nicht ſchon fertig finden; ſie finden ſich erſt bei der Darſtellung ſelber ein, liegen alſo außer der Compoſition. Schwieriger iſt es bei der Meditation; aber im gewiſſen Sinne gilt jenes doch auch von dieſer. Sie iſt das beſtimmte Fortrücken des Entſchluſſes zur Mittheilung, aber dasjenige, welches mit dem Akt des Schreibens noch nicht in dem Zuſammenhange ſteht, daß alle Nebengedanken ſchon in dieſer Reihe lägen. Ja alles, was Nebengedanke iſt, liegt außer derſelben. Freilich kann man nicht ſagen, daß alle Nebengedanken dem Schriftſteller erſt im Schreiben einfielen und gar mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß er ſie annehmen müßte und nicht zurückweiſen könnte. Er kann ſie früher gehabt haben, und ſie wiederholen ſich in ihm im Moment des Schreibens. Aber auch dann liegen ſie außerhalb der Meditation. Aus der Beſtimmung, mit der ſich die Nebengedanken von dem, was aus dem Willensakt hervorgegangen iſt, unterſcheiden, muß ſich auch der eigentliche Werth derſelben erkennen laſſen.

Die techniſche Aufgabe insbeſondere.

Hier iſt zu betrachten, wie die Schrift aus dem lebendigen Keimentſchluß nach Inhalt und Form hervorgeht, wie dieſelbe als Ganzes die weitere Entwickelung des Entſchluſſes iſt. [1]) Alle Elemente der Schrift, welche als abhängig davon betrachtet wer-

[1]) Vergl. S. 148—155.

den können, ſind Gegenſtand der techniſchen Auslegung. Dieſe unterſcheidet ſich von der grammatiſchen ſo, daß während auf der grammatiſchen Seite der Einzelne der Ort iſt, in welchem die Sprache lebendig wird, auf der techniſchen Seite von der Sprache unmittelbar nicht die Rede iſt. Allein, was wir als Entwicklung von dem erſten Keime aus betrachten, muß doch Sprache geworden ſein. Hier iſt die Sprache die lebendige That des Einzelnen, ſein Wille hat das Einzelne darin producirt, durch die Gewalt der pſychologiſchen Thatſache kommt eine Zuſammenſtellung von Elementen, die noch nicht zuſammengeweſen ſind, zu Stande. Es entſtehen durch die Gewalt, die der Einzelne in der Sprache ausübt, Erweiterungen und Contractionen der Sprachelemente nach der logiſchen Seite hin. Betrachten wir die Entſtehung der Compoſition, ſo iſt es hier freilich anders. Hier ſind die allgemeinen Geſeze der Ordnung im Denken anzuwenden. Zuvor aber muß ich den Schriftſteller doch auch in ſeiner Meditation verſtehen. Dieß iſt aber eine Aufgabe, deren Gegenſtand beinahe unſichtbar iſt und nur auf Conjectur zu beruhen ſcheint. Wir können wol leicht ſagen, die hier vorhandenen Gedanken gehören zur Sache, man muß nur ſehen, wie ſie geordnet ſind. Aber ſchwierig iſt es, zu ſagen, was und wie der Verfaſſer über dieſen oder jenen Gegenſtand gedacht habe, denn jeder Gegenſtand läßt ſich auf verſchiedene Weiſe verfolgen. Hier ſind wir auf dem unſichtbaren Gebiete der Meditation, wo es auch darauf ankommt zu wiſſen, was der Schriftſteller auch verworfen hat, obgleich es aus dem Grundgedanken hervorging. Jede Schrift hat ihre eigenthümliche genetiſche Reihe und urſprünglich iſt darin die Ordnung, in der die einzelnen Gedanken gedacht ſind. Aber in der Mittheilung kann ſie vielleicht eine andere ſein. Hier kommen wir auf den Unterſchied zwiſchen Meditation und Compoſition. Daß der Unterſchied zwiſchen beiden veränderlich iſt, das hat ſeinen Grund in dem erſten Willensakt. Dieſer kann als Moment betrachtet mehr und weniger in ſich ſchließen. Er kann eine ſolche Lebendigkeit haben, daß das Ganze in ſeinen Hauptzügen im Bewußt-

ſein ſchon damit gegeben iſt. Je mehr dieß iſt, deſto geringer iſt der Unterſchied zwiſchen Meditation und Compoſition; je weniger jener Willensakt dieſen Charakter hat, deſto größer iſt der Unterſchied. Es ſcheint aber als wenn der Unterſchied überhaupt nur auf gewiſſe Formen ſich bezöge. Denn was hat z. B. im Hiſtoriſchen die Meditation zu thun? Etymologiſch deutet der Ausdruck auf innere Gedankenentwickelung. Wo alſo, wie im Hiſtoriſchen, der Inhalt äußere Wahrnehmung iſt, ſcheint die Meditation gar keinen Gegenſtand zu haben. Allein dieß iſt eben nur ſcheinbar. Wiewohl der Unterſchied zwiſchen Meditation und Compoſition auf den verſchiedenen Gebieten verſchieden iſt, ſo iſt die Meditation doch nirgends Null, auch im Hiſtoriſchen nicht. Gehen wir zurück auf den Impuls, ſo ſehen wir, es kann kein Willensakt als unter der Form eines Gedankens gegeben ſein. Ein Impuls, der nicht im Subject ſelbſt als Gedanke gegeben iſt, iſt kein Willensakt, iſt bloß Moment des Inſtinkts. Nun können wir aber im Begriff des Gedankens folgendes unterſcheiden: Sofern das Einzelne darin dominirt, hat er die Richtung Bild zu ſein, ſofern aber das Allgemeine, Formel. Das eine wie das andere iſt einſeitig. Das Höchſte iſt das Ineinanderſein von beidem. Allein der Gegenſaz muß urſprünglich in jedem Willensakt ſein. Es fragt ſich aber, iſt er durch den Gegenſtand beſtimmt worden, oder davon unabhängig? Das leztere. Je mehr der urſprüngliche Willensakt als Bild gegeben iſt, deſto mehr trägt er das Einzelne gleichſam im verjüngten Maaßſtabe mit in ſich, deſto weniger aber von der Compoſition; ſeine ganze Entwicklung iſt gleichſam das Äußerliche zu dem was in jenem Keim innerlich geſchauet iſt. Je mehr aber der urſprüngliche Willensakt Formel iſt, deſto weniger trägt er das Einzelne in ſich, deſto mehr dann auch ſchon die Compoſition. So ſind die beiden Akte ſchon im erſten Moment ſelbſt geſezt.

Sehen wir nun auf die verſchiedenen Richtungen, welche die Gedankenentwicklung haben kann, ſo finden wir eine Duplicität darin, daß, wenn im Impuls die Richtung auf das Bild

iſt, dann je mehr die Gedankenentwicklung objectiv iſt, deſto mehr das im erſten Keim Geſezte das Einzelne iſt, das als Gedanke hervortritt, je mehr aber die Gedankenentwicklung ſubjectiv iſt, deſto mehr das im Keime liegende der Ton iſt und die verſchiedenen Modificationen des Tones, in denen ſich das Ganze bewegt. In dem Falle aber, daß der Impuls mehr Formel iſt, trägt er mehr die Verhältniſſe in ſich, und eben weil dieſe durch die Anordnung zur Darſtellung kommen, enthält er auch mehr die Keime der Compoſition, als die des einzelnen Inhalts. Aber beides muß ſich gegenſeitig ſuchen, ſo daß wir aus der Compoſition das Einzelne des Inhalts erkennen, und, indem ſich das Einzelne mehr entwickelt, wird, wenn es vollſtändig gegeben iſt, auch die Compoſition mitgegeben ſein. — Aber wie ſtimmt dieß mit der Unterſcheidung zwiſchen Meditation und Compoſition? Dabei war das Grundprincip, daß wir erſt von dem Impuls aus das Einzelne erfaſſen, und dann die richtige Stellung, nach der alles, was derſelben nicht entſpricht, ausgeſchieden iſt. Iſt es aber möglich, daß der erſte Impuls die Compoſition mehr in ſich trägt, ſo müßte da auch der umgekehrte Weg eingeſchlagen werden. Wie iſt dieß? Wenn wir einen allgemeinen aber realen Begriff haben, ſo finden wir darin immer ſchon mit Leichtigkeit die Andeutung auf weitere Theilung. Aber wenn wir ſagen wollten, durch die bloße Theilung gelangten wir zu allem Einzelnen, ſo wäre das unwahr, wir würden nur einen Typus finden. So können wir uns wol eine innere Entwicklung der Compoſition von der allgemeinen Formel des Ganzen aus denken, aber das Einzelne kann dadurch auf keine Weiſe gefunden werden. Sehen wir vorerſt ab von der ſubjectiven Richtung im erſten Impuls, welche ein ſpezifiſches Talent vorausſezt, und halten uns an das Allgemeinere, Verbreitetere, ſo können wir einen quantitativen Unterſchied wahrnehmen zwiſchen der Thätigkeit, wodurch der urſprüngliche Keim ſeinem Inhalte nach ſich näher ertwickelt, und der, wodurch der Inhalt ſeine Form bekommt. Nehmen wir dann das Subjective als untergeordnet wieder auf, ſo können

wir ſagen, es giebt in der erſten Entwicklung des Einzelnen, die wir Meditation nennen, ein Fortſchreiten, welches mehr an der Leitung des Allgemeinen geht, und ein Fortſchreiten, welches mehr unmittelbar das Einzelne producirt. Dann wird das Erſte immer gleich die Form beſtimmen, und es wird da ein Wechſel ſein zwiſchen dem Werden des Einzelnen und dem der Form. Das Einzelne wird im Zuſammenhange nur mit ſeiner Stelle gefunden. Dagegen wird der einzelne Inhalt, der nur den Charakter des Einzelnen hat, für ſich gefunden, wo dann mannigfaltige Zuſammenſtellungen möglich ſind. Das Ganze wird ein Anderes ſein, wenn es auf die eine oder andere Weiſe verſtanden wird, alſo mehr in Beziehung auf die Form oder in Beziehung auf den einzelnen Inhalt. Aber es folgt, daß wir es vollkommen nur verſtehen können, wenn wir die Geneſis verſtehen. Daher die unerlaßliche Aufgabe, jede Produktion, welche Gegenſtand der Hermeneutik ſein kann, in jener zweifachen Beziehung zu verſtehen. Sobald man ſich mehr an das eine oder andere hält, wird die Löſung der Aufgabe unvollkommen ſein. Es wird freilich bei dieſer Aufgabe Jeder durch ſich ſelbſt eine vorherrſchende Richtung auf das eine oder andere haben. Wir wollen alle die Darſtellung der Gedanken eines Andern in Beziehung auf unſre eigenen verſtehen. Dann kann die Folge Aneignung oder Abſtoßung ſein. Daher wird die Art der hermeneutiſchen Operation ſich nach der eigenen Gedankenentwicklung beſtimmen. Es giebt viele, die ſich, wenn ſie leſen, aus der Form nichts machen und nur auf den Inhalt ſehen. Dabei iſt ein unordentliches Verfahren möglich. Denke ich den Inhalt von der Form geſondert, ſo kann ich überall anfangen, weil ich ihn als Aggregat von Einzelheiten anſehe. Manche Arten von Darſtellungen ertragen das eher, als andere. Es giebt aber auch Leſer, die es überwiegend auf die Form anlegen. Dabei iſt denn gewöhnlich im Hinterhalt, daß man denkt, ſich aus der Form und einzelnen Punkten das Ganze bilden zu können in dem Maaße, in welchem man das Ganze nöthig hat. Aber in der That ſobald bei dem Verſtehenwollen die Richtung

auf unſere eigenen Gedanken vorherrſcht, entſteht die eine oder die andere Einſeitigkeit und das wahre volle Verſtehen wird unmöglich. In dem Grade alſo in welchem man vollkommen verſtehen will, ſoll man ſich von der Beziehung des Auszulegenden auf eigene Gedanken losmachen, weil dieſe Beziehung eben gar nicht die Abſicht hat zu verſtehen, ſondern zu gebrauchen als Mittel was in den Gedanken des Andern zu den eigenen in Verhältniß ſteht. Jedes muß aus ſeinen Gedanken verſtanden und ausgelegt werden. Lohnt ſich das der Mühe nicht, ſo hat auch die Löſung der hermeneutiſchen Aufgabe keinen Werth.

Die Beziehung der Gedanken eines Andern auf die eigenen liegt ſofern ſie hermeneutiſcher Art iſt ganz auf der Seite der grammatiſchen Interpretation. Hier iſt ſie nothwendig, denn in der grammatiſchen Interpretation liegt die Beziehung zwiſchen den Gedanken eines Andern und den meinigen als Ort der Sprache. Wenn aber eben die Aufgabe iſt, die Gedanken eines Andern als ſeine Produktion vollkommen zu verſtehen, müſſen wir uns von uns ſelber los machen.

Um aber in dieſem Sinne die hermeneutiſche Aufgabe zu löſen, muß man vor Allem das Verhältniß zwiſchen der Meditation und Compoſition des Schriftſtellers zu erkennen ſuchen. Wir fangen an mit der allgemeinen Überſicht. Aber wie können wir daraus den innern Proceß des Schriftſtellers verſtehen? Durch Beobachtung. Dieſe aber hat ihren Halt in der Selbſtbeobachtung. Man muß ſelbſt in der Meditation und Compoſition verſirt ſein, um die eines Andern verſtehen zu können. Von dieſer Seite iſt in der Vorübung auf höhere Studien in der litterariſchen Gymnaſtik das eigene Componiren ſo weſentlich.

Nach dieſen Vorausſezungen fragt ſich nun, wie kann ich aus dem zweiten Akt, der Compoſition, der in der Schrift vor mir liegt, erkennen, wie ſich in dem Verfaſſer dieſer Akt entwickelt hat, wie er zu Inhalt und Form ſeiner Schrift gekommen iſt? Dieß ſcheint ſehr ſchwierig. — Je mehr in einer Schrift Form und Inhalt in einander aufgehen, um ſo geringer iſt der Unterſchied zwiſchen

Meditation und Compoſition. Dieß wird noch deutlicher, wenn wir das Entgegengeſezte denken, alſo einen Entſchluß, der noch nicht mit voller Lebhaftigkeit des Bewußtſeins auch den einzelnen Inhalt in ſich ſchließt. In dieſem Falle wird der einzelne Inhalt erſt durch die Fortwirkung der Elemente des Entſchluſſes, er entwickelt ſich weiter, indem er ſich wiederholt. Nun iſt aber oben geſagt worden, es gebe eine Form, die wir als die der größten Paſſivität anſehen, wo man die Entwicklung des im Entſchluß Liegenden den Umſtänden überläßt. Da entſtehen Gedanken, die dem Entſchluſſe angehören, oder gelegentliche und im Zuſammenhang mit der Gedankenentwicklung, zu der wir von andern Seiten aufgefordert werden. Da tritt aber die Differenz ein, daß diejenigen Gedanken, welche in dem urſprünglichen Impuls gelegen haben, ſich leichter in die beſtimmte Form bringen laſſen, diejenigen aber, welche mehr Gelegentliches an ſich haben, ſchwieriger, und das werden ſolche ſein, welche in der Form nur als Ausſchweifung erſcheinen können, wegen des fremden Elements, das ihrer Geneſis anklebt. Dieſe Elemente werden ſich leicht unterſcheiden laſſen, ſo wie man die Hauptgedanken und die weſentlichſte Gliederung deſſelben erkannt hat und feſthält, welches beides ſich aus der Überſicht ergeben muß.

Aber hiebei iſt gleich auch auf den Unterſchied der Form Rückſicht zu nehmen, weil in dem Auffaſſen des erſten Akts und dem Zuſammenfaſſen der Elemente durch die Form eine große Verſchiedenheit eintritt. Der weſentliche Unterſchied iſt der zwiſchen Proſa und Poeſie. Was die Poeſie betrifft, ſo zeigt ſich darin leicht was weſentlich der Meditation und was weſentlich der Compoſition angehört, denn es liegt hier völlig auseinander. Denken wir uns ein Gedicht von etwas größerem Umfange, ſo iſt gar nicht anzunehmen, daß es im erſten Willensakt vollſtändig vorbedacht iſt. Die Gedanken ſind in dem erſten Willensakte nur punktirt. Sie müſſen bei der Compoſition umgeworfen werden. Darum iſt eben die Compoſition nicht der Zeit nach, ſondern nur der unmittelbaren Beziehung nach Ein Akt. In der Proſa iſt

ſolch ein beſtimmter Unterſchied nicht. Da gehen wir davon aus, daß gleich im erſten Akt Inhalt und Form gegeben ſind. Die Form iſt aber hier die der ungebundenen Rede. Somit iſt kein weſentliches Hinderniß, daß nicht die einzelnen Theile des Ganzen, wie ſie zuerſt gedacht ſind, ſo auch ausgeführt werden. Numerus und Wohlklang ſtehen mit der Form in der Proſa in gar keiner ſo engen Verbindung wie in der Poeſie das Versmaaß. Alſo das ſcharfe Auseinandertreten der Reſultate der Meditation und Compoſition iſt der erſte Unterſchied, ſobald wir einen irgend größeren Umfang von Poeſie annehmen, wo das Einzelne ſich ſondert. Aber ſchon in dem Epigramm, als der kleinſten poetiſchen Form, müſſen wir daſſelbe anerkennen. Das Epigramm beruht immer auf Gegebenem. Denken wir uns aber in dieſer Beziehung das Entſtehen des Epigrammes, ſo hängt demſelben nicht gleich die poetiſche Form an. Iſt es der Fall, ſo ſind nur die an ſich verſchiedenen Elemente näher aneinandergerückt. In der modernen Form des Epigramms iſt die Spize die Hauptſache. Dieſe aber iſt eben die Beziehung auf das Gegebene in möglichſter Schärfe. Sie entſteht wie ein Bliz im Moment, iſt ein Einfall, in dem das Versmaaß noch nicht iſt. Dieſes iſt ein zweiter Akt. So treten alſo auch hier beide Akte beſtimmt auseinander.

Gehen wir nun von der Poeſie auf die Proſa über, ſo iſt auch an dieſer, je mehr ſie ſich der Poeſie nähert, deſto mehr ein Auseinandertreten der beiden Akte bemerkbar. Dieß iſt der Fall, wenn in der Proſa auf das Muſikaliſche in der Sprache ein beſonderer Werth gelegt wird. Da kann der Gedanke mit ſeinem Ausdrucke nicht zugleich entſtehen. Dieſer mit ſeinem muſikaliſchen Werth entſteht erſt durch die Stelle, die er einnimmt, und dieſe ergiebt ſich erſt aus der Compoſition. Hier erkennen wir eine Art von Stufenleiter. Fragen wir nun, in welchem Gebiete das Auseinandertreten der beiden Akte ein Minimum iſt und für das hermeneutiſche Intereſſe verſchwindet, ſo iſt das der Vortrag der am meiſten rein wiſſenſchaftlich iſt. Da iſt das Muſikaliſche dem

Logiſchen ganz untergeordnet. Je mehr die Compoſition die Gedanken ohne alles andere Intereſſe anſchließt, deſto mehr iſt ſie urſprünglich Eins mit ihnen, alſo auch der Unterſchied zwiſchen ihm und der Meditation Null. Dieſer Unterſchied kann nicht darin beſtehen, daß man ſollte ausmitteln wollen, in welcher Zeitfolge die einzelnen Gedanken des Schriftſtellers entſtanden ſind. Dieß iſt durch die Compoſition ſelbſt ein ſo verſchwindendes, daß nur einzelne wenige Fälle ſind, wo darüber etwas auszumitteln iſt. Wenn dieß alſo nicht gemeint ſein kann, ſondern nur der Unterſchied, der in Beziehung auf die früher vorhandenen Elemente durch die Compoſition entſteht, ſo iſt davon auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete das Wenigſte zu erwarten, weil auf demſelben die Ausdrücke nicht alterirt werden können ohne die Gedanken ſelbſt zu alteriren.

Dieß iſt indeß nur die eine Seite des hermeneutiſchen Intereſſes. Die andere Seite führt auf ganz andere Differenzen. Nemlich wenn wir einen Complexus von Gedanken vor uns haben, der Gegenſtand ſei welcher er wolle, ſo werden wir darin niemals den Gegenſtand erſchöpft nennen. Vielmehr werden jedem, der im Leſen in einem wirklichen Aneignungsproceſſe begriffen iſt, Gedanken einfallen, die in daſſelbe Gebiet gehören, aber dort ſich nicht finden, oder die mit den in der Schrift ausgedrückten in Widerſpruch ſtehen. Da iſt denn das Intereſſe zu wiſſen, ob der Schriftſteller dieſelben gar nicht gehabt, oder wiſſentlich ausgelaſſen. Zum vollen Verſtehen gehört offenbar beides zu wiſſen, ſowol was ich vermiſſe, als was ich im Schriftſteller mit meinen Gedanken über den Gegenſtand in Widerſpruch finde. Nimmt der Schriftſteller Rückſicht darauf, dann muß auf den Grund der Differenz zurückgegangen werden. Nimmt er keine Beziehung darauf, ſo iſt es problematiſch, aber es entſteht die Aufgabe, eben dieß wo möglich auszumitteln. Da iſt denn das Intereſſe, die Meditation des Schriftſtellers ſo vollſtändig wie möglich an und für ſich überſehen zu können, auch in Beziehung auf das, was in die Compoſition nicht aufgenommen iſt. Es iſt möglich, daß

die Gedanken die ich vermiſſe dem Verfaſſer vorgeſchwebt, er aber Gründe gehabt hat, ſie nicht aufzunehmen, noch auch Beziehung darauf zu nehmen. Das kann im erſten Willensakte liegen, z. B. wenn er nicht polemiſch ſein wollte. Doch iſt es wichtig zu wiſſen, ob jene Gedanken dem Verfaſſer vorgeſchwebt haben oder nicht. Denn darnach gewinnt ſein Gedankencomplexus eine andere Bedeutung. Im lezteren Falle wird der Werth deſſelben verringert, im erſten Falle das Intereſſe, in die Gründe ſeines Verfahrens genauer einzugehen, erhöhet. Dieſe Aufgabe aber iſt eben ſo ſchwierig, als intereſſant. Das Intereſſe aber iſt hier wieder verſchieden, jedoch in umgekehrter Richtung. Je mehr der ganze Gedankencomplexus dem Inhalte nach gebunden iſt, um ſo größer iſt das Intereſſe von dieſer Seite, je weniger um ſo geringer. Iſt der Gedankencomplexus nur eben ein Aggregat von Einzelnheiten, ſo verſchwindet das Intereſſe, und die Frage, was der Verfaſſer noch außerdem gedacht habe, liegt ganz außer der hermeneutiſchen Aufgabe. —

In den ſynoptiſchen Evangelien fehlt z. B. die Geſchichte von der Auferweckung des Lazarus. Als nächſte Veranlaſſung zur lezten Kataſtrophe, wie ſie Johannes darſtellt, iſt ſie von großer Bedeutung. Denken wir uns, daß die drei erſten Evangelien eine Lebensbeſchreibung Chriſti haben geben wollen, ſo iſt die Frage, wie ſie dazu gekommen ſind, ſie auszulaſſen, oder ob ſie dieſelbige nicht gekannt haben? Allein da ſie offenbar mehr nur Aneinanderreihungen einzelner Erzählungen ſind, ſo verliert jene Frage das hermeneutiſche Intereſſe und behält nur das kritiſche, nemlich ob und wie die Erzählung ſo wenig allgemein geworden, daß ſie in die gemeinſchaftliche Quelle nicht gekommen iſt. So ſieht man, wie das Intereſſe an einem gebundenen Ganzen ein ganz anderes iſt, als an einem ungebundenen.

Faſſen wir nun das Bisherige zuſammen, ſo haben wir zwiefaches Intereſſe, die Meditation eines Schriftſtellers in ihrer Totalität, abgeſondert davon, was in die Compoſition eingegangen iſt, kennen zu lernen, nemlich auf der einen Seite, wie ſeine Dar-

ſtellungsweiſe durch die Compoſition modificirt iſt, auf der andern Seite, wie der ganze Proceß, der ſich vom erſten Willensakt entwickelt, ſich zur Totalität des Gegenſtandes verhält. Dieſes doppelte Intereſſe kann in den verſchiedenen Arten der Compoſition in ſehr verſchiedenem Grade ſtatt finden, aber es giebt keine Form, in der es gar keinen Werth hätte, die Meditation des Schriftſtellers in ihrer Totalität zu kennen. Selbſt das hiſtoriſche Gebiet iſt davon nicht ausgenommen, wiewohl der Ausdruck Meditation hier nicht im engſten Sinne gebraucht werden kann. Wir fragen auch hier nach dem Entſtehen der Erinnerungen eines Schriftſtellers von ſeinem Gegenſtande, nach ſeinem Ausgehen auf Notizen von demſelben und ſeinem Entſchluß.

Allein die Löſung der bezeichneten Aufgabe iſt auf eigenthümliche Weiſe bedingt. In vielen Fällen gehört viel dazu, damit nur die Aufgabe entſteht. Dann frage ich, wie ſich die Meditation des Verfaſſers zur Totalität ſeines Gegenſtandes verhält, ſo muß ich zuvor dieſe Geſammtheit kennen. Nehme ich ein Buch zum erſten Unterricht über einen Gegenſtand, ſo kann jene Frage noch nicht entſtehen; ſie entſteht erſt, wenn ich in der Kenntniß des Gegenſtandes bis auf einen gewiſſen Punkt gekommen bin.

Was das N. T. betrifft, ſo befinden wir uns gleich von Anfang des exegetiſchen Studiums in dem Fall, daß wir eine gewiſſe Kenntniß des Gegenſtandes und eine allgemeine Überſicht des Inhalts mitbringen. Allein eben dieß führt leicht irre, und muß alſo geregelt werden.

Es entſteht ſogleich die Frage, wie hat der neuteſt. Schriftſteller wohl gedacht über die Gegenſtände, welche bei uns eine beſondere Stelle in der chriſtlichen Lehre einnehmen, und aus welchem Ganzen ſind die einzelnen Gedanken genommen? Stellen wir die Frage in Beziehung auf den ſpäteren Zuſtand der chriſtlichen Lehre, ſo alteriren wir den ganzen hermeneutiſchen Proceß und ſind auf falſchem Wege.

Die didaktiſchen Schriften ſind mehr und weniger fragmentariſch. Es bringt ſich dabei die Aufgabe auf, das Ganze zu

finden. Ohne dieß iſt kein wahres Verſtehen möglich. Wir bringen nun freilich bei der einzelnen didaktiſchen Schrift keinen Inhalt mit, aber doch die Vorſtellung und die Beziehung auf einen ſolchen. Wollen wir nun in Folge davon ſagen, der Schriftſteller könne dieß oder jenes nicht gedacht haben, ſonſt hätte er es mitgetheilt, ſo würde dieß, wenn es mit Grund geſezt ſein ſoll, vorausſezen, daß man die Aufgabe gänzlich gelöſt habe. Dieß aber iſt doch nicht wahr. Außerdem müßte man dabei vorausſezen, der Gegenſtand habe ſollen in der Schrift erſchöpft werden. Die Aufgabe kann wahrhaft nur gelöſt werden in dem Grade, als man im Beſiz alles deſſen iſt, was in der Meditation des Verfaſſers hätte ſein können, wozu aber gehört, daß man den Zuſtand des Gegenſtandes zur Zeit des Schriftſtellers mit einer gewiſſen Genauigkeit kennen müßte. Wie iſt es aber mit den Bedingungen dazu im N. T.? Man kann dieſe Sache auf verſchiedene Weiſe anſehen. Sehen wir das N. T. als Eine Aufgabe an, ſo wiſſen wir, daß es keine anderweitigen Schriften und Notizen über den Zuſtand des Gegenſtandes aus derſelben Zeit giebt. Wir ſind alſo auf das N. T. ſelbſt gewieſen. Nehmen wir hingegen die neuteſt. Bücher einzeln, ſo iſt die Geſammtheit aller ein Mittel, wodurch die Löſung der Aufgabe für das einzelne Buch erleichtert wird. Die Aufgabe iſt dann unter der Form zu löſen, das Einzelne aus dem Ganzen zu verſtehen, und nur in dem Maaße, in welchem das Ganze zum Verſtehen des Einzelnen gegeben iſt, kann die Aufgabe glücklich gelöſt werden.

Nun iſt wahr, die Aufgabe die Meditation zu verſtehen iſt abhängig von dem Verſtehen der Compoſition. Allein wir haben jene mit Grund vorangeſtellt, weil wir nur durch die Kenntniß der ganzen Meditation die Compoſition genetiſch verſtehen. Das Entgegengeſezte tritt nur ein in Beziehung auf die Nebengedanken, denn dieſe entſtehen erſt in der Compoſition. Haben wir Grund anzunehmen, daß nicht der ganze weſentliche Inhalt im Moment der Meditation war, ehe der Schriftſteller an die Compoſition ging, ſo iſt das Werk ein unvollkommenes. Dieß ſchließt

aber die Anerkennung einer jeden Stufe der Unvollkommenheit in ſich.

Sehen wir auf die Verſchiedenheit des Inhalts und fragen, wiefern können wir für die verſchiedenen Gattungen wenigſtens gewiſſe Regeln und Cautelen feſtſtellen, um die Aufgabe richtig zu löſen, ſo kommt es auf die beiden Punkte an, zu wiſſen, ob und wiefern die Meditation in der Compoſition ein Anderes geworden iſt, und ob und wieviel in der Meditation geweſen, was in der Compoſition nicht iſt. Hier werden wir damit anfangen, zu fragen, in wiefern in der Meditation im pſychiſchen Zuſtande des Verfaſſers eine gewiſſe Gebundenheit ſtatt fand? Dieſe iſt verſchieden, aber in ſofern immer vorhanden, als im urſprünglichen Impulſe Inhalt und Form gewiſſermaaßen gegeben ſind. Der Inhalt iſt durch die Form in ſeiner Einheit und Fülle beſtimmt. Iſt die Form mitbeſtimmt, ſo hat ſie auch ihre Geſeze, und zwei Perſonen, die denſelben philoſophiſchen Gegenſtand behandeln, ſo daß der Eine in rein didaktiſcher, der Andere in dialogiſcher Form es thut, ſind beide im gebundenen Zuſtande, ſchon durch die Differenz von einander. Je feſter und lebendiger die Form dem urſprünglichen Impulſe eingeprägt iſt, um ſo weniger werden ſolche Elemente ſich entwickeln, die zwar dem Inhalte angehören, aber in die Form nicht eingehen. Der dialogiſche Vortrag wird Elemente aufnehmen, die der andere, rein didaktiſche nicht aufnehmen kann. Iſt die Form mit einer gewiſſen Lebendigkeit der Impulſe eingeprägt, ſo können auch nicht entſprechende Gedanken dem Schreibenden gar nicht einfallen. Fallen ſie ihm ein, ſo daß er ſie elimiriren muß, ſo hat er nicht den höchſten Grad der Vollkommenheit erreicht. Dieß aber iſt eben die höchſte Gebundenheit durch den Impuls. Fällt aber dem Schriftſteller nicht ein, was weſentlich zum Inhalt gehört, ſo iſt das eine Unvollkommenheit, die daher kommt, weil dem urſprünglichen Impuls der Gegenſtand nicht mit voller Lebhaftigkeit eingeprägt, der Verfaſſer des Gegenſtandes nicht völlig mächtig iſt. Wie iſt nun da zu urtheilen? Der Ausleger muß eigene Erfahrungen haben

über den innern Hergang der Gedankenentwicklung. Dieſe, gleichſam als Fond, muß der Ausleger mitbringen, und vergleichend die Differenzen auf dieſem Gebiete zu erkennen ſuchen.

Betrachten wir von hieraus den Zuſtand der Meditation für ſich, ſo kann derſelbe entweder dem urſprünglichen Impulſe vollkommen entſprechen, wo denn Gegenſtand und Form vollkommen geeinigt ſind in ſofern dieß in dem urſprünglichen Impulſe geſezt war, oder er kann ſich zu dieſem auf eine unvollkommene Weiſe verhalten. Sobald ſich dieß durch Mängel kund thut, iſt es auch leicht wahrnehmbar. Man bemerkt z. B. leicht die Dürftigkeit einer Schrift auf verſchiedene Weiſe in verſchiedenen Formen. Denkt man ſich die didaktiſche Form, und der Autor iſt da überall vom Spalten ſeines urſprünglichen Schemas ausgegangen, ſo iſt die entſtehende Trockenheit ein Zeichen von Dürftigkeit. Der Theil ſeines urſprünglichen Impulſes, der den Inhalt repräſentirt, hat nicht das rechte Leben gehabt. Iſt der Verfaſſer dagegen von der Behandlung der bloßen Form ausgegangen, ſo entſteht eine Chrie, eine Compoſition, wo die Form ſo dominirend iſt, daß nichts hinein kann, als was durch fortgeſezte Untereintheilung entſteht. Es iſt dieß der größte Mechanismus, der mit dem Mangel an lebendiger, innerer Produktivität zuſammenhängt. Finden wir dagegen eine Menge von Elementen in der Compoſition, welche ihr eigentlich fremd ſind, ſo iſt das eine Üppigkeit in der Meditation, die aber keine Vollkommenheit iſt, weil ſie die Form zerſtört. Es iſt dieß ein Zeichen, daß im urſprünglichen Impuls die Form nicht lebendig genug geweſen iſt, ſonſt wäre dem Verfaſſer das alles nicht eingefallen, oder er hätte es, wenn es ihm eingefallen wäre, abgewieſen.

Sehen wir auf ſolche Arten der Mittheilung, die mehr von der Wahrnehmung ausgehen, ſo hat die geſchichtliche Darſtellung einen ſolchen Reichthum der Mannigfaltigkeit in der Art und Weiſe der Compoſition ſelbſt, daß wir den urſprünglichen Impuls als ſehr verſchieden anſehen müſſen. Bei dem Einen kann die

geſchichtliche Darſtellung ſich geſtalten als eine Reihe von Bildern, bei dem Andern als eine Reihe von Cauſalverhältniſſen. Jedes giebt einen ganz verſchiedenen Inhalt. Die eine Darſtellung hebt hervor, was die andere vernachläſſigt, die eine hat mehr den Charakter des Calculs, die andere mehr einen pitoresken Charakter. Je nachdem nun das eine oder andere im urſprünglichen Impuls gedacht war, iſt die Erfindung und Meditation eine ganz andere. Eine Erfindung iſt nemlich auch auf dieſem Gebiete, in der Art die Elemente zu verbinden, dieſes oder jenes geltend zu machen. Es ſind da ganz verſchiedene Verfahrungsweiſen, die nicht einander unterzuordnen ſind. — Schreibt jemand die Geſchichte in einer Reihe von Bildern, dieſe haben aber nicht den rechten Charakter der Bilder, der Leſer iſt nicht im Stande ſie nachzubilden, ſo folgt, daß der Verfaſſer nicht Herr ſeiner Form geweſen iſt. Das iſt auf dieſem Gebiete die Dürftigkeit.

Betrachten wir die Form des Geſprächs. Nur in dem Grade, in welchem man das zu taxiren verſteht, kann man den Verfaſſer in ſeiner Meditation verfolgen, und ein Bild davon bekommen, ob er die Elemente mühſam zuſammengeſucht habe, oder ob er von einer Fülle innerer Produktion gedrängt worden, ſo daß er habe abweiſen müſſen, ferner ob das Einzelne mit dem urſprünglichen Impuls in Übereinſtimmung iſt, oder ob in der Gedankenentwicklung Fremdes iſt. Finden wir eine Gedankenentwicklung reich, aber nie aus den Grenzen der Form hinausgehend, auch ohne daß fremdartige Elemente damit verwachſen wären, da gehen Meditation und Compoſition ineinander auf, und dieß iſt die Vollkommenheit auf dieſem Gebiete. Die Dürftigkeit iſt hier die fortgeſezte Operation der logiſchen Spaltung. Da iſt das Ganze nur Darſtellung des Mechanismus der Meditation. Zwiſchen dieſen iſt nun das Meiſte, was Gegenſtand der hermeneutiſchen Operation ſein kann. Soll man die Meditation verfolgen und taxiren können, ſo müßte man alle verſchiedene Formen kennen, denn nur dann kann man die Erfindung des Künſtlers recht ins Auge faſſen und nacherfinden. Betrachten

wir das tägliche Leben, ſo finden wir hier in Beziehung auf das Geſpräch nicht ſelten Virtuoſitäten, die ſich ſelten in Schriften zeigen. Da ahnet man nicht ſelten, was der Andere ſagen will, d. h. man conſtruirt ſeine Gedankenentwicklung, — noch ehe man das Reſultat hat. Dieß beruht auf genauer Kenntniß der Eigenthümlichkeit des Andern im Verfahren des Denkens. Dieſe zu erreichen liegt im Weſen der hermeneutiſchen Aufgabe. Doch kann man nur auf indirecte Weiſe dazu gelangen. Dabei iſt natürlich ein Unterſchied, wenn man einen Schriftſteller in der Geſammtheit ſeines Lebens als geſchichtliche Perſon kennt, oder die Produkte lebender Schriftſteller in ihrem bekannten Kreiſe hat. Hier iſt es leichter, weil wir die gehörige Baſis außerhalb haben. Wo dieſe aber fehlt, iſt es ſchwieriger. Bei den Werken des Alterthums iſt die Kenntniß der Individualität der Schriftſteller immer nur in einem beſchränkten Grade gegeben. Aber hier iſt ein großer Unterſchied zwiſchen denen, die ſich ins Alterthum eingelebt haben, und die es nicht haben. Jenen iſt der Typus der Gedankenentwicklung klar, wenn auch nicht die Perſonalität, und darnach iſt man im Stande Analoges zu leiſten. Denkt man ſich einen Schriftſteller mit einer großen Menge von Produkten, hat man einen Theil derſelben recht durchſtudirt und ſich angeeignet, ſo gewinnt man eine ſolche Kenntniß ſeiner Eigenthümlichkeit, als lebte man mit ihm. So wie die innere Einheit einer Schrift klar iſt, iſt es auch nicht ſchwer, die Meditation nachzuconſtruiren.

Ein großer Theil der kritiſchen Aufgabe beſteht darin, zu unterſcheiden was einem Schriftſteller angehört und was ihm fälſchlich zugeſchrieben wird. Da kommt es darauf an, die Meditation des Schriftſtellers nachzuconſtruiren. Der Takt, auf dem eine Menge kritiſcher Operationen beruhen, bildet ſich auf die Weiſe. — Vergleichen wir z. B. die dem Plato untergeſchobenen Dialoge mit den echten, ſo haben jene ungeachtet der dialogiſchen Form den Charakter der Trockenheit, den Mangel an eigener Produktivität und die bloße Richtung auf das logiſche Spalten, wovon ſich in Platos Werken keine Spur findet. Hier iſt alſo die Auf-

faſſung des Charakters der Produktion der erſte Anſtoß zu kritiſchen Unterſuchungen.

Betrachten wir nun das, was in der Mitte zwiſchen der Meditation und Compoſition liegt und bald zu dem einen bald dem andern gezogen werden kann, ſo iſt dieß das Gebiet der Nebengedanken. Hat der Schriftſteller ſie ſo wie ſie entſtanden ſind auch als ſolche erkannt, denen er eine beſtimmte Stelle anweiſen konnte, ſo gehören ſie zur Meditation. Iſt dieß nicht der Fall, ſo gehören ſie zur Compoſition. Wir können hier zwei Extreme unterſcheiden. Das eine iſt, daß der Schriftſteller im Bewußtſein, die Totalität aller Elemente zu beſizen, in der Compoſition war, daß ihm dann die Nebengedanken gekommen ſind, als das Niederſchreiben ſchon vollendet war. In dieſem Falle erſcheinen die Nebengedanken als eingeſchoben. Das andere Extrem iſt, daß in der Einleitung des Proceſſes der Meditation der Schriftſteller ſich ſchon die Licenz geſezt hat, nicht bloß in der ſtrengen Entwicklung des urſprünglichen Impulſes zu bleiben, ſondern das freie Gedankenſpiel eintreten zu laſſen. In dieſem Falle ſagen wir auf's beſtimmteſte, daß die Nebengedanken zum Proceß der Meditation gehören. Von hieraus können wir den ganzen Proceß der Meditation unter zwei verſchiedene Formeln bringen, von denen die eine iſt, daß wir den Schriftſteller in ſtrenger Richtung denken in Beziehung auf ſeinen Impuls, gegen alles andere aber in abweiſender Thätigkeit, die andere Formel aber, daß wir den Schriftſteller in combinatoriſcher Thätigkeit darauf gerichtet denken, anderes in ſeinen Gedankengang einzumiſchen. Je nachdem eins oder das andere iſt, iſt der Charakter des Schriftſtellers verſchieden.

Es iſt nicht möglich von der hermeneutiſchen Aufgabe aus den Gegenſtand allein zu betrachten. Der Gegenſtand muß einmal im Geſammtgebiet des litterariſchen Volkslebens und des Zeitalters betrachtet werden, ſodann im Gebiet der Art und Weiſe der Compoſition und endlich im Geſammtgebiet der Eigenthümlichkeiten des einzelnen Schriftſtellers. Das iſt das comparative Verfahren. Es läßt ſich auch das umgekehrte heuriſtiſche anwenden.

Nach dieſem kommen wir zur Kenntniß des litterariſchen Gebietes eben dadurch, daß wir die hermeneutiſche Operation an Vielen vollzogen haben. Das erſte Verfahren beruht auf perſönlichen Verhältniſſen zwiſchen Leſern und Schriftſtellern. Findet ein perſönliches Verhältniß der inneren Verwandſchaft zwiſchen Leſer und Schriftſteller ſtatt, z. B. bei einem Lieblingsſchriftſteller, ſo wird man natürlich das comparative Verfahren einſchlagen. So hat Jeder in Beziehung auf jeden Schriftſteller ſein eigenes Verfahren. Es wäre unrecht, wenn man ſich in einen Schriftſteller leicht hineinfindet, anzuhalten und ſich jene Kenntniß erſt verſchaffen zu wollen, die man auf heuriſtiſchem Wege erſt erwirbt.

Gehen wir nun zum lezten Punkt, zur Betrachtung der Compoſition ſelbſt über, ſo ſezen wir dabei voraus, der Schriftſteller habe den inneren Impuls, der das ganze Werk dominirt, in ſich zur vollſtändigen Entwicklung gebracht, er habe alle Elemente zu der Schrift in ſich und beginne nun die Compoſition.

Allein daß ſich dieß nicht immer vollkommen ſo verhält, deſſen iſt ſich jeder bewußt bei allem, was im Gebiet des täglichen Lebens liegt. Hat man einen Brief zu ſchreiben, ſo ſcheidet man nicht Impuls, Entwicklung und Compoſition, man zieht eine Menge von Übergängen in Eins zuſammen. Je mehr aber ein Werk als kunſtmäßiges erſcheint, muß man von jener Vorausſezung ausgehen. Wie viel in der Compoſition erſt entſtanden ſei, das gehört auch in die Unterſuchung, ſofern es gilt, das Ganze nachzuconſtruiren. Sucht man nun unter jener Vorausſezung die Schrift nachzuconſtruiren, ſo hat dieß einen verſchiedenen Sinn. Es giebt nemlich keinen Gedanken ohne Wort, aber es giebt Gedanken in verſchiedenen Graden der Bekleidung, wir können einen Gedanken haben ohne ſeinen paſſendſten Ausdruck auch ſchon zu haben. In Beziehung auf Ausdruck beginnt das Fertigwerden der Elemente erſt mit der Compoſition ſelbſt. Man kann dieſe nur verſtehen, wenn ſich vollſtändig überſehen läßt das Verhältniß des Inhalts, den die Form geſtaltet, oder den man der Form geben will. Darnach richtet ſich der Reichthum und

die Fülle. So ſind alſo die beiden Punkte zu betrachten, die Stellung, die jedes Einzelnen bekommt und die Ausfüllung der Form durch den Inhalt, und ſodann der Ausdruck, der im Zuſammenſein der Elemente definitive mit beſtimmt iſt.

Die Aufgabe hat für die Exegeſe des N. T. beſondere Wichtigkeit.

Iſt das Verſtändniß der Meditation vollendet, alſo die Geſammtheit aller zur Schrift gehörenden Elemente gegeben, ſo iſt das Verſtändniß der Compoſition, als Thatſache im Verfaſſer, d. h. der Anordnung mit ihren Motiven übrig. Denken wir uns nun hier verſchiedene Möglichkeiten, wie eine und dieſelbe Maſſe von Einzelheiten geordnet werden kann, wie daraus dann ganz verſchiedene Reſultate hervorgehen, die Anordnung alſo mit dem Werthe zuſammenhängt, den der Verfaſſer auf dieſes oder jenes legt, ſo daß eins hervortritt, anderes zurück, ſo ſieht man wohl, wieviel im N. T. bei dem eigenen Gebrauch, den man von demſelben macht, darauf ankommt, die Anordnung in dieſem Sinne zu verſtehen. In vielen Fällen kann dieſe Aufgabe als ſich von ſelbſt verſtehend erſcheinen. Allein da im N. T. ſo oft einzelne Stellen aus dem Zuſammenhange heraus genommen werden, ſo bekommt die Aufgabe in vielen Fällen ganz beſondere Wichtigkeit. Iſt nemlich eine Stelle einmal außer dem Zuſammenhange gebraucht worden ſo hat ſie dadurch einen beſtimmten Werth für alle, welche ſie nicht erſt im Zuſammenhange prüfen, bekommen. Es kann ſo ein Mißverſtändniß entſtehen, welches fortwirkt, weil man in der Gewalt der erſten Art und Weiſe iſt, wie der Werth außer dem Zuſammenhange angenommen worden iſt. Es giebt Beiſpiele genug, wo eine Stelle des N. T. gebraucht worden iſt, als wäre ſie ein nothwendiger Gedanke einer Schrift, während derſelbe für den Schriftſteller keinen beſonderen Werth gehabt, und es ihm bis auf einen gewiſſen Punkt gleichgültig geweſen, ob er ihn ſo oder anders ausdrückte. Daraus ſind viele Irrthümer entſtanden, beſonders in der Zeit, wo ſich die kirchl. Dogmatik fixirte. Die Procedur dauert auf dieſem Gebiete noch

fort. Aber es kommt darauf an, an die Stelle des falſchen Verfahrens das richtige zu ſezen, auf die Gedanken der Schriftſteller im Zuſammenhange zurückzugehen, und nicht einzelne Säze anzuführen.

Es gilt dieß beſonders bei den didaktiſchen Schriften, aber die hiſtoriſchen enthalten auch eine Menge didaktiſcher Stellen, z. B. die Reden. Allein davon abgeſehen, iſt die Sache auch bei den hiſtoriſchen Schriften von nicht geringer Bedeutung. Denn nur vermöge eines richtigen Verſtändniſſes der Anordnung kann man erkennen, wie die evangeliſchen Verfaſſer gegen einander zu ſtellen ſind.

Wir unterſcheiden nun in den Evangelien, was die Anordnung betrifft, drei Formen der einzelnen Elemente. Entweder es ſind überwiegend Reden Jeſu, oder Handlungen, wobei was geredet ein Minimum iſt, oder endlich Combinationen von beiden, wo die Rede die Spize der Thatſache iſt. Giebt es nun unter den Schriften, die denſelben Gegenſtand verhandeln, ſolche, die dasjenige aneinander reihen was ähnlicher Art iſt, ſo haben dieſe den Charakter der Lebensbeſchreibung gar nicht, denn in der Zeitfolge des wirklichen Lebens ſtellen ſich die Sachen gar nicht nach der Ähnlichkeit. Da müſſen wir alſo ein anderes Princip der Anordnung ſuchen. Finden wir, daß gar kein Geſez obwaltet, ſo entſtehen andere Differenzen. Sind die Elemente nach Zeitbeſtimmungen auf einander bezogen, ſo iſt die biographiſche Tendenz vorherrſchend und die ſcheinbare Unordnung wäre durch die chronologiſche Beziehung aufgehoben. Fehlt aber ſelbſt ein ſolches Gegengewicht, ſo waltet das Ohngefähr und da iſt dann natürlich von Compoſition am wenigſten die Rede. Sind die Begebenheiten des einen oder andern Typus durch Zeitbeſtimmung verknüpft, aber nur an einzelnen Punkten, ſo daß eine Menge von Begebenheiten zwiſchen denſelben übergangen ſind, ſo iſt die Frage, nach welchem Princip der Verfaſſer aufgenommen und übergangen hat. Da iſt nun möglich, daß er gar kein Princip hatte, er hat übergangen, was er nicht wußte, und was er wußte

hat er in der Ordnung dargeſtellt, in der er es wußte. Daraus folgt, daß wir ſagen müſſen, wenn einer ſo wenig Zuſammenhangendes weiß, wie weiß er denn die Zeitbeſtimmungen, da dieſe doch nur vermittelt ſind durch das, was er ausgelaſſen? Da können alſo die gegebenen Zeitbeſtimmungen nur wenig gelten, und ſo kommt man auf den Fall zurück, daß wir ein Aggregat von Einzelheiten haben ohne beſtimmte Abſicht geſchrieben. Sehen wir Elemente von verſchiedenem Typus zuſammengeſtellt, und auf einander bezogen, es liegt aber Beſtimmtes zum Grunde, das durch die Beziehung auf einander zur Anſchauung kommen ſoll, da iſt eine wirkliche hiſtoriſche Compoſition. Der Verfaſſer hat übergangen, was ihm für die Anſchauung, die er wollte hervortreten laſſen, nicht weſentlich erſchien, wobei das Volumen auch eingewirkt haben mag. So geht alſo die Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik der Evangelien auf das hermeneutiſche Verſtehen der Compoſition zurück, und je reiner die hermeneutiſche Aufgabe gelöſt wird, deſto ſicherer wird die Baſis für die hiſtoriſche Kritik. Darum bin ich auch immer gegen die ausſchließend ſynoptiſche Behandlung der drei erſten Evangelien geweſen. Denn fängt man damit an, ſo gewinnt man keinen Eindruck der einzelnen Schriften im Ganzen und damit auch keinen ſicheren Grund für das kritiſche Verfahren. Nur wenn die Aufgabe die eines Lebens Jeſu iſt, iſt das ſynoptiſche Verfahren gut und nothwendig, denn da kommt es auf Ermittelung der einzelnen Thatſache und ihres Zuſammenhanges aus den verſchiedenen Relationen an. Sind aber die Fragen zu löſen, ob der eine Evangeliſt den andern vor Augen gehabt, und ob die Evangelien auf dieſelbe Weiſe zu Stande gekommen ſind, oder wie ſich die drei erſten Evangelien zum vierten verhalten, da iſt nothwendig, die Compoſition jedes einzelnen Werkes vollſtändig aufzufaſſen. Bei dieſem Verfahren wird Johannes nicht leicht als Ergänzung der drei erſten erſcheinen, entweder um die höheren Beziehungen der Begebenheiten, oder was jene von einzelnen Thatſachen ausgelaſſen haben nachzubringen. Nur wenn man den Johannes mit den drei erſten vergleicht, kann man von

einer ſolchen Tendenz ſprechen. Man ſieht alſo wie bedeutend die Aufgabe iſt, die Compoſition der Evangelien jedes für ſich zu erforſchen.

Es fragt ſich nun, laſſen ſich gewiſſe Regeln aufſtellen, wonach die Aufgabe mit einer gewiſſen Sicherheit gelöſt werden kann?

Leider fehlt es hier faſt an allem, was man in andern Fällen zur Löſung der Aufgabe mitbringen kann. Bei den hiſtoriſchen Schriften iſt das wichtigſte, zu wiſſen, wie der Verfaſſer zu den Begebenheiten geſtanden, die er erzählt. Zwei von den Evangeliſten tragen denſelben Namen, welche Augenzeugen auch getragen haben. Und doch hat man bezweifelt, ob dieſe Namen dieſelben Perſonen tragen. In Beziehung auf Johannes iſt der Zweifel nicht fortgeſezt worden, bei Matthäus aber bisjezt geblieben. Von den beiden andern weiß man nicht, wie ſie zu den Begebenheiten geſtanden haben.

Nun entſteht aber die zweite Frage, wenn die Schriftſteller nicht ſelbſt Augenzeugen waren, wie ſie da zu den Quellen geſtanden haben, welche ſie benuzt? Zuvor aber muß ausgemacht werden, ob wir aus den Schriften ſelbſt mit Sicherheit erkennen können, ob ihre Verfaſſer Augenzeugen waren oder nicht.

Wenn wir in den drei erſten Evangelien die Gleichheit in den einzelnen Evangelien betrachten, die aber auf ungleiche Weiſe da iſt, ſo erſcheint die Aufgabe ſehr zuſammengeſezt und ſchwer zu löſen. Sehen wir aber von dieſer beſonderen Schwierigkeit ab, ſo ſtellt ſich die Frage ſo: können wir aus der Beſchaffenheit der Elemente ſchließen, ob der Verfaſſer Augenzeuge war oder nicht?

Betrachten wir das Leben Jeſu als Einheit, ſo werden nur ſehr wenige Perſonen ſein, ja eigentlich wohl Niemand, der als Augenzeuge des Ganzen gedacht werden kann. Nur im öffentlichen Leben Jeſu ſind beſtimmte Perſonen, welche als gänzliche Augenzeugen betrachtet werden können. Zwar wiſſen wir dieß nur aus den evangeliſchen Schriften ſelbſt, doch werden jene Perſonen durch ſpätere Schriften als Begleiter Jeſu beglaubigt. Es ſind alſo Perſonen ſeine beſtändigen Begleiter geweſen. Wo aber ein frü-

heres als das öffentliche Leben vorkommt, da haben wir die Elemente zuſammen, ſowol was der Schriftſteller als Augenzeuge erzählt, als was er von Andern hat. Giebt es nun beſtimmte Kennzeichen für die Erzählungen, die von einem Augenzeugen herrühren? Dieſe Frage iſt im Allgemeinen leicht zu bejahen. Aber ſollen wir das Unterſcheidende angeben, ſo iſt das ſehr ſchwierig. Betrachten wir die Sache im Allgemeinen, ſo müſſen wir ſagen, es giebt Erdichtungen in der Form von Erzählungen, und da wird es als Vollkommenheit angeſehen, wenn ſie den Schein eines unmittelbaren Berichts eines Augenzeugen an ſich tragen. Da iſt die Unmittelbarkeit der ſinnlichen Anſchauung wol die Formel, unter der man das Charakteriſtiſche zuſammenhalten kann. Daraus geht aber hervor, daß der Erdichtende dieſe ſinnliche Anſchauung ſelbſt habe haben müſſen, ſonſt könnte ſeine Erdichtung nicht den Typus eines urſprünglichen Berichts haben. Es kann auch ſein, daß einer das was ein Augenzeuge erzählt gerade ſo ſeiner Schrift einverleibt hat, er iſt aber nicht ſelbſt Augenzeuge geweſen. Je weniger er bei der Aufnahme ſelbſtthätig geweſen, deſto mehr wird es jenen Typus behalten. So können die Evangelien Berichte von Augenzeugen enthalten und doch ihre Verfaſſer von Nichts Augenzeugen geweſen ſein. Da fragt ſich nun, ob das ſo bleibt, wenn wir auf die Zuſammenſtellung ſehen? Vorausgeſezt alſo, alles hätte den Charakter von Berichten eines Augenzeugen, würden wir da nun entſcheiden können, ob die Evangeliſten ſelbſt Augenzeugen waren oder nur Zuſammenſteller von Berichten der Augenzeugen? Es leuchtet ein, wie ſchwierig dieß iſt zu entſcheiden. Wären wir über den Typus einig, den der Bericht eines Augenzeugen haben muß, ſo können in einer ſolchen Schrift Stellen vorkommen, die dieſen Typus haben, und die ihn nicht haben. Aus dem lezteren aber würde gar nicht folgen, daß das Ganze von einem Fremden herrühre, ſondern, wie ein Einziger nicht alles mit erleben konnte, ſo konnte er, da ſein Impuls auf Zuſammenſtellung von Einzelheiten gerichtet war, manches aufnehmen, wobei er nicht Augenzeuge geweſen. So erzählt Johannes mit einer gewiſſen Ausführlichkeit das Verhör

bei Annas, dagegen von dem bei Pilatus wenig, denn bei dem erſten war er anweſend, bei dem zweiten nicht. Und ſo hat er das übergangen, was aufzunehmen nicht nothwendig in ſeinem Impuls lag. Hätte er einen andern Impuls gehabt, ſo hätte er ſich von Andern die Nachricht verſchaffen müſſen. Solche Differenz entſcheidet alſo nicht. Bei einer ſolchen Ungleichheit fragen wir denn, ob der Verfaſſer im Ganzen Augenzeuge geweſen iſt? Entweder nun er iſt dieß in dem Grade geweſen, daß er nur was er ſelbſt geſehen aufgenommen hat, oder er hat Berichte von Augenzeugen und aus der dritten Hand gehabt. Wie iſt zwiſchen dieſen beiden Fällen zu entſcheiden? Kommt nichts Äußeres zu Hülfe, ſo wäre nur möglich zu entſcheiden, wenn wir finden könnten, ein Augenzeuge hat, wenn er auch von Andern Erzähltes aufnimmt, eine verſchiedene Art zu verknüpfen und zuſammenzuſtellen. Können wir ſolche Differenz nun finden? In dem Falle wenn der Geſichtspunkt des Ganzen der einer Lebensbeſchreibung iſt, iſt der Unterſchied gerade in der Zuſammenſtellung leicht zu finden, weil da das von Andern Zuſammengeſtellte nicht im urſprünglichen Zuſammenhange der Compoſition iſt, und die Einzelheiten, wenn der Verfaſſer ſelbſt zuſammenſtellt, werden in der Zuſammenſtellung das Anſehen von Conjecturen haben, den Charakter des Unmittelbaren entbehren. Dagegen werden bei den Andern die Zuſammenſtellungen den Charakter von Berichten von Augenzeugen haben, und nur die aufgenommenen Theile werden jenen Charakter (des nicht Unmittelbaren) tragen. Denken wir dagegen, ein Verfaſſer habe nicht die Idee einer zuſammenhängenden Lebensbeſchreibung gehabt, und er habe die Einzelheiten nur nach gewiſſen beſtimmten Geſichtspunkten zuſammengeſtellt, in dieſem Falle iſt der Zuſammenhang nicht der unmitttelbare des Lebens, der Anſchauung, ſondern der abſtracte; es kann alſo hier der Charakter des Augenzeugen nicht im Zuſammenhange liegen. So können wir dieſe hermeneutiſche Aufgabe nur dann vollſtändig zu löſen unternehmen, wo wir beſtimmte Extreme finden.

Bei Johannes herrſcht durchgehends ein beſtimmter Geſichts-

punkt, es iſt aber nicht der einer zuſammenhängenden Lebensbeſchreibung, denn es ſind viele Momente, welche für eine Biographie nothwendig ſein würden, im Evangelium ganz weggelaſſen. Jenen beſtimmten Geſichtspunkt könnte auch ein Anderer, als Johannes, gehabt haben. Nun finden wir, daß Johannes die Begebenheiten der Zeit nach aufeinander bezieht. Die Zeitbeſtimmungen charakteriſiren ihn nach dem Maaßſtabe jener Zeit als Augenzeugen. Es iſt möglich, daß ein Anderer nicht nur denſelben Geſichtspunkt gehabt, ſondern auch dieſelben Elemente zuſammengeſtellt. Es iſt auch an ſich möglich, daß auch die einzelnen Erzählungen eben ſo ausſehen würden, wenn er ſie von Augenzeugen genommen hätte. Aber die einzelnen Erzählungen im Johannes ſind ſo aus einem Stücke, daß man den Urheber des Erzählten und den Geſichtspunkt nicht zu trennen vermag. Indeß hat er Erzählungen, wo er nicht Augenzeuge iſt, ſondern nur nach Augenzeugen referirt, — und doch dieſelbe Lebendigkeit hat. Darüber entſcheidet denn nur die Sache ſelbſt, die es ausſpricht, ob er ſelbſt Augenzeuge war oder nicht. Aber betrachten wir das Evangelium im Ganzen, ſo werden wir urtheilen müſſen, es ſei der Bericht eines Augenzeugen, der einen beſtimmten Geſichtspunkt gehabt. Das Princip ſeiner Compoſition läßt ſich klar erkennen und daraus geht eben hervor, daß der Verfaſſer im Ganzen als Augenzeuge anzuſehen iſt.

Betrachten wir das Evangelium des Lukas. Dieſer macht keinen Anſpruch Augenzeuge zu ſein. Er giebt ſich aber im Eingange für einen Forſcher aus. Da fragt ſich, welcher Regel er gefolgt ſei. Nach dem Eingange ſcheint es, als habe er das Einzelne chronologiſch mit beſtimmtem Bewußtſein aneinander gereiht. Aber es geht aus der Betrachtung des Einzelnen hervor, daß in manchen einzelnen Gebieten Unbeſtimmtheit in der Verknüpfung iſt. Er hat alſo nicht aus den Nachrichten ſelbſt eine beſtimmte Ordnung feſtſtellen können und ſo lag es alſo wol nicht in ſeiner Aufgabe. Wenn nun doch der Eingang dagegen ſpricht, ſo möchte man ſagen, er habe es im Einzelnen nicht durchführen können

und ſei da einem andern Princip gefolgt. Vergleichen wir ihn mit Johannes, ſo zeigt ſich darin eine beſtimmte Differenz, daß im Johannes ein Wechſel iſt zwiſchen dem öffentlichen Leben Jeſu zu Jeruſalem und in Galiläa, im Lukas dagegen Jeruſalem nur im Zuſammenhange der Leidensgeſchichte erwähnt wird, alles vorhergehende am andern Ort vorgeht. Nehmen wir nun Johannes als Augenzeugen, ſo müſſen wir ſagen, entweder Lukas habe darüber keine Nachrichten gehabt, weil ſeine Quellen nicht im Stande waren, ihm ſolche zu geben, oder er habe in dieſer Hinſicht eine unrichtige Vorausſezung gehabt. Beides iſt gleich denkbar, und wollen wir die Compoſition erklären, ſo reicht das eine und das andere hin. Hatte er Nachricht von dem was in Jeruſalem und was an andern Orten geſchehen war, und dabei die Vorausſezung, daß Jeſus nur zulezt dort geweſen, ſo iſt natürlich, daß er von Jeruſalem alles zuſammenſtellte. Oder war ihm keine ſolche Zeitbeſtimmung angegeben, ſo hat er die Vorausſezung ſelber gemacht, indem es gewiß war, daß Jeſu leztes Ende zu Jeruſalem geweſen. Auch in dieſem Falle iſt's natürlich, daß er ſo zuſammenſtellte, wie er gethan hat. Darin liegt freilich, daß ihm das Evangelium des Joh. gar nicht bekannt war, woraus aber gar nicht folgt, daß jenes ein ſpäteres geweſen. Denken wir uns, daß er, wie es nach ſeinem Proömium ſcheint, einem ordnenden Princip gefolgt iſt, und daß er eine allgemeine Vorſtellung der Lokalitäten hineingelegt hat, ſo entſteht die Frage, welches das Princip ſeiner Compoſition geweſen iſt in Beziehung auf alles Außerhieroſolymitaniſche. Betrachten wir das Ganze genauer, ſo finden wir Kap. 9, 51 — bis Kap. 19. eine Reiſe Chriſti nach Jeruſalem erwähnt, freilich keine Localbeſtimmungen weiter, als bis Chriſtus in die Nähe von Jeruſalem kommt, und ſo ſind alle Erzählungen in dieſem Abſchnitt unter den Geſichtspunkt einer Reiſe Chriſti nach Jeruſalem gebracht, die freilich nur als Eine gedacht wird. Es bleiben dann nur die erſten 8 Kapitel, wo wir einzelne Erzählungen in verſchiedener Art zuſammengeſtellt finden, analoge von der einen und andern Art, ohne Zeitbeſtimmung.

Das iſt das Bild der Compoſition des Lukas, wenn man ihn für ſich nimmt und wenn man ihn mit Johannes vergleicht. Nun entſtehen aber wieder Zweifel, wenn man ihn mit den beiden andern Evangeliſten vergleicht. Da er ſo viel Ähnliches mit Matthäus hat, ſo fragt ſich, hat er dieſen vor Augen gehabt? Wie man aber auch dieſe Frage löſen mag, — Lukas folgt in ſeiner Zuſammenſtellung nie lange dem Matthäus. Er trifft mit ihm nur im Einzelnen zuſammen, und ſo hat dieß auf das oben gegebene Bild ſeiner Compoſition keinen Einfluß. Ob aber die ganze Anordnung ein Werk deſſen iſt, der ſich im Eingange zu erkennen giebt, iſt ungewiß. Viele haben die ganze Maſſe von der Reiſe Jeſu nach Jeruſalem bis zu ſeinem Einzuge angeſehen als ein früher ſchon zuſammenhängendes Ganzes, welches Lukas ſo aufgenommen. Will man nun dieſe Formel anwenden, ſo muß man auch ſagen, Lukas habe auch die Leidensgeſchichte ſchon als Ganzes vorgefunden, um ſo mehr, da hier ein Continuum ſichtbar iſt. Ferner jene kleineren Zuſammenſtellungen von der Geburt Chriſti u. ſ. w. hat er auch nach gewiſſen Principien gemacht vorgefunden. Alle dieſe Stücke aber hat er nach ſeiner Vorſtellung von der Ordnung, die im Leben Chriſti ſtatt gefunden, zuſammengeſtellt. Dieß leztere iſt gewiß, wenn auch jenes andere zweifelhaft iſt. Die hermeneutiſche Aufgabe muß dieß auch unbeſtimmt laſſen. Das Princip der Compoſition iſt allein jene Zeitordnung, daß alles Außerhieroſolymitaniſche das Frühere und alles Hieroſolymitaniſche das Spätere iſt.

Betrachten wir Markus für ſich, ſo finden wir in ihm eben ſoſehr ein Aggregat von einzelnen Zügen aus dem Leben Jeſu. Fragen wir, haben dieſe den Charakter von Augenzeugen herzurühren, ſo iſt offenbar, daß der Name des Verfaſſers nicht dafür iſt. Unter den beſtändigen Begleitern Jeſu kommt kein Markus vor. Man findet im N. T. einen Markus in einem ſolchen Verhältniß zu Petrus, daß dieſer, wenn er der Verfaſſer iſt, alle Data von einem Augenzeugen genommen haben könnte. Aber es fragt ſich, ob die Erzählungen ſelbſt den Charakter eines Au-

genzeugen haben? Man kann zweifelhaft sein, ob der Verfasser selbst Augenzeuge gewesen oder Relationen von Augenzeugen mit möglichster Treue aufgenommen. Auch wenn er nicht Apostel war, konnte er Einzelnem als Augenzeuge beiwohnen. Es ist offenbar, daß die Erzählungen des Markus ein großes Bestreben haben nach einer gewissen sinnlichen Klarheit. Man könnte sagen, man sehe die Absicht, für einen Augenzeugen zu gelten. Nehmen wir das genau, so wäre es ein Falsum von seiner Seite, aber es kann auch nur ein löbliches Bestreben sein, klar darzustellen. Hier kommen wir auf Punkte, bei denen es gar sehr auf die subjective Ansicht ankommt, sofern der Eindruck der Erzählungsweise auf Verschiedene verschieden sein kann. Es ist dabei zu berücksichtigen das Princip und die Art und Weise, Gesehenes und Gehörtes mitzutheilen. Ferner kommt in Betracht die Art zu vergleichen. Je nachdem man sich darüber entscheidet, wird man ein anderes Urtheil über die Composition haben. — Unterscheiden wir die einzelnen Züge, wie sie für sich ein Continuum bilden, und die Verknüpfungsweise, so finden wir, daß die leztere gar nicht den Charakter eines Augenzeugen trägt, weil bestimmte und unbestimmte Verknüpfungen wechseln und die Lücken nie von der Art sind, daß man sich die dazwischen liegende Zeit leicht ausfüllen könnte. Wäre in den Erzählungen Ein Augenzeuge, so würde die Verknüpfung anders sein, wären mehrere, so würde nicht durchgehends dieselbe Manier herrschen. Manierirt aber ist Markus. Er hat aber offenbar die Erzählungen überarbeitet, womit auch der Charakter seiner Schreibart übereinstimmt, welche vielfältig in das Material eingreift.

Was den Matthäus betrifft, so ist sein Name der eines apostolischen Augenzeugen. Die historische Kritik mag darüber entscheiden, ob die äußeren Umstände und Zeugnisse hinreichen zu entscheiden, ob der Apostel Matthäus Verfasser ist oder nicht. Mag der Verfasser sein wer es wolle, unsere Frage hier ist, welches das Princip der Composition sei? Es wechseln Reden Jesu und Erzählungen von Thatsachen, bei denen die Ausspruche

Jeſu die Spize ſind, mit ſolchen Thatſachen aus dem Leben Jeſu, die an und für ſich erzählt werden. Dieß iſt der Typus des Evangeliums im Allgemeinen. Betrachten wir nun das Ganze, in Beziehung auf die Zuſammenſtellung, ſo unterſcheiden wir 3 Maſſen. Die erſte umfaßt alles, was dem öffentlichen Leben Jeſu vorangeht, die dritte die Leidens- und Auferſtehungsgeſchichte, und in der Mitte liegt ein Aggregat von Erzählungen aus dem öffentlichen Leben Jeſu, wie wir es eben beſchrieben haben. Die Leidensgeſchichte iſt im gewiſſen Sinne ein Continuum, aber man kann doch beſtimmt unterſcheiden die Geſchichte von der Gefangennehmung bis zum Tode und die Geſchichte von der Auferſtehung. In der erſten Maſſe kann man auch wieder ſondern zwei Haupttheile, den einen, der alles enthält, was ſich auf die Geburt Chriſti bezieht, und den andern, der ſich auf die Taufe Chriſti bezieht. Die mittlere Maſſe beſteht aus zuſondernden und nur durch beſtimmte Formeln verknüpften Einzelnheiten. Iſt nun im Ganzen eine biographiſche Tendenz ſichtbar? Inſofern mehr, als bei Johannes und Markus, als dieß Evangelium mehr die ganze Perſon Jeſu umfaßt. Allein es fehlt gerade dem mittleren, dem Haupttheile, an Einheit, an Continuität. Wir können nun als Princip dieſes Theiles anſehen, Einzelheiten zuſammenzuſtellen, auch auszuwählen, da ſich ſchwerlich denken läßt, daß er nicht mehrerer Einzelheiten hätte habhaft werden können. Allein wie er ausgewählt wiſſen wir nicht, da wir die Quellen nicht kennen, woraus er ſeine Materialien genommen hat. Wir finden, daß die Reden, die Thatſachen mit Ausſprüchen Chriſti, als ihren Spizen, endlich ſolche Thatſachen, die um ihrer ſelbſt willen erzählt werden, untereinander gemiſcht ſind, und dann in beſtimmte Maſſen getheilt. Was für ein Princip dabei obgewaltet, können wir nicht vollſtändig beurtheilen, weil uns eben das Princip der Auswahl fehlt. Wir können im Allgemeinen nur das Beſtreben nach einem gewiſſen Wechſel annehmen, welches modificirt iſt durch eine gewiſſe Anziehung des Analogen. Mehr läßt ſich aus dem Werke ſelbſt nicht abnehmen. Aber die Frage über den Verfaſſer kann

nur auf jener Unterſuchung beruhen. Jene Frage aber wäre immer nur die, ob es wahrſcheinlich iſt oder nicht, daß ein Augenzeuge einem ſolchen Princip der Compoſition würde gefolgt ſein. Ein Augenzeuge konnte auf eine Weiſe componiren, wie ein Späterer, der nur Einzelnes zuſammenſezt, nicht konnte. Ein Späterer, der einer ſpäteren Generation angehörte, konnte nicht componiren wie Johannes. Aber es läßt ſich nicht behaupten, daß ein Augenzeuge nicht hätte eine ſo untergeordnete Weiſe wählen können. Hat man ſich dieſe Frage bereits ſoweit gelöſt, wie ſie ſich aus jedem Buche löſen läßt, ſo hat man ein Princip, von welchem man in der Unterſuchung der höheren Kritik ausgehen kann. Dann kann man ſich das Einzelne, wie es ſich in der Compoſition geſtellt hat, darauf anſehen, ob es von einem Augenzeugen herrühren kann oder nicht. Da iſt, wenn eine Miſchung iſt von unmittelbaren und nicht unmittelbaren Zeugniſſen, das Höchſte, zu beſtimmen, ob die Art und Weiſe der Aneinanderreihung einen Augenzeugen verräth oder keinen.

Bei der Apoſtelgeſchichte finden wir eine große Verſchiedenheit der Anſichten über den eigentlichen Zweck und das Princip der Compoſition des Buches. Das Buch enthält Erzählungen aus einem gewiſſen Zeitraume, aber von ſo verſchiedenem Datum der Örtlichkeit und der Zeit, daß wir ſagen können, es müſſen noch viele andere Data dem Verfaſſer zu Gebote geſtanden haben. Wir haben darin Nachrichten über die Stiftung der Gemeinden von Theſſalonich, Philippi, Korinth. Wir haben auch Briefe des Apoſtels Paulus an dieſe Gemeinden. Aber in Beziehung auf dieſe Briefe finden wir nichts in der Apoſtelgeſchichte, ungeachtet dieſe viel ſpäter als die Briefe an die Gemeinden von Theſſalonich und Korinth geſchrieben iſt. Wir haben auch Briefe an die Galater und Koloſſer, und damit zugleich Notizen von einer großen Menge Chriſtlicher Gemeinden in Kleinaſien. Sollte ſich nun der Verfaſſer der AG. in Beziehung auf dieſe nicht eben ſolche Notizen haben verſchaffen können, wie über jene andern Gemeinden? Wir müſſen dies für wahrſcheinlich halten, wenn wir den

engen Zuſammenhang zwiſchen den verſchiedenen Gemeinden betrachten. — Ferner finden ſich im erſten Theile des Buches im gewiſſen Sinne ſehr detaillirte Nachrichten von der Gemeinde in Jeruſalem, Notizen von der Zahl ihrer Mitglieder, der Entſtehung und Entwicklung, den Modificationen mancher Einrichtungen. Nachher verſchwindet die Gemeinde faſt ganz aus der Erzählung, ſie kommt nur wieder vor, wo ſie in die Thätigkeit des Apoſtels Paulus eingreift, aber ohne Beziehung auf die früher gegebenen Notizen und ohne die Lücken wenn auch nur kurz auszufüllen. Hat der Verfaſſer, der doch in der Zeit geſchrieben, wo ſein Buch ſchließt, beſtimmte Nachrichten über die Anfänge jener Gemeinde gehabt, warum konnte er damals keine von der ſpäteren Geſchichte derſelben haben, oder warum nahm er ſie nicht auf? Dieß begünſtigt die Anſicht, daß der Hauptzweck des Buches auf der Pauliniſchen Seite liege. Der Hauptzweck ſcheint die Verbreitung des Chriſtenthums unter den helleniſtiſchen Juden und den Heiden zu ſein. Die frühere Geſchichte der Gemeinde von Jeruſalem ſcheint nur aufgenommen zu ſein, um auf den Punkt zu führen, wo jene Verbreitung anfängt. Genauer betrachtet aber hält dieſe Anſicht nicht Stich. Denn die früheren Notizen über die Gemeinde von Jeruſalem hängen zum Theil mit jenem Zwecke gar nicht zuſammen. Der erſte Theil enthält auch ſchon Notizen über die Verbreitung des Chriſtenthums von Jeruſalem aus. Wollte man nun etwa annehmen, der Hauptzweck ſei die Verbreitung des Chriſtenthums von Jeruſalem und Antiochien aus, ſo wäre dafür zu wenig Gleichheit der Verhältniſſe; es fehlte dann zu viel, wenn man vorausſezen muß, daß es dem Verfaſſer nicht habe entgehen können. Ferner, als Barnabas und Paulus ihre zweite Reiſe von Antiochien aus antraten, und ſich darüber vereinigten oder es zweckmäßiger fanden, ſich zu trennen, wird nur im Allgemeinen der Weg angegeben, den Barnabas genommen, und die ganze weitere Erzählung an Paulus geknüpft. Von allem was Barnabas gethan iſt keine Spur und wir müſſen doch denken, hat der Verfaſſer gewußt, welchen Weg

Barnabas genommen, und kam dieſer in Gegenden, die nachher und vorher berührt werden, ſo mußte der Verfaſſer auch etwas darüber ſagen können. Da haben wir alſo eine beſtimmte Formel über den Zweck der Compoſition. Darnach reicht der angegebene Zweck nicht aus. — Hält man die Verhältniſſe ihrem Gegenſtande nach zuſammen, ſo hat man das Reſultat, daß vieles ſein müſſe, was nicht iſt, und vieles anders, als es iſt. — Der Verfaſſer giebt ſich zu erkennen als derſelbe, der das Evangelium geſchrieben. Die AG. ſoll der zweite Theil zu jenem Werke ſein, auch knüpft ſie eng an das Evangelium an. Es iſt alſo zu erwarten, daß die AG. nach demſelben Princip componirt iſt, wie das Evangelium. Die Unterſuchung über dieſes hat ein Reſultat gegeben, dem die Einleitung zu dem ganzen Werke entſpricht, daß der Verfaſſer einzelne früher vorhandene Elemente zuſammengeſtellt. Daraus folgt aber, daß die Elemente auch in der AG. ſo zuſammengeſtellt ſind, ſonſt wäre dieſe nicht der zweite Theil des Evangeliums. Da fragt ſich nun, hat der Verfaſſer in der AG. mehr Materialien gehabt, eben ſo ausgeführt, oder eben nur das, was er zuſammenſtellt? — Die Frage iſt eine andere, als die vorhergeſtellte. Denn dort läßt ſich denken, daß der Verfaſſer Notizen gehabt, die nicht in den Zweck gehörten; es waren aber eben nur Notizen. Hatte er hingegen keine Materialien, ſo war es möglich, daß er ſich dieſelben nicht hatte verſchaffen können, er hätte ſie erſt componiren müſſen. Da er dieß aber in dem Evangelium nicht gethan hat, ſo wollte und durfte er es auch nicht in der AG. Die Stiftung der Gemeinde von Jeruſalem am Pfingſttage war eine ſo höchſt merkwürdige Begebenheit, daß ſich darüber leicht Jemand ein Memoire aufſezen oder einer aus derſelben Zeit leicht von Andern dazu aufgefordert werden konnte. Eben ſo beſteht alles übrige über Jeruſalem mitgetheilte aus einzelnen prägnanten Momenten. Dagegen ſehen wir auf den lezten Aufenthalt des Apoſtels Paulus in Jeruſalem, ſo erkennen wir, wie ſich das Chriſtenthum damals ſchon ſo verbreitet hatte, daß in dem größeren Geſammtleben das Einzelne

verſchwand. Hätte nun der Verfaſſer größere Maſſen gehabt aus den verſchiedenen Regionen der Verbreitung, ſo hätte er einen andern Plan machen müſſen, und ſein Buch hätte dafür nicht ausgereicht, er hätte es größer machen müſſen. Haben wir nun keine Spur, daß etwas verloren gegangen iſt, ſo fällt jener Gedanke fort. — Stellen wir uns auf einen andern Standpunkt. Von der Gemeinde in Korinth haben wir Kap. 18. Nachrichten, wie der Apoſtel Paulus dahin gekommen, ſich da aufgehalten, die Gemeinde geſtiftet und aus welcher Veranlaſſung er wieder abgereiſt: Dieß ſind lauter Dinge, die ſich perſönlich auf den Apoſtel beziehen: Nachher bei ſeiner Reiſe Kap. 20. war Paulus, wie wir wiſſen, wieder in Korinth, aber was die AG. von dieſer Reiſe erzählt, iſt alles nur wieder Perſönliches. Von den dazwiſchen liegenden Momenten in Betreff der Gemeinde wird nichts erwähnt. Hätte der Verfaſſer ſelbſt componiren wollen, ſo hätte er ſich die Data dazu wol verſchaffen können. Allein da die Einzelheiten gar nicht hervortreten, ſo muß man ſagen, er hatte keine hinreichenden *Materialien* dafür. Betrachten wir nun aus dieſem Geſichtspunkt die Materialien der AG., ſo ſehen wir leicht, daß Erzählungen von Einzelheiten durch Einzelne zuſammengeſtellt zum Grunde liegen. So wird die Frage nach dem Princip der Compoſition eine andere. Der Verfaſſer konnte bei den vorgefundenen Materialien nur darauf ſehen, wie er dieſelben auf die zweckmäßigſte Weiſe zuſammenſtellte. Darüber aber können wir kein beſtimmtes Urtheil weiter haben, als was ſich aus dem Buche ſelbſt ergiebt. Man bemerkt, daß bis zu einem gewiſſen Punkte die Nachrichten überwiegend Paläſtinenſiſch ſind, nachher werden ſie überwiegend Pauliniſch, und Paläſtinenſiſches wird nur gelegentlich erwähnt. Daraus kann man nun nicht ſchließen, daß das eine Hauptgegenſtand war und das andere Vorbereitung. Auch nicht auf eine weitergehende allgemeine hiſtoriſche Tendenz iſt zu ſchließen. Sondern der Verfaſſer hat offenbar den vorgefundenen Stoff auf die einfachſte, natürlichſte Weiſe geordnet, ſofern er eben ſpäter Paläſtinenſiſches nicht mehr ſo viel hatte. Wollte er

nur Gegebenes mittheilen und nicht componiren, so lag eine geschichtliche Reihefolge nicht in seinem Zwecke. Daß er ein häufiger Begleiter des Apostels Paulus, und mit diesem vielleicht in Jerusalem war, ist gar nicht das Alleinige, was beweisen könnte, daß er mehr Notizen wirklich hätte haben können. Es kommen Lücken auch bei dem Außerpalästinensischen häufig vor. Daraus ist klar, daß der Verfasser an seinen Materialien nichts gethan hat, um eine genaue historische Verbindung hervorzubringen. Seine Thätigkeit war nur die der Zusammenstellung. Dagegen scheint zu sprechen eine gewisse Gelenkigkeit der Sprache, der Schreibart. Allein es folgt daraus gar nichts, da der Verfasser, wenn er die vorgefundenen Erzählungen beibehielt, und Einzelnes von verschiedenen Verfassern in ein Ganzes brachte, nicht nothwendig auch den wörtlichen Ausdruck beibehielt, sondern es war natürlich, daß er die Materialien in seiner Schreibart wiedergab, und bei so einfachen Erzählungen läßt sich das schon bestimmt gesondert denken.

Die AG. ist also eine Zusammenstellung vorhandener Materialien, so daß der Verfasser durch das, was er hatte, und das Volumen was er ausfüllen konnte, bestimmt wurde. Der Zweck ist nur der der christlichen Historiographie selbst, wie sie unter den gegebenen Bedingungen und bei dem primitiven Entschlusse, das schon vorhandene zu gebrauchen, möglich war.

Hier sind wir aber weiter gegangen, als im Begriff der hermeneutischen Aufgabe liegt. Die Hermeneutik hat es nur mit Regeln zu thun; hier aber sind diese gleich in Anwendung gebracht worden. Das hat aber seinen Grund darin, daß die geschichtlichen Bücher des N. T. sich so sehr von andern analogen Compositionen unterscheiden. Die Regeln können also nur sehr speziell sein, und es kommt darauf an, die Composition dieser Bücher durch die Betrachtung des Einzelnen zum Bewußtsein zu bringen. Hier ist aber ein durchgreifender Unterschied zwischen dem Evangelium des Johannes und den vier andern historischen Schriften des N. T. Jenes ist eine eigentlich geschichtliche Arbeit,

wobei gleichmäßig alles Einzelne und die Compoſition dem Verfaſſer eigenthümlich angehören. Bei den übrigen hiſtoriſchen Büchern iſt es nicht ſo. Da iſt die abnorme Beſchaffenheit vorzugsweiſe aus den Verhältniſſen der Zeit zu erklären. Aber es wäre auch jezt unmöglich, eine Biographie aus ſolchen einzelnen Zügen, Thatſachen, Reden zuſammenzuſezen. Es giebt zwar eine Menge einzelner Züge von bekannten Männern. Hätten wir nun auch dazu, was ſie in einzelnen Fällen geſagt, ohne aus dem was ſie geſchrieben haben zu nehmen, — eine Lebensbeſchreibung daraus zu machen, wäre doch der Zeit völlig unangemeſſen, weil das Schreiben jezt unter ganz andern Verhältniſſen geſchehen muß, als damals, wo es eine große Nebenſache ſein konnte, und jeder, der der chriſtlichen Kirche angehörte, nur ein Minimum von Kräften darauf verwenden konnte. Das gilt eben ſo gut von den neuteſt. Briefen. Wir können uns im apoſtoliſchen Zeitalter die beiden Elemente leicht zuſammenconſtruiren, worauf die geſchichtliche Darſtellung beruhte. Es gab ein Intereſſe, das Einzelne aus dem Leben Chriſti in der Kirche lebendig zu erhalten, und die Erinnerung an den erſten Anfang der Kirche zu fixiren, nachdem ſie eine größere Exiſtenz gewonnen. Das Intereſſe erſchöpfte ſich in ſolchen Aggregaten einzelner Erzählungen. Die Zuſammenſtellung des ſchriftlich Verfaßten war durchaus am Ende Nebenſache, da es wenige in der Kirche gab, welche das Bücherleſen betreiben konnten. — Die Briefe vertraten die Stelle der unmittelbaren mündlichen Rede und waren auch nur für den Effect des Augenblicks. Das Schreiben derſelben war nur durch die Ferne bedingt und die Aufbewahrung nur Wirkung des Intereſſe an den ausgezeichneten Männern, welche ſie geſchrieben. Kein Apoſtel hat geſchrieben, damit es künftig geleſen werden ſollte. Solche litterariſche Tendenzen lagen ganz außer ihrem Kreiſe. — Die Schriften des Lukas ſind an einen einzelnen Mann gerichtet, der ſich für die chriſtliche Sache intereſſirte. Lukas braucht gar nicht für dieſen allein geſchrieben zu haben, aber die Beziehung auf ihn war doch mehr als eine bloße

Dedication; es war aber nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl, auf die ſolche Schriften rechnen konnten. Eben ſo ſoll Matthäus ſein Werk geſchrieben haben, wie er Paläſtina verlaſſen, alſo als eine Reminiſcenz an ſeinen mündlichen Vortrag. Die Nachricht mag wahr ſein oder nicht, es liegt darin die richtige Andeutung, daß man eben nur aus ſolchen beſtimmten Motiven ſchrieb. Die Sage, Johannes habe die drei erſten Evangelien ergänzen wollen, hat und verdient keinen Glauben. Aber es liegt darin das Wahre angedeutet, daß Johannes ſein Evangelium nur in ſpäterer Zeit und Muße ſchreiben konnte.

Bei unſrem jezigen philologiſchen Zuſtande iſt nicht zu erwarten, daß einer noch ſagt, die drei erſten Evangelien habe einer ſchreiben können, der eine Lebensbeſchreibung habe ſchreiben wollen. Es kann nur darauf ankommen, das Princip der Zuſammenſtellung vorhandener Materialien zu finden und den Grad der Willkühr zu beſtimmen, welche jeder Componiſt über ſein Material ausgeübt. Da werden ſich nicht unbedeutende Differenzen zeigen unter den drei erſten Evangeliſten. Der eine ſcheint ſeine Kunſt ganz in der Anordnung zu erſchöpfen und ſich über ſeine Materialien nichts anderes erlaubt zu haben als Gleichmäßigkeit der Sprache hervorzubringen, der andere ſcheint ſich ſo viel Willkühr geſtattet zu haben, daß er manches hinzuſezt, was der Natur ſeiner Erzählungen eigentlich nicht angemeſſen war, — der dritte ſcheint ein zuſammengeſeztes Princip der Anordnung gehabt und mehr Analoges eingeſchaltet zu haben. So hat jeder ſeinen eigenen Charakter. Aber dieſer liegt in etwas anderm als in der Einheit der Compoſition. Wir finden bei allen dieſelbe Gebundenheit an gegebene Materialien, wobei nur noch die Auswahl zu beſtimmen bleibt, die jeder gemacht. Allein darüber können wir nur in ſofern urtheilen, als wir in Anſchlag bringen können, was der eine hat und dem andern fehlt und das iſt nicht viel. Betrachten wir das Princip der Anordnung, ſo iſt es bei den drei erſten Evangeliſten eben nur dieß, alles Hieroſolymitaniſche an das Ende des Lebens Chriſti zu ſezen, alles außer Jeruſalem Ge-

ſchehene der Zeit nach vorangehen zu laſſen. Dieſer Anordnung widerſpricht Johannes. Dieſe Differenz ausgleichen zu wollen iſt vergeblich.

Was die didaktiſchen Schriften betrifft, ſo liegt bei der Unterſuchung über ihre Compoſition zum Grunde, was über die epiſtoliſche Form bereits geſagt iſt. Dieſe haben alle didaktiſchen Schriften des N. T., aber auf verſchiedene Weiſe.

Es gehört zur epiſtoliſchen Form der Alten, daß man im Anfang des Briefes ſelbſt erfährt, an wen der Brief gerichtet iſt. Hier iſt nun im N. T. die Differenz, daß die einen an einzelne Gemeinden gerichtet ſind, die andern an einzelne Perſonen; andere an chriſtliche Gemeinden in beſtimmtem Umkreiſe oder von beſtimmtem Charakter. Nur dem Briefe an die Hebräer fehlt dieſer Theil der Epiſtolarform ganz. Er fängt wie eine Abhandlung an, dabei herrſcht aber die epiſtolariſche Anrede, die ſonſt höchſtens als emphatiſche Wendung vorkommt, ja zulezt erſcheint die Schrift ganz als Brief, ſo daß eine beſtimmte Addreſſe vorausgeſezt wird. Außerdem giebt es Briefe, die nach der Addreſſe ein größeres, mannigfaltiges Publicum haben, die ſogenannten katholiſchen Briefe des Paulus und Jakobus. Da kann man aber nicht ſagen, daß die genannten Gemeinden in genauerem Verhältniſſe unter ſich geſtanden und gemeinſchaftliche Eigenthümlichkeiten gehabt hätten, und gemeinſchaftliche Thatſachen geweſen wären, worauf ſie ſich beziehen. Wir haben einen ſolchen encycliſchen Brief mitten unter den Pauliniſchen an einzelne Gemeinden, den Brief an die Galatiſchen Gemeinden. Man hat ihn aber dahin geſtellt im richtigen Gefühl der Sache. Denn es liegen hier gemeinſchaftliche Thatſachen zum Grunde, und die Galatiſchen Gemeinden bildeten im Verhältniß zu der Verfaſſung der Galatiſchen Städte eine eigentliche Corporation. — Es iſt oben bereits auch in Beziehung auf die epiſtolariſche Form eine Eintheilung gemacht worden, freilich ſo, daß der Unterſchied ein fließender iſt, der aber in einzelnen Fällen Gegenſaz wird, nemlich die Eintheilung in ſolche Briefe, die eine beſtimmte Beziehung und

Einheit haben, und in ſolche, die ſich dem vertrauten Geſpräche nähern und keine Einheit weiter haben, als das Verhältniß beider Theile zu einander. Es lag in der Natur der Sache, daß Zuſammenſezungen beider Formen entſtanden, ſo daß wenn Jemand in dem Falle iſt, eine beſtimmte Auseinanderſezung machen zu müſſen, er zuvor didaktiſch iſt, nachher aber in die vertrauliche Mittheilung übergeht. In Beziehung hierauf werden wir alſo die Frage über die Einheit der Compoſition bei den Briefen auf eine verſchiedene Weiſe zu ſtellen haben.

Wenn der Brief ganz und gar den Charakter der vertraulichen Mittheilung trägt, ſo iſt die Frage ſo zu ſtellen, aus welchem Geſichtspunkt ſchreibt der Verfaſſer? ob mehr aus ſeinem als deſſen, an den er ſchreibt? oder auf welche Weiſe iſt beides verbunden? Eben ſo bei den Briefen gemiſchter Form in Betreff des vertraulichen Theiles, nur daß jene Fragen um ſo mehr untergeordnet ſind, je weniger Raum das Vertrauliche einnimmt. Da iſt denn nach dem Verhältniſſe beider Elemente zu fragen, und gar nicht bloß nach dem quantitativen, ſondern auch nach dem qualitativen, nemlich wie ſtreng ſich beides ſondert oder wie viel es ineinander übergeht. In dieſer Frage hat man die ganze Richtung auf alles, was dem Briefſteller vorſchwebte, und auf den Gang, den er genommen hat. Bei den ganz didaktiſchen Briefen oder dem mehr traktatmäßigen Theile der zuſammengeſezten Briefform iſt es oft gar nicht leicht, die Einheit zu finden. Es kann Fälle geben, wo man das eigentliche Motif (und ohne das exiſtirt keine Einheit) nur in dem vertraulichen Theile des Briefes findet, weil hier vielleicht erſt die Rede iſt von dem beſtimmten Verhältniſſe. — Im Briefe an die Galater iſt von vorn herein die Rede von der Thatſache, die das Motif des Briefes iſt, von einem wahrſcheinlichen Rückfall der Galatiſchen Gemeinden in ein unchriſtliches Leben. Aber man kann ſich denken, Paulus hätte den didaktiſchen Theil ausbilden können ohne jener motivirenden Thatſache zu gedenken, ähnlich wie im Briefe an die Hebräer geſchieht, allein man würde

dann im vertraulichen Theile wenigſtens die Spur der Thatſache finden, und ſo wäre das eigentliche Motif im zweiten Theile, und die ganze Zuſammenſezung fände ihren Schlüſſel in den Äußerungen, woraus man ſieht, was in den Gemeinden vorgegangen. Je mehr in dem abhandelnden Theile die Freiheit vorherrſcht, deſto ſchwieriger iſt die Einheit der Compoſition zu finden. Je mehr dagegen der Charakter der eigentlichen Abhandlung herrſcht, alſo auch das Ganze gebundener erſcheint, deſto leichter iſt die Einheit zu finden, deſto weniger Einfluß hat dann auch die Epiſtolarform, welche dann wie zufällig erſcheinen kann. Hiernach können wir überhaupt unterſcheiden Briefe von mehr gebundener Compoſition, welche eine objective Einheit, und Briefe von freier Compoſition, die eine ſubjective Einheit haben. Im erſten Falle gilt es einen Gegenſtand aufzufaſſen als Gedanken, auf den ſich alles bezieht; im lezteren Falle iſt die Einheit, auf die alles zurückgeführt werden kann, eine gewiſſe Einheit der Stimmung und der Verhältniſſe.

Woran kann man nun die eine und andere Art erkennen? So wie man das Einzelne vor ſich hat, muß im Allgemeinen wol deutlich ſein, ob ein Brief mehr zu der einen oder andern Art gehört, womit noch nicht die Einheit beſtimmt und bezeichnet iſt. Denken wir uns vom Brief an die Römer den lezten Theil fort, ſo kann in Beziehung auf die Hauptmaſſe niemand zweifeln, daß dieſe einen zuſammenhängenden objectiv didaktiſchen Charakter hat. Aber welches die objective Einheit ſei, iſt eine andere Frage, die dadurch noch gar nicht beſtimmt iſt. Sobald die einzelnen Säze überwiegend ſolche Form und Tendenz haben, iſt die Hauptſache ſchon dadurch entſchieden. In einem rein vertraulichen Briefe, der keine andere Einheit hat als das Verhältniß beider Theile zu einander und zwar in Beziehung auf den Lebensmoment, worin der Schreibende, oder der, an den geſchrieben wird, ſich befindet, da wird das Einzelne mehr muſikaliſchen Charakter haben, d. h. Darſtellung von inneren Zuſtänden ſein. In gewiſſer Beziehung iſt das alſo leicht zu unterſcheiden, und wenn

in einem solchen Briefe auch didaktische Elemente nicht fehlen werden, so sind sie doch immer untergeordnet. Der Brief an die Philipper macht den Totaleindruck einer vertraulichen Ergießung. Stellen darin, welche die Christologie des Apostels enthalten, sind keine Instanz dagegen; sie mögen für die dogmatische Anwendung von besonderer Wichtigkeit sein, aber es wäre ein Widerspruch gegen die Totalität, wenn man sie den Kern, die Basis des Briefes nennen wollte. Um die Frage in der Hauptsache zu entscheiden, muß man den Totaleindruck wirken und das Einzelne zurücktreten lassen. — Wenn wir nun aber die Sache in den besondern Verhältnissen zwischen dem Apostel und denen, an die er schreibt, betrachten, so stellt sich dieß oft auf eine eigenthümliche Weise. Es ist nicht leicht ein Brief, von dem man mehr sagen könnte, daß er eine gewisse Gemüthsstimmung des Schreibenden ausdrückt, als die Briefe an die Korinther. Und doch enthält jeder eine Masse von objectiven Auseinandersezungen, die aber den eigentlich persönlichen Verhältnissen angehören. Diese sind der Grund der Stimmung und diese spricht sich aus, je nachdem die behandelten Gegenstände jenen Verhältnissen verwandt sind oder nicht. Der Apostel war veranlaßt, sich über eine Reihe von Gegenständen auszusprechen, theils von solchen, um die er gefragt war, theils die man ihm berichtet hatte, theils die von ihm selbst ausgingen. Aber so klar wie hier sind die Verhältnisse zwischen dem Briefsteller und seiner Addresse nicht überall. Wo Unklarheit darüber ist, da müssen wir darauf zurückgehen, daß auch in Briefen von überwiegend objectiver Art ein ähnlicher Gegensaz Statt finden kann, wie bei den überwiegend subjectiven, — nemlich, der Apostel kann die Gegenstände mehr von seinem Interesse oder mehr von dem Interesse seiner Leser aus behandeln. Je mehr ihm die, an die er schreibt, unbekannt in ihren Verhältnissen sind, um so mehr kann er nur von seinem Zustande aus schreiben. Seine Andeutungen, Conjecturen, über die, an die er schreibt, beruhen mehr auf der Analogie und seinem gesammten Wahrnehmungszustande. Der Brief an die

Koloſſer iſt an eine Gemeinde gerichtet, mit der Paulus in keiner unmittelbaren Verbindung ſtand. Er hatte Notizen über ſie. Aber denkt man ſich dieſe weg, ſo hätte Paulus nur von ſeinem Standpunkte aus ſchreiben können. Wollte er ſie ſpeziell Angehendes ſchreiben, ſo hätte er nach der Analogie anderer Gemeinden ſchreiben können, alſo doch immer nur vor ſeinem geſammten Wahrnehmungszuſtande aus. Bei einem ſolchen Briefe kann man ſich leicht zu weit verleiten laſſen durch den Umſtand, daß der Apoſtel Notizen bekommen hatte. Er konnte aus ſeinem Wahrnehmungszuſtande vieles nehmen, dem nichts ſpezielles in der Gemeinde entſpricht. Man hat, weil manches polemiſch ausſieht, gemeint, dieß beziehe ſich auf beſtimmte Irrthümer in Koloſſä. Allein, da er keine Notiz darüber giebt, und auch keinen Grund hatte, dieß, daß er Notiz davon hatte, zu verheimlichen, ſo kann es eben ſo gut ſein, daß Paulus darüber aus ſeinem Zuſtande herausgeſchrieben hat. Er kannte die Irrlehren von anderwärts her, kannte die Gefahren derſelben, wollte denſelben in der Koloſſiſchen Gemeinde vorbauen.

Bei dem Briefe des Jakobus werden wir, was das Verhältniß des Verfaſſers zu ſeinen Leſern betrifft, auch nach Beſeitigung ſonſtiger Schwierigkeiten der Addreſſe für ſehr wahrſcheinlich halten müſſen, daß der Verfaſſer von denen, an die er ſchreibt, nicht viel beſtimmtes gewußt. Nicht einmal zur Vorausſezung einer beſtimmten Analogie gewiſſer Verhältniſſe haben wir Grund. Allerdings mochte ihm immer das Übergericht der Heiden- oder Judenchriſten bekannt ſein; er konnte in dieſer Beziehung beſtimmte Zuſtände vorausſezen. Aber daraus konnte er nur im Allgemeinen abnehmen auf der judenchriſtlichen Seite die charakteriſtiſche Neigung, das Moſaiſche Geſez geltend zu machen, oder auf der heidenchriſtlichen Seite die Neigung, ſich einer laxen Moral wiederum hinzugeben. Beſtimmtere ſittliche Zuſtände ließen ſich daraus nicht ſchließen. Es war etwas Beſtimmteres, wenn er wußte, eine Gemeinde beſtand aus Perſonen niedrigeren Standes, oder es war in einer anderen ein beſtimmtes Verhältniß zwiſchen Höheren und Niederen. Allein bei mehreren Gemeinden

in verſchiedenen Gegenden ließ ſich ein ſolches Verhältniß nicht überall vorausſezen. Betrachten wir nun die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die Jakobus in ſeinem Briefe behandelt, ſo finden wir, daß der Brief, wie objectiv er auch iſt, doch nur aus dem Geſammtzuſtande des Verfaſſers geſchrieben iſt ohne ſpezielle Beziehung auf die, an die er gerichtet iſt. Sollen wir die Compoſition des Briefes entwickeln, ſo fehlt es uns an allem, was wir außer dem Briefe ſelbſt haben müßten, um ſie aus den Zuſtänden, Verhältniſſen und Umgebungen des Verfaſſers zu erklären. Der Brief hat ſolche Sprünge, die ſich als Thatſache des Schreibenden ſelbſt beſtimmt nur erklären laſſen, wenn wir die Verhältniſſe deſſelben genau kennten. Aus dem Briefe ſelbſt laſſen ſie ſich nicht erklären.

So wie wir wiſſen, die Schreibart ſteht in keiner beſtimmten Relation zu denen, an die der Verfaſſer ſchreibt, ferner, ſo wie wir ſehen, die Art der Auseinanderſezung der Gegenſtände hat gar nicht die Farbe, ſich auf die beſtimmten Zuſtände derer, an die er ſchreibt, zu beziehen, ſie hat auch keine beſtimmte Richtung: ſo iſt keine Urſache zu glauben, daß der Grund der Compoſition in dem liege, was der Verfaſſer von denen weiß, an die er ſchreibt. Vielmehr kann dann der Grund der Compoſition nur liegen in den Zuſtänden und Verhältniſſen des Verfaſſers ſelbſt.

Wir wiſſen, daß der Apoſtel Paulus, als er an die Chriſten in Rom ſchrieb, noch in keinem beſtimmten Verhältniſſe zu der Römiſchen Gemeinde als ſolcher ſtand. Wenn aber die lange Reihe von Grüßen am Ende zum Briefe gehören, was aber einige Kritiker bezweifeln, ſo müſſen wir freilich zugeben, daß der Apoſtel viele einzelne Perſonen in der Gemeinde gekannt. Nehmen wir dazu die Notiz über die Chriſten in Rom, welche die Apoſtelgeſchichte giebt, ſo hat es nicht den Anſchein, als wäre die Gemeinde in Rom eben ſo conſolidirt geweſen, wie andere. Dieß würde ſich daraus erklären, daß es in Rom immer eine Menge durchgehender, nicht bleibender Chriſten gab. Wenn wir nun ſagen wollten, der Brief ſei durch das, was Paulus von

den Römiſchen Chriſten, die er kannte, wußte, beſtimmt worden, ſo wäre das durchaus nicht wahr. Wenn Paulus im Briefe von einem Project redet, nach Rom zu kommen, und es unwahrſcheinlich gefunden werden muß, daß die ihm bekannten Perſonen dort alle etablirt geweſen ſein ſollten, ſo iſt klar, daß er bei ſeinem Briefe mehr auf die Gemeinde, als die einzelnen Perſonen, mehr auf die Unbekannten, als die Bekannten Rückſicht genommen hat. Hat nun der Brief im didaktiſchen Theile eine beſtimmte Einheit? Oder iſt er eine freie Ergießung? Im erſten Falle hat er einen objectiven, im andern Falle einen ſubjectiven Charakter. Wir wiſſen vom Apoſtel mehr, als von der Gemeinde. Man könnte deßhalb ſagen, der Brief ſei eine freie Ergießung, und habe einen ſubjectiven Zuſammenhang, beziehe ſich aber dabei auf den Zuſtand der Römiſchen Gemeinde. In dieſem Falle hätte er den Charakter, die, an die er geſchrieben wird, beſtimmen zu wollen. Allein die Anſicht vergeht einem wieder, wenn wir ſehen, wie der Brief in der Hauptmaſſe ganz im Gebiete der Auseinanderſezung bleibt. Der Brief aber enthält eine nähere Indikation in der Einleitung. Wenn hier nemlich Paulus vom Evangelium als ſeinem Amte ſpricht, dem er göttliche Kraft beilegt, ſo muß man annehmen, der Apoſtel gehe darauf aus, eine Darlegung ſeiner Methode im Chriſtenthume, die durch ſeine eigenthümliche Anſicht davon beſtimmt wurde, zu geben. Hieraus entwickelt ſich der ganze Inhalt des Briefes. — Überhaupt gilt die Regel, daß ſo wie man in der Einleitung auf einen ſolchen Punkt kommt, der den Charakter eines Entwicklungsknotens hat, man ihn feſthalten und darauf den Geſammtinhalt probiren muß. — Da man dieß bei dem Briefe an die Römer nicht gehörig beachtet hat, iſt vieles in demſelben mißverſtanden worden.

Im Briefe an die Hebräer iſt uns über das Verhältniß des Schriftſtellers zu ſeinen Leſern gar nichts gegeben. Die Überſchrift iſt ſpäter, und unterliegt verſchiedenen Erklärungen. Der Brief fängt gleich an, ohne daß er ſich als Brief zu erkennen gäbe, in der Form einer Abhandlung. Der erſte Gedanke iſt der einer Ent-

wicklung der göttlichen Offenbarungen, und ſo auch des Gegenſazes zwiſchen der früheren altteſtamentiſchen und der chriſtlichen Offenbarung, als der lezten, vollkommenen. Es kann einem nicht entgehen, daß dieſer Gedanke wirklich durch die Hauptmaſſe hindurchgeht. Nimmt man nun dazu, daß derſelbe Grundgedanke ſich auch in den zweiten Theil hineinzieht, und hier daraus der Tadel des langſamen Fortſchritts im Chriſtenthum hervorgeht, dort die Warnung vor dem Zurücktreten aus dem Chriſtenthum, ſo ſieht man, wie das Ganze zuſammenhängt, und der Verfaſſer die Vergleichung zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum in der Beziehung aufſtellt, aus der Gemeinde den Gedanken eines Rücktritts ins Judenthum gänzlich zu entfernen und die Gemeinde ganz und gar für das Chriſtenthum zu entſcheiden.

Was die Form betrifft, die weniger eine beſtimmte Einheit hat, ſo müſſen wir darauf zurückgehen, daß Jemand ſchreiben kann aus den Umgebungen, die ihn umgeben, oder aus den Umgebungen derer, an die er ſchreibt. Das Leztere wird ſich durch eine gewiſſe Beſtimmtheit in den Beziehungen hervorthun, im erſteren Falle liegt eine gewiſſe Unbeſtimmtheit in der Natur der Sache. Denn wenn ich aus den Erfahrungen die mich umgeben einem Andern Rathſchläge ertheile, ſo kann das doch nur auf eine unbeſtimmte Weiſe geſchehen. Was dagegen aus den Umgebungen des Andern heraus geſagt wird, hat größere Beziehung auf ihn und ſo auch größere Beſtimmtheit. Das kann nur durch Vergleichung des Einzelnen ſich zu erkennen geben, und nicht durch die Structur, wodurch man die Einheit in den mehr didaktiſchen Briefen findet.

Hier iſt nun ein Punkt, der oft ſehr leicht oft ſehr ſchwer zu finden iſt, immer aber wichtig, das iſt der Ton, die Stimmung des Schreibenden. Dieſe zu kennen gehört weſentlich dazu, um eine Gedankenreihe als Thatſache im Gemüth zu verſtehen. Zwei Schriftſteller können dieſelbe didaktiſche Tendenz haben, der Gegenſtand kann derſelbe ſein, die Art der Auffaſſung, die Geſinnung, die Schreibweiſe können dieſelben ſein, aber der eine ſchreibt

in einem ruhigen, der andere in einem bewegteren Tone. Darnach ſtellt ſich auch das Einzelne verſchieden, hat eine verſchiedene Bedeutung. Es giebt ſich jene Verſchiedenheit am meiſten kund in der Behandlung der Sprache. Beſtimmte Regeln laſſen ſich aber nicht darüber aufſtellen, eben weil es ſo ſehr Sache des Gefühls iſt. Nehmen wir den Fall einer objectiven Einheit in einer briefli-chen Darſtellung, zugleich aber den Fall eines ruhigen Tones, ſo können doch bedeutende Differenzen ſtatt finden bei verſchiedenen Verfaſſern; der eine behandelt die Sprache muſikaliſch, der andere nicht oder weniger, ohne daß dabei der Punkt, den wir jezt be-handeln, dabei im Spiele wäre. Es giebt Menſchen, die im aufgeregten Zuſtande wizig, beredt ſind, wie ſonſt nicht, und das hat Einfluß auf das Muſikaliſche. Andere verlieren in einem ſolchen Zuſtande den Sinn für Harmonie. Alſo hierin liegt das Charakteriſtiſche nicht. Worin liegt es denn, wodurch giebt es ſich eigentlich kund? Es iſt ſchwer auszumitteln, was derſelbe Verfaſſer in dem einen oder andern Zuſtande geſchrieben hat. Nur durch Vergleichung läßt ſich das Richtige beſtimmen. Es kann aber der Fall eintreten, daß man nicht unmittelbar ſolche Vergleichungen anſtellen kann. Man muß dann wie bei der grammatiſchen Seite ſich nach Parallelen umſehen. Es giebt in der Art ſich zu äußern etwas ganz Individuelles und Perſönliches, auf der andern Seite aber ein großes Gebiet von Analogien. Hat man dieſe gefunden, ſo hat man eben damit die Parallelen. Aus verwandten und vergleichbaren Schriftſtellen kann ich Schlüſſe machen. Hat man bei einer Schrift, indem man ſie überſieht, das Gefühl, daß eine Einheit des Tones darin iſt, ſo iſt der Schluß leichter und ſicherer. Kann man eine ſolche Einheit nicht feſthalten, dann entſtehen oft Verſchiedenheiten in der Beurthei-lung einzelner Stellen, worüber im Allgemeinen nicht zu ent-ſcheiden iſt. Es giebt gewiſſe Stimmungen, die mit der Neigung zum Hyperboliſchen verbunden ſind. Jeder weiß, daß man mit quantitativen Unterſchieden, die ſolchen Stimmungen angehören, ſolche hyperboliſche Ausſprüche zu nehmen hat. Aus dem Zuſam-

menhange herausgenommen und ohne den Ton, in welchem ſie geſagt ſind, wird man ſie unangemeſſen und unerträglich finden. Nur im Zuſammenhange und in ihrem Ton genommen ſind ſie verſtändlich. Schwieriger iſt's, wenn in einer Schrift ein Wechſel der Stimmungen iſt. Fragen wir nun, wie ein ſolcher Wechſel entſteht, ſo haben wir hier beſonders in Beziehung auf die didaktiſchen Schriften des N. T. zwei klare Fälle als Differenzen begründend vor uns. Schrieb der Verfaſſer mehr aus ſeinem Zuſtande heraus und die Schrift wurde nicht in Einem Zuge geſchrieben, ſo konnte er leicht in verſchiedenen Stimmungen ſchreiben, wenn in ſeinem Zuſtande unterdeſſen Veränderungen vorgegangen waren, ohne daß er derſelben zu erwähnen brauchte, da ſie nicht zu den Gegenſtänden gehörten, die er behandelte. So konnte leicht eine Ungleichheit entſtehen. Schreibt der Verfaſſer mehr ſo, daß er den Zuſtand derer, an die er ſchreibt, vor Augen hat, ſo läßt ſich eine Verſchiedenheit des Tones leicht entdecken, wenn die, an die er ſchreibt, eine Mehrheit ſind, und in derſelben eine Ungleichheit ſtatt findet. Da kann ſeine Rede, je nachdem ſie ſich auf die Einen oder die Andern bezieht, leicht einen andern Ton bekommen. Wir haben von dem Apoſtel Paulus Briefe, die er in ſeiner Gefangenſchaft geſchrieben hat. Es iſt möglich, daß er in derſelben mit Andern ſo viel zu thun gehabt, daß er nicht ununterbrochen fortſchreiben konnte. In einem Rechtsverlauf, worin ſich Paulus damals befand, konnten leicht Veränderungen eintreten, die ihn unterbrachen, ſeine Stimmung änderten; davon zu ſprechen, war keine Urſache, aber die Folgen davon traten hervor im Briefe. Und ſo kann man, wo man dergleichen findet, auch den Schluß machen, der unterbrochene Zuſammenhang weiſe auf eine vorgegangene Veränderung zurück. Dieß ein Beiſpiel der erſteren Art. Von der andern Art ſind die Briefe an die Korinther ein Beiſpiel. Unmittelbar ergiebt ſich, daß es in der Gemeinde bedeutende Differenzen gab, die ſich auf den Apoſtel ſelbſt bezogen. Kommt nun der Apoſtel auf etwas, was damit in Berührung ſteht, ſo iſt natürlich der Ton ein anderer; hat er

mit Verhältniſſen zu thun, wo Belehrungen nöthig ſind, ſo ändert ſich natürlich der Ton; hat er mit rein didaktiſchen Beziehungen zu thun, ſo wird wieder ein Wechſel der Stimmung eintreten. Die Sicherheit in der Löſung der hermeneutiſchen Aufgabe hängt von dem Grade der Kenntniß ab, welche wir von den Verhältniſſen ſelbſt haben.

Vergegenwärtigen wir uns die ganze Aufgabe in ihren verſchiedenen Theilen, und erwägen, wie viel uns bei dem N. T. von dem fehlt, was wir immer vorausſezen müſſen, und wie weit wir davon entfernt ſind, uns den urſprünglichen Leſern gleich ſtellen zu können, ſo iſt zu begreifen, wie es kommt, daß in der Auslegung des Einzelnen noch ſo viel — unausgleichbare Differenzen ſind. Gehen wir zurück auf die Anfangs geſtellte Duplicität, daß nemlich einerſeits das Ganze nur aus dem Einzelnen zu verſtehen iſt, und anderſeits das Einzelne nur aus dem Ganzen, ſofern es von der Einheit des Impulſes ausgeht, wodurch alles Einzelne wenn gleich in verſchiedenem Grade begründet iſt, — ſo iſt bei einem ſolchen Ausgange ſchwer zu glauben, daß die Exegeſe des N. T. je ſo fertig werden und ihre Reſultate ſo begründet erſcheinen werden, daß auf weitere Unterſuchungen nicht weiter eingegangen zu werden brauchte. Bei der Lage der Sache, in der ſich in Beziehung auf gewiſſe Hauptpunkte nichts ändern läßt, — denn genauere Notizen über die damalige Lage und die Zuſtände der einzelnen Verfaſſer möchten wir wol ſchwerlich noch bekommen, — ſehen wir, wie nothwendig es iſt bei dem N. T. das Ganze als Eins und jedes Einzelne als Beſonderes anzuſehen. Das Ganze bildet eine beſtimmte eigenthümliche Welt. Was wir außer dem N. T. noch für Dokumente haben über die chriſtlichen Zuſtände aus derſelben Zeit, iſt nichts. Bei den Andeutungen in nichtchriſtlichen Schriften müſſen wir erſt fragen, durch welches Medium die Verfaſſer geſehen. Was die apokryphiſchen Schriften betrifft, ſo iſt ihr Zeitalter meiſt unbekannt, von keiner kann mit Sicherheit geſagt werden, daß ſie die neuteſt. Zeit repräſentire. Wir haben wohl in den kirchlichen Schrift-

ſtellern Notizen über die neuteſt. Zeit, aber ſind ſie auch feſt und ſicher? Wir finden hier z. B. die Notiz von einer zweiten Römiſchen Gefangenſchaft des Apoſtels Paulus. Einige ſehen darin eine beſtimmte hiſtoriſche Nachricht, Andere eine bloße Tradition, die urſprünglich eine exegetiſche Conjectur war, welche allmählich als Thatſache genommen wurde. Man kann ſagen, die chriſtlichen Schriftſteller, bei denen wir jene Notiz finden, gingen aus von der Vorſtellung, daß alles Einzelne in den neuteſt. Schriftſtellen vom heil. Geiſte eingegeben ſei, und daß auch alles wahr geworden ſein müſſe, was ſie ſagen. So meinte man auch, daß Paulus nach Spanien müſſe gekommen ſein wegen Röm. 15, 24. Finden wir nun, daß die Nachricht von der zweiten Gefangenſchaft immer mit der Nachricht von des Apoſtels Reiſe nach Spanien zuſammenhängt, ſo deutet das auf Röm. 15, 24 zurück, und ſo hat wahrſcheinlich die ganze Erzählung darin ihren Grund. Je nachdem man nun die Sache ſo oder ſo anſieht, entſteht natürlich für die Paul. Briefe, welche darauf bezogen werden können, eine andere Exegeſe. So hat Jemand [1]) kürzlich ſogar den kritiſchen Kanon aufgeſtellt, daß alles dasjenige von Paulus, was man ſeiner wahren Zeit nach in der Apoſtelgeſchichte nicht nachweiſen kann, oder was offenbar aus anderer Zeit iſt, in die Zeit nach der erſten Gefangenſchaft falle. Dadurch entſteht eine ganz andere Ordnung der Pauliniſchen Briefe, die ſpäteſten werden die früheſten u. ſ. w. So zeigt ſich auch hier, wie die Exegeſe auf der Kritik beruht, aber auch die hermeneutiſche Kunſt wieder die Baſis der Kritik ſein muß.

Sollen wir das Ganze aus dem Einzelnen und das Einzelne aus dem Ganzen verſtehen, ſo befinden wir uns in dem Verhältniß gegenſeitiger Bedingtheit. Sezen wir nun auch bei der Löſung dieſer Aufgabe dieſelben hermeneutiſchen Principien,

---

[1]) Köhler, Verſuch über die Abfaſſungszeit der epiſtoliſchen Schriften im N. T. und der Apokalypſe 1830. 8.

aber Verſchiedenheit der zum Grunde gelegten Vorausſezungen, ſo werden verſchiedene Reſultate entſtehen. Die Gleichheit der Reſultate weiſt auf Gleichheit der Vorausſezungen zurück. Können wir nun freilich ſagen, die Richtigkeit der Reſultate beruhe rein auf der Anwendung richtiger hermeneutiſcher Principien, ſo müſſen doch auf der andern Seite die richtigen Reſultate oft erſt entſcheiden, welche Vorausſezung die richtige ſei, denn durch dieſe iſt das Reſultat gewonnen worden.

Zerfällen wir die Aufgabe, ſo bekommen wir für das N. T. ſehr complicirte Regeln. Man muß alle Differenzen gegenwärtig haben, namentlich in Beziehung auf jedes Einzelne alle Vorausſezungen, die dabei concurriren. Man muß ſie nach einander zum Grunde legen und ſich dabei ſehr vorſehen. Welches Reſultat, wenn man von verſchiedenen Vorausſezungen ausgeht, am meiſten mit dem unmittelbaren Zuſammenhange einer Schrift übereinſtimmt, das wird das richtige ſein. Aber ohne in dieſe Probe einzugehen, kann man nicht ſagen, daß man einen ſicheren Boden habe.

In Beziehung auf die didaktiſchen Schriften kommt noch dazu, daß man nicht nur verſtehen ſoll, was der Schriftſteller geſagt hat, ſondern daß auch die Fakta, worauf ſich das Geſagte bezieht, auszumitteln ſind. So zeigt ſich auch hier, daß die hermeneutiſche Aufgabe nicht eher ſicher gelöſt werden kann, bis wir zugleich die Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik gelöſt haben.

Wenn bisher über die Offenbarung des Johannes nichts geſagt worden iſt, ſo kommt das daher, weil ich die Überzeugung habe, daß hier am wenigſten eine hermeneutiſche Löſung möglich iſt, weil bei dieſem Buche alle Schwierigkeiten, welche die übrigen neuteſt. Bücher zerſtreut darbieten, in erhöhetem Maaße zuſammentreffen. Die oben berührte Wechſelwirkung zwiſchen der Hermeneutik und der hiſtoriſchen Kritik iſt zwar allgemein, allein bei der Apokalypſe tritt ein ganz eigenes Verhältniß ein. Laſſen wir, wenn wir den Inhalt der Schrift betrachten, die Frage über den

Verfaſſer und das Zeitalter des Buches aus dem Spiele. Aber dieſer Inhalt iſt im Allgemeinen eine Beſchreibung von Viſionen. Fragt man nun, was hierbei die hermeneutiſche Aufgabe ſei, ſo iſt ſie die, aus der Rede des Verfaſſers mit Beſtimmtheit zu erkennen, was er geſehen. Eine ganz andere Frage iſt, was das Geſehene bedeutet? Dieſe Frage bezöge ſich nicht mehr eigentlich auf die Schrift, ſondern auf die Thatſache des Sehens. Halten wir uns mit der hermeneutiſchen Aufgabe bei der Apokalypſe auch nur in dieſen Grenzen, ſo iſt ſie doch eigentlich nicht aufzulöſen.

Betrachten wir die Viſion des Petrus, ehe er zu Cornelius ging, ſo haben wir davon zwei Relationen AG. 10, 9 ff. 11, 3 ff. Da können nun zwei verſchiedene Anſichten von der Thatſache ſtatt finden. Wie das Faktum in Joppe Kap. 10, 1 ff. erzählt wird, ſo war niemand dabei, Petrus allein. Hat nun Petrus die Viſion ſchon früher, oder erſt in Jeruſalem erzählt Kap. 11, 3 ff. Iſt das nun eine wirkliche Viſion oder eine Parabel geweſen? Die hermeneutiſche Aufgabe iſt die, wie weit ſich die Viſion aus der Beſchreibung erkennen laſſe. Das Weſentliche in der Erzählung iſt das Geſpräch über das was geſehen wird. So iſt die Viſion Nebenſache, die abermalige Wiederholung der Stimme, die ſolenne Zahl giebt den ſtarken Verdacht, daß wir kein Faktum haben. Sollen wir die Erzählung als ein Faktum annehmen, ſo fragt ſich, ſah Petrus äußerlich oder innerlich? Nach dem Ausdruck 10, 10. war es ein inneres Sehen, nach der Art und Weiſe der Erzählung aber ein äußeres. Man kann ſich aber das äußere Sehen als ſolches nicht conſtruiren. So war es ein inneres. Sagt man, das müſſe aus der Erzählung ſelbſt hervorgehen, ſo fezt man ſich nicht genug aus unſrer Stelle heraus. Eine klare Vorſtellung bekommt man nur, wenn man als Thatſächliches nur die Entſtehung der Überzeugung in Petrus anſieht, das Übrige als Einkleidung.

In der Apokalypſe ſind überall dieſelben Fragen zu thun. Wenn wir fragen, was hat der Verfaſſer nach den Worten ge-

ſehen? Wir finden beſtimmte Beſchreibungen von Einzelheiten, die Gegenſtände ſind genau angegeben. Zugleich aber finden wir im Einzelnen eine gewiſſe doppelte Scenerie, Gegenſtände darin, welche eine andere Art von Realität haben als die übrigen. Wenn erzählt wird, etwas ſei geſehen worden und der Sehende habe einen Anderen, der nicht außerhalb des Geſehenen bei ihm war, gefragt, was Einzelnes für eine Bewandniß habe, ſo hat eben dieß mehr Realität für den Seher, als jene unbeſtimmte Relation mit ihm. Betrachtet man den Urſprung und die Beſchaffenheit des Geſehenen, ſo iſt, wenn die Gegenſtände ſollen wirklich äußerlich geſehen worden ſein, oft nachzuweiſen, daß es für das Auge nicht in der Einheit des Bildes, wenigſtens nicht in der Beſtimmtheit habe dargeſtellt werden können, mit der es dargeſtellt wird. Es wird alſo ein inneres Sehen angenommen werden müſſen. Da kommen wir aber auf ein Gebiet, wo es uns an hinreichender Erfahrung fehlt, um Geſeze erkennen zu können. Alſo ſind nur die Geſtalten und die Verhältniſſe, die der Verfaſſer beſchreibt, als ſein wirklich Geſehenes aufzufaſſen. Wenn die Klarheit des Geſehenen ſo weit gehen ſollte, daß man das Ganze unter der Form eines Bildes zur Anſchauung bringen könnte, ſo wäre die unmittelbare hermeneutiſche Aufgabe gelöſt. Aber was hätte man dann? Um zum vollen Verſtehen zu gelangen, müßte man über die hermeneutiſche Aufgabe in dieſer Beziehung hinausgehen. Nun iſt aber das Geſehene nicht der ganze Inhalt, ſondern es kommen auch Reden vor. Hier wäre ein eigentliches Gebiet der Hermeneutik. Die Schrift iſt an die Aſiatiſchen Gemeinden gerichtet, dieß iſt ihre eigentliche Tendenz im erſten Abſchnitt; da ſind die Bilder nur die Dekorationen. In dem anderen Theile iſt das Geſehene die Hauptſache, und die Rede ſoll nur einzelne Indikationen einſtreuen über die Bedeutung des Geſehenen. Könnte man nach dieſen Indikationen allem Einzelnen eine beſtimmte Bedeutung beilegen, und das ſtimmte zuſammen, ſo wäre dieß das vollkommene Verſtehen in Beziehung auf die Verbindung des Geſprochenen und Geſehenen, es mag beides ein äuße-

res oder ein inneres geweſen ſein. Doch ſind die Indikationen nicht von dieſer Art. Fragen wir aber nach der Einheit des Ganzen, ſo exiſtirt dieſe eigentlich nur in der äußeren Einheit des Buches und in der Identität der Perſon, die man vorausſezen muß. Aber die Bilder ſelbſt ſind in gewiſſen Reihen vereinzelt und die Beziehung der einen auf die andern iſt nicht angegeben. Kommen in einer Reihe von Bildern deutende Worte vor, ſo beziehen ſich dieſe eben nur auf dieſe Reihe. Über den Zuſammenhang der Reihen untereinander ergiebt ſich nichts. Es findet ſich wohl bisweilen eine Beziehung der einen Reihe auf eine frühere, aber dieß iſt nicht durchgehend. Da iſt alſo für die hermeneutiſche Aufgabe kein Ziel abzuſehen. Es beruht alles auf der hiſtoriſchen Kritik. In der Kritik kommen aber Fragen zur Sprache, wo es an allen Bedingungen zu einer allgemein gültigen Antwort fehlt. Sagen wir, ſolche Lebensmomente, ein ſolches Sehen außerhalb der wirklichen Welt, es ſei ein äußeres oder inneres, ſei ein pſychologiſches Faktum, ſo fragt ſich, wie iſt dieß zu erklären? Wir haben darauf keine allgemein gültige Antwort. Eine ſolche würde entſcheiden. Beantwortet man die Frage ſo, daß man ſagt, die Seele müſſe in ſolchen Viſionen in einem traumartigen Zuſtande gedacht werden, ſo kann es Träume geben, die wirklich einen moraliſchen oder religiöſen Charakter haben, alſo wahr ſind; aber auch ſolche kann es geben, die eitel ſind. Stellen wir nun die Apokalypſe in dieſe Analogie, dann hängt die ganze Frage über die Beſchäftigung mit dem Buche von dem Inhalt ab. Sind da nun die ethiſchen oder religiöſen Elemente, welche vorkommen, der Mühe werth, dieſen ganzen Apparat von Viſionen aufzuklären, ſo beſchäftige man ſich damit. Iſt das aber nicht der Fall, ſo iſt auch keine Nothwendigkeit, das zu thun. Die religiöſen Elemente der Apokalypſe ſind gar nicht von der Art, daß wir ſie nicht anderwärts mit derſelben Energie ausgeſprochen fänden, wozu alſo den ganzen Apparat durchforſchen? Allein man kann vom Standpunkte der Prophetie aus ſagen, wenn in ſolchen Thatſachen des

Seelenlebens eine ſittliche oder religiöſe Haltung und Richtung wahrzunehmen iſt, ſo iſt vorauszuſezen, daß der viſionäre Apparat aus religiöſen Eingebungen hervorgegan ſei, alſo prophetiſche Dignität habe. Die Viſionen laſſen ſich als Steigerungen des geiſtigen religiöſen Lebens anſehen. Das wollen wir denn gelten laſſen, und nur als Thatſache erwähnen, wie ſachkundige Ausleger in der Beſchäftigung mit dem Buche dahin gebracht ſind, Gegenſtände, die zur Zeit Neros oder Galbas vorgegangen ſind, darin vorhergeſagt zu finden. Allein, wie die Sache liegt, iſt an keine rechte Löſung zu denken. Der Eine ſagt, wenn ein Gegenſtand auf jene Weiſe beſchrieben wird, wie in den Viſionen geſchieht, ſo müſſe er ſelbſt ſchon geſchichtlich ſein. Der Andere aber folgert eben aus der genaueren Beſchreibung die prophetiſche Dignität des Buches. Dieſe Verſchiedenheit hat nothwendig Einfluß auf die Erklärung, aber eben deßhalb kann auch keine Erklärung allgemeine Gültigkeit haben. So lange der Proceß zwiſchen jenen entgegengeſezten Anſichten noch nicht entſchieden iſt, iſt auch an keine richtige Vorausſezung in Anſehung des Buches zu denken. Geben wir auch die Möglichkeit im Allgemeinen zu, daß durch höhere Einwirkung Viſionen von zukünftigen Ereigniſſen zu Stande kommen können, ſo muß doch, wenn man ihnen in beſtimmten Fällen glauben ſoll, ein beſtimmter Zweck erkennbar ſein. So nahe Vorausſezungen, wie die wären, wenn die apokalyptiſchen ſich auf die Römiſche Kaiſergeſchichte bezögen, wären für Niemand geweſen, weil das Buch in dieſer Zeit noch gar keine Verbreitung hatte. Dazu kommt, daß die Beziehungen ſo wenig klar waren, daß auch die, denen das Buch bekannt war, wenn die Begebenheiten eintrafen, nicht erkennen konnten, daß ſie vorhergeſagt waren. Daher können wir, wenn auch das Princip ſelbſt, doch keine rechte Anwendung deſſelben zugeben. Wie ſteht es nun um die Klarheit, mit der beſtimmte Begebenheiten nachgewieſen werden? Das Buch enthält dafür Indikationen in Zahlen. Aber wo ſoll man zu zählen anfangen? Welche Kenntniß ſoll man bei dem Seher ſelbſt davon vorausſezen? Oder ſoll

man ſagen, es ſei nicht nothwendig, daß er ſelbſt verſtanden, was er vorherſagt? Dann aber kommen wir in ein Gebiet, wo alle Anwendung von Regeln aufhört. So iſt die Erklärung von jenen Indikationen aus rein willkührlich, weil wir die Notizen, die der Verfaſſer im Sinne hatte, nicht kennen. Wir gehen von den unſrigen aus, er von den ſeinigen, und ſo haben wir keinen feſten Punkt, wo wir die Erklärung anſchließen könnten. — So bleibt am Ende für die hermeneutiſche Aufgabe nur übrig, das Geſehene aus der Beſchreibung richtig zu erkennen. Aber dieſe Aufgabe wird dadurch ſehr beſchränkt, daß das Zuſammenſehen nicht überall dargethan und die Einheit des Buches in dieſer Hinſicht nicht dargeſtellt werden kann. — Man mag anfangen wo man will, man findet unbeſtimmte Punkte und kommt nicht zu Stande.

Iſt dieß die wahre Lage der Sache, ſo entſteht eine andere Frage, nemlich, was für eine Beſtimmung das Buch im N. T. hat, wie es ſich rechtfertigen läßt, daß es in den neuteſt. Kanon gekommen? Sieht man dieſen nicht hiſtoriſch an, ſondern als ein Werk des göttlichen Geiſtes, ſo iſt keine andere Antwort, als, damit im N. T. ein beſtändiges Räthſel ſei, iſt das Buch in den Kanon gekommen. Wozu das aber? Betrachten wir die Sache hiſtoriſch, ſo kann man ſagen, die Aufnahme des Buches in den Kanon hänge mit gewiſſen Anſichten zuſammen, die bei ſeiner Bildung in den Gemeinden herrſchten, dann aber beruhe es auf dem Streben, eine Analogie zwiſchen dem N. und A. T. hervorzubringen, alſo auch im N. T. ein prophetiſches Buch zu haben.

Betrachten wir das ganze Gebiet der neuteſt. Hermeneutik, wie viel da noch zu thun iſt und wie wenig Ausſicht bei dieſem Buche, über den oben bezeichneten engen Raum weiter hinaus zu kommen, ſo iſt's nur zu bedauern, daß ſo viel Zeit, Anſtrengung und Scharfſinn noch neuerlich darauf verſchwendet iſt. Doch liegt in den neueren Arbeiten ein nützliches Gegengewicht

gegen die falſchen Anwendungen des Buches. Aber die Differenz der Anſichten iſt auch da in Beziehung auf die Willkühr der Hyppotheſen eben nicht ſehr groß. Die Einen ſagen, der apokalyptiſche Apparat könne ſich nicht auf nahe bevorſtehende oder gar bereits vergangene Begebenheiten beziehen. Die Andern ſagen, was mit einer gewiſſen Beſtimmtheit im Einzelnen geſagt ſei, von dem laſſe ſich nicht glauben, daß es ſich auf etwas beziehe, was erſt nach langen Jahrhunderten eintreten werde, es müſſe ſich auf Nahes oder bereits Geſchehenes beziehen. Aber bei aller Differenz in dieſen Hypotheſen iſt doch auf beiden Seiten gleich viel Willkührlichkeit.

Betrachten wir die hermeneutiſche Aufgabe in ihrer weiteren Beziehung auf die hiſtoriſche Kritik, ſo finden wir da noch ſo viel zu leiſten, daß man wahrlich nicht nöthig hat über das eigentlich Kanoniſche hinauszugehen. Für kanoniſch aber kann ich die Apokalypſe nicht halten, weil ſie zu wenig eigenthümlich religiöſen Stoff enthält.

Jedes einzelne Buch des N. T. ermangelt für ſich betrachtet der nöthigen Hülfsmittel, um auf vollkommen ſichere Weiſe die hermeneutiſchen Operationen beginnen zu können, weil wir von keinem beſtimmte und hinreichende Data haben über die Zeit und die einzelnen Umſtände, unter denen das Buch entſtanden iſt. Vielmehr was wir in dieſer Hinſicht vorausſezen müſſen, entnehmen wir meiſt nur aus den Schriften ſelbſt. Ja es kommt nicht einmal die ganze Sammlung der einzelnen Schrift recht zu Hülfe. Für die apoſtol. Briefe haben wir die Apoſtelgeſchichte. Aber ſie fällt gar nicht ſo in die Mitte der Dinge, daß ſie das Geforderte leiſten könnte. Die Verhältniſſe, wodurch ein einzelner Brief veranlaßt worden, können wir erſt aus dem Briefe ſelbſt erkennen. Da muß alſo die Hermeneutik im Einzelnen über das Buch ſelbſt hinausgehen und die unbeſtimmte Aufgabe löſen, wie die Umſtände geweſen ſein mögen, damit dieſe oder jene Äußerungen vorkommen konnten. Dieß iſt allerdings Sache der hiſtoriſchen Kritik. Allein die hermeneutiſchen Reſultate müſſen in

Beziehung darauf geſtellt werden können. Die hermeneutiſche Arbeit iſt an einem Buche nicht vollendet, wenn ſie jene beſondere Aufgabe nicht mit gehöriger Kunſtmäßigkeit behandelt.

Hier kommt etwas anderes in Betracht, nemlich die Vorſtellung von dem Geſammtzuſtande des Chriſtlichen im apoſtoliſchen Zeitalter. Man kann damit der hiſtoriſchen Kritik zu Hülfe kommen. Dazu kann man freilich aus anderweitigen Zeugniſſen rückwärts ſchließen. Aber dieß hat, wenn es auf unrechte Weiſe geſchieht, eben ſo viel Nachtheil für die hermeneutiſchen Operationen, als es, wenn es auf die rechte Weiſe geſchieht, ihre Grundlage ſein muß.

Dieſe Sache iſt nun noch lange nicht beendigt, ſondern betrachtet man die Geſchichte unſrer Wiſſenſchaft, ſo ſieht man, ſie geht im Zickzack. Wir haben z. B. aus ſpäteren Zeiten Notizen von der Formation des Chriſtlichen, die man im Allgemeinen die gnoſtiſche nennt. Nun giebt es in den epiſtoliſchen Schriften des N. T. eine Menge ſchwieriger Stellen, welche darauf führen, daß ihnen beſondere Verhältniſſe zum Grunde gelegen haben, Abweichungen vom richtigen Typus des Glaubens. Man hat nun geſchloſſen, wenn der Gnoſticismus ſchon da geweſen wäre, ſo könnten ſich jene Stellen darauf beziehen, da nun dieß iſt, ſo müſſe jener auch ſchon da geweſen ſein. So wird daraus ein hermeneutiſches Princip. Man machte nun aber die genauere hermeneutiſche Probe, und fand, daß der Gnoſticismus nicht das entſprechende Fundament ſei, daß die Polemik gegen denſelben eine andere geweſen ſein müſſe. So hat man alſo geſagt, der Gnoſticismus ſei im N. T. nicht zu finden. Allein Andere haben wieder geſagt, ein dem Gnoſticismus Verwandtes müſſe zum Grunde liegen, die Anfänge deſſelben. So ging man wieder zurück, wie im Zickzack. Der Punkt, wo dieſes Zickzack aufhören werde, iſt noch gar nicht zu beſtimmen.

Fragen wir, wie vom gegenwärtigen Punkte aus die neuteſt. Hermeneutik zu betreiben ſei, um nach beiden Seiten hin

den Erwartungen zu entſprechen, die ſie erfüllen ſoll und vollſtändig nicht erfüllen kann, weil ihr die nöthigen Vorausſezungen fehlen? Man muß immer die entgegengeſezten Richtungen miteinander verbinden.

Das Erſte, was darin liegt, iſt dieß, daß man jedes neuteſt. Buch für ſich betrachtet nach dem allgemeinen Kanon, das Ganze aus dem Einzelnen und das Einzelne aus dem Ganzen zu verſtehen, zu erklären ſucht. Nicht eher iſt man zu einem ſicheren Reſultat gekommen, als bis beide Richtungen darin ihre Befriedigung finden. Das ſezt eine beſtändige Rekapitulation voraus. Das Erſte iſt immer die allgemeine Überſicht, wodurch die Totalität anſchaulich, die Structur des Ganzen und die beſtimmte Formel dafür gefunden wird. Führt die Überſicht auf dunkle Stellen, von denen man ſieht, daß ſie die Hauptpunkte der Conſtruktion enthalten, ſo iſt zu fürchten, daß man zu keinem befriedigenden Reſultate gelangen könne. Bei den neuteſt. Büchern wird dieſer Fall dadurch noch erſchwert, daß man bei dunklen Stellen der ſpäteren Auffaſſung derſelben außer dem Zuſammenhange zu viel eingeräumt hat. Da iſt denn die Hauptregel die, alles, was uns aus der vortheologiſchen Lebensperiode vorſchwebt, zu beſeitigen. Dieß wird dadurch erleichtert, daß der Behandlungsweiſe der einzelnen Stellen in ihrer dogmatiſchen Dignität außer dem Zuſammenhange in der Regel die kirchliche Überſezung zum Grunde liegt, während die hermeneutiſche Behandlung nur den Grundtext zum Gegenſtande haben kann. So werden jene Auffaſſungen ſchon in die Ferne gerückt und die Ausübung der Cautel wird dadurch auf gewiſſe Weiſe erleichtert. Wenn nun in irgend einer Schrift derjenigen Stelle, die den Schlüſſel zum Ganzen enthält, eine nicht durch Störungen der bezeichneten Art bewirkte Dunkelheit inwohnt, ſo iſt dieß eben der ſchwierigſte Fall, weil nicht leicht eine Methode gefunden werden kann, um jene Dunkelheit aufzuhellen. Aber das iſt freilich auch eine Vorausſezung, die nicht gut gemacht werden kann. Denn daß ſolche Stellen vorkommen, ſezt bei dem Schriftſteller eine ſolche Unfähigkeit in Be-

ziehung auf die Sprache voraus, bei der er eigentlich nicht hätte schreiben sollen.

Hier ist auf etwas häufig Vorkommendes aufmerksam zu machen. Die neuteſt. Schriftſteller ſtehen in dem Credit, nicht litterärisch gebildete Männer geweſen zu ſein, außer Paulus. Man ſteigert das nun oft ſo, daß man ſagt, ſie hätten mit der Sprache gar nicht umzugehen gewußt, um ſich deutlich zu machen. Wenn nun der Exeget die Auslegungen, welche von einem Partheiintereſſe aus gemacht worden ſind, ſo widerlegt, daß er ſagt, es laſſe ſich nicht denken, daß Jemand ſo ſollte geſchrieben haben, wenn das ſeine Meinung geweſen, und dergl. — ſo wird oft eingewendet, das ſei für die neuteſt. Schriftſteller viel zu kunſtgemäß. Allein wenn man dieſe Schriftſteller dadurch jeder Willkühr Preis geben will, ſo iſt das eine ganz falſche Anwendung der an ſich unleugbaren Thatſache, daß ſie nicht litterärisch gebildet waren. Gehören dieſe Schriftſteller zur Claſſe der erſten Verkündiger des Evangeliums, waren ſie von den Principien deſſelben auf eine eminente Weiſe durchdrungen, ſind ſie es gerade geweſen, die bewirkt haben, daß das Chriſtenthum ſeine beſtimmte Stelle in der Welt eingenommen, ſo iſt Beſſeres von ihnen anzunehmen. Da kommt freilich noch ein anderer Umſtand in Betracht. Man kann ſagen, jene Dunkelheiten ſeien nicht aus ihrer Unfähigkeit im Denken und in der Mittheilung der Gedanken durch die Sprache hervorgegangen, aber ſie mußten doch griechiſch ſprechen und dies war ihre eigentliche Sprache nicht; die Nothwendigkeit in eine andere, fremde Sprache überzugehen, das ſei der eigentliche Grund ihrer Unfähigkeit. Allein kein neuteſt. Schriftſteller konnte in den Fall kommen, das Griechiſche ſchreiben zu müſſen, wenn er nicht zuvor in dem Fall geweſen war, es reden zu müſſen. Ja es kann angenommen werden, daß die Apoſtel in ihrem Lehramte ſelbſt in Jeruſalem ſich mehr haben griechiſch ausdrücken müſſen. So fällt alſo auch der Grund zur Willkühr in der Auslegung weg. Auf rhetoriſche Kunſtmäßigkeit machen ſie freilich keinen Anſpruch, aber auf die bei jedem

Menſchen vorauszuſezende natürliche Fähigkeit, ihre Gedanken in einer oft gebrauchten, wenn auch nicht angeborenen Sprache verſtändlich mitzutheilen.

Es kann allerdings vorkommen, daß eine neuteſt. Schrift in Hauptſtellen eine unüberwindliche Dunkelheit hat. Aber die kann dann nur dadurch für uns entſtehen, daß namentlich didaktiſche Schriften ſich auf uns unbekannte Verhältniſſe des Schreibenden oder ihrer Addreſſe beziehen. Da iſt denn alſo die Aufgabe die, die betreffende Stelle von ihrer Dunkelheit durch eine hermeneutiſche Operation im Einzelnen zu befreien und ein Licht über die obwaltenden Verhältniſſe aufzuſtecken. Bevor nicht eine Erklärung gefunden iſt, die das Ganze deutlich macht, iſt der Weg der hermeneutiſchen Operation nicht ſicher.

Das zweite, was in jenem allgemeinen Kanon die entgegengeſezten Richtungen zu verbinden liegt, iſt, daß man aus der allgemeinen Anſchauung des Ganzen ins Einzelne fortſchreitet, und von der allgemeinen Anſchauung zurückgeht auf die allgemeinen Verhältniſſe der Schrift. Das ſchließt aber in ſich ein Hinausgehen über die einzelne Schrift hinaus auf das Gebiet der hiſtoriſchen Kritik und ihr hypothetiſches Fundament.

Das dritte, was in jenem Kanon liegt, iſt dieß, daß das N. T. eine Sammlung von verſchiedenen Schriften iſt. Hier ſind zweierlei Richtungen. Die ganze Sammlung iſt einmal die Produktion einer in die Geſchichte eingetretenen neuen ethiſchen Potenz, ſodann iſt jedes Einzelne ein Ganzes für ſich, aus ſpeziellen Relationen und Situationen entſtanden. Da verhält ſich offenbar alles Übrige zu jeder einzelnen Schrift wie der natürliche Ort, aus dem die Parallelen zu nehmen ſind, für die hermeneutiſche Aufgabe im Einzelnen. Aber von der andern Seite iſt die Aufgabe nicht zu verkennen, daß wenn wir bei einer Schrift uns die Verhältniſſe, die zum Grunde gelegen, erklären, die Reſultate der Operation von allen neuteſt. Schriften zuſammenſtimmen müſſen, ſo daß ſie ein Bild geben von dem damaligen chriſtlichen Zuſtande als Einheit, denn daraus iſt das Ganze hervor-

gegangen. Ohne dieſe Probe haben wir keine Sicherheit. Allein eben dieß iſt noch ſehr vernachläſſigt. Die Hypotheſe z. B. von dem ſogenannten Urevangelium iſt das Reſultat ſolcher zurückgehenden Operationen. Man hat nemlich die vielen übereinſtimmenden Stellen der Evangelien zuſammengenommen und gefragt, wie dieſe Übereinſtimmung wol entſtanden ſein möge. Allein das Princip, welches man gefunden, iſt zu ſehr nur arithmetiſcher, abſtrakter Natur und zu dürftig. Man ſagt, was die Evangelien Übereinſtimmendes haben, das ſei das Frühere, was jedem eigenthümlich iſt, das Spätere. Jenes bildet ein Aggregat von Einzelheiten in größter Dürftigkeit, das Urevangelium, welches, wie man meint, von den erſten Verkündigern des Evangeliums als Schema aufgeſtellt und von jedem Lehrer nach ſeinem Maaße erweitert worden ſei. Macht man nun damit die Probe, ſo findet man zunächſt, daß das Evangelium des Johannes dabei nicht zu begreifen ſei. Der Apoſtel Johannes hätte doch ſeine Zuſtimmung zu jenem Schema geben müſſen. Aber die ſeinem Evangelium zum Grunde liegende Anſicht iſt eine ganz andere. Alſo die Auctorität dieſes Apoſtels geht für jenes Urevangelium ſchon verloren. Fragen wir nun weiter, in welche Zeit ein ſolcher Akt der Apoſtel hätte fallen ſollen, ſo finden wir wenigſtens in der Apoſtelgeſchichte kein Verhältniß der Art, woraus ein ſolcher Akt wahrſcheinlich würde, keine Spur ſelbſt da nicht, wo Lukas Gelegenheit gehabt hätte, davon zu ſprechen. — So werden alle aus dem Einzelnen hervorgehenden Hypotheſen über das zum Grunde liegende Gemeinſame ſcheitern, ſobald man das Ganze zuſammenſchaut.

Es kommt hier beſonders in Beziehung auf die didaktiſchen Schriften ein anderer Punkt in Betracht, der eine Quelle großer Schwierigkeiten iſt und den man daher bei der Auslegung immer im Auge haben muß. Nemlich die ſchriftliche Mittheilung war in jener Zeit immer nur ſecundär durchaus und in jeder Beziehung. In der Regel ſind die Schriften nur berechnet für ſolche, mit denen ſchon ein mündlicher Verkehr ſtatt gehabt. Nicht nur

die Pauliniſchen, ſondern auch die katholiſchen Briefe ſezen die mündliche Verkündigung des Evangeliums voraus, und zwar wie ſie von gewiſſen, nicht unbekannten Perſonen ausgegangen waren. Da das urſprünglich etwas Gemeinſames war, ſo konnte ſich Jeder ohne Furcht nicht oder mißverſtanden zu werden darauf beziehen. Daraus aber muß für uns wieder eine Dunkelheit entſtehen. Überall wo man auf dunkle Stellen ſtößt, muß man jene primitive Verkündigung vorausſezen, und von da aus zurückſchließen.

So iſt alſo die Verbindung der entgegengeſezten Richtungen immer anzuwenden, und wenn vielleicht weniger bei den profanen Schriften, ſo doch vorzugsweiſe durchaus und überall bei dem Neuen Teſtamente.

Schlußbetrachtung [1]).

Wenn die hermeneutiſche Aufgabe überhaupt vollkommen nur gelöſt werden kann durch Verbindung der Grammatik mit der Dialektik, der Kunſtlehre und der ſpeziellen Anthropologie, ſo iſt klar, daß in der Hermeneutik ein mächtiges Motiv liegt für die Verbindung des Speculativen mit dem Empiriſchen und Geſchichtlichen. Je größer daher die hermeneutiſche Aufgabe iſt, die einer Generation vorliegt, um ſo mehr wird ſie ein ſolcher Hebel. Eine aufmerkſame Beobachtung der Geſchichte lehrt auch, daß ſeit der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften die Beſchäftigung mit der Auslegung, je mehr ſie auf die Principien derſelben eingegangen iſt, deſto mehr zur geiſtigen Entwicklung nach allen Seiten hin beigetragen hat.

Soll aber die hermeneutiſche Kunſt ſolche Wirkung haben, ſo gehört dazu, daß man an dem, was durch Rede und Schrift dargeſtellt iſt, wahres Intereſſe nimmt. Dieß Intereſſe kann verſchiedener Art ſein, aber wir unterſcheiden darin drei Stufen.

[1]) Aus den Vorleſungen im Winterſemeſter 1826—1827.

Die erſte Stufe iſt das Geſchichtsintereſſe. Man bleibt ſtehen bei der Ausmittlung der einzelnen Thatſachen. Es kann darunter viel wiſſenſchaftliches begriffen ſein. Es lieſt z. B. Jemand die Alten in naturhiſtoriſcher Hinſicht. Weder der ſprachliche, noch der pſychologiſche Zuſammenhang wird dabei berührt. Auf dieſer niedrigſten Stufe wäre die Auslegung die allgemein menſchliche.

Die zweite Stufe iſt das künſtleriſche oder Geſchmacksintereſſe. Dieß iſt beſchränkter, als das erſte, denn das eigentliche Volk nimmt keinen Antheil daran, ſondern nur die Gebildeten. Dieſe Beſchäftigung führt ſchon weiter. Die Darſtellung durch die Sprache giebt den Reiz, und es liegt darin die Anregung zur Kenntniß der Sprache und der Kunſtproduktionen. Die Kunſtlehre iſt durch den Geſchmack an den Werken des Alterthums beſonders angeregt worden.

Die dritte Stufe iſt das ſpekulative, d. h. rein wiſſenſchaftliche, und das religiöſe Intereſſe. Ich ſtelle beides gleich, weil beides von dem Höchſten des menſchlichen Geiſtes ausgeht. Das wiſſenſchaftliche faßt die Sache in der tiefſten Wurzel. Wir können nicht denken ohne die Sprache. Das Denken aber iſt die Grundlage aller andern Funktionen des Geiſtes, wir gelangen dadurch, daß wir ſprechend denken, erſt zu einem beſtimmten Grade des Bewußtſeins und der Abſichtlichkeit. Es iſt von dem höchſten wiſſenſchaftlichen Intereſſe, zu erkennen, wie der Menſch in der Bildung und im Gebrauch der Sprache zu Werke geht. Eben ſo iſt es von dem höchſten wiſſenſchaftlichen Intereſſe, den Menſchen als Erſcheinung aus dem Menſchen als Idee zu verſtehen. Beides iſt aufs genaueſte verbunden, weil eben die Sprache den Menſchen in ſeiner Entwicklung leitet und begleitet. — Greift das Geſchmacksintereſſe die Aufgabe tiefer, ſo kann dieſe nur durch das wiſſenſchaftliche gehörig gelöſt werden. Allein zu dieſem ſpeculativen Intereſſe erhebt ſich ein noch kleinerer Theil, als zu dem Geſchmacksintereſſe. Das aber gleicht das religiöſe wieder aus, da dieß auch ein allgemeines iſt. Es iſt die niedrigſte Stufe,

wo das religiöſe Bewußtſein noch nicht erwacht iſt. Je mehr es erwacht und ein allgegenwärtiges wird, deſto mehr iſt der Menſch ſelbſt erwacht. Nun wird es aber von Allen als ein allgemeines beſeſſen und empfunden. Man kann ſich aber darüber nur durch die Sprache verſtändigen. Wir ſehen, daß der Menſch nur in dem Grade über ſein höchſtes Intereſſe klar und gewiß wird, in welchem er den Verkehr durch die Sprache kennt. Alles alſo, was normaler Ausdruck des Religiöſen, irgendwie heilige Schrift iſt, muß dazu beitragen, dieſe Aufgabe zu einer allgemeinen zu machen. Wir finden freilich Religionen, die heilige Schriften haben, ohne daß in der Maſſe das Intereſſe dafür allgemein wäre. Selbſt in der chriſtlichen Kirche macht die Römiſchkatholiſche Parthei eine Ausnahme. Wenn auch die hermeneutiſche Aufgabe in Beziehung auf die neuteſtam. Schrift verglichen mit der Totalität des Objects der ganzen Aufgabe der chriſtlichen Kirche ſehr untergeordnet erſcheint, auch manches wol nicht zur vollen Löſung gebracht werden kann wegen der Eigenthümlichkeit der Sprache und der Maſſe des Materials, ſo iſt es doch auf der andern Seite das allgemeinſte Intereſſe, welches an der hermeneutiſchen Aufgabe hängt, und wir werden mit Sicherheit ſagen können, wenn das allgemein religiöſe Intereſſe fallen ſollte, würde auch das hermeneutiſche verloren gehen. Unſere Anſicht von dem Verhältniß des Chriſtenthums zum ganzen menſchlichen Geſchlecht und die geiſtige Klarheit, womit ſich dieß in der evangeliſchen Kirche entwickelt hat, leiſtet Gewähr dafür. Freilich kann die Aufgabe auf dieſem Gebiete nicht, ſo vollkommen gelöſt werden, wie auf dem Gebiete der claſſiſchen Litteratur. Allein unſer Intereſſe darf deßhalb nicht geringer ſein. Wenn wir es auch nie zum völligen Verſtehen jeder perſönlichen Eigenthümlichkeit der neuteſt. Schriftſteller bringen können, ſo iſt doch das Höchſte der Aufgabe möglich, nemlich das gemeinſame Leben in ihnen, das Sein und den Geiſt Chriſti, immer vollkommener zu erfaſſen.

Kritik.

Bei [1]) der Wiſſenſchaft der Kritik iſt es zunächſt eine ſchwierige Aufgabe, ſich über den Gegenſtand derſelben gehörig zu orientiren.

Wenn mehr Zeit wäre, würde es nicht ohne Intereſſe ſein, wenn wir zu zeigen verſuchten, wie die Aufgabe und die Benennung der Wiſſenſchaft ſich im Verlauf der Zeit modifizirt habe. So können wir aber nur auf die gegenwärtige Lage der Dinge ſehen.

Faſſen wir den Ausdruck Kritik etymologiſch, ſo kommt zweierlei in Betracht, einmal, daß die Kritik in irgend einem Sinne ein Gericht, ſodann, daß ſie eine Vergleichung iſt. Beides fällt zuweilen zuſammen, geht aber auch zuweilen auseinander.

Das Wort, wie es techniſcher Ausdruck geworden iſt, iſt ſehr ſchwer als eine wirkliche Einheit zu faſſen. Wir gebrauchen es in Be-

[1]) Der handſchriftliche Nachlaß Schleiermachers beſteht für dieſen Theil der Vorleſungen nur in einigen wenigen Blättern, von denen die älteſten vier nur kurze Notizen und überſchriftartige Sätze zum Behuf der Vorleſungen enthalten, zwei andere aus verſchiedenen Zeiten eine etwas vollſtändigere Ausarbeitung anfangen, aber nach einigen zuſammenhängenden Sätzen wieder abbrechen. Bei dieſem durchaus fragmentariſchen Charakter des Nachlaſſes habe ich vorgezogen, die letzte Vorleſung vom Winterhalbjahre 1832., mit Benutzung des dabei zum Grunde liegenden zuletzt gemachten Anfangs einer vollſtändigeren Ausarbeitung im Zuſammenhange abdrucken zu laſſen. d. H.

ziehung auf wiſſenſchaftliche Werke, wie auf Kunſtwerke. Faſſen wir dieſe doppelte Beziehung zuſammen, ſo möchte für dieſe Kritik ein Ausdruck von Fr. Auguſt Wolf nicht übel ſein, nemlich der der doctrinalen Kritik [1]). Die eigentliche Tendenz iſt immer, einzelne Produktionen mit ihrer Idee zu vergleichen, das iſt das Gericht, aber auch Einzelnes in Beziehung auf anderes Einzelnes zu betrachten, und das iſt das Vergleichende. Aber beides geht wieder in Eins zuſammen, bildet eine Doctrin. So bleibt noch der Gegenſaz zwiſchen der hiſtoriſchen und philologiſchen Kritik. Die Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik iſt, ihre Einheit ſo gut als möglich zuſammengefaßt, die, aus Relationen die Thatſachen zu conſtruiren, alſo zu beſtimmen, wie ſich die Relation zur Thatſache verhalte. Die philologiſche wird in die höhere und niedere eingetheilt. Fragt man, was iſt die höhere und was iſt die niedere, ſo iſt die Antwort nicht immer dieſelbe. Bisweilen ſelbſt bei Theoretikern, welche auf Wiſſenſchaftlichkeit Anſpruch machen, lautet ſie ſehr mechaniſch.

Man ſagt wol, die philologiſche Kritik beſchäftige ſich mit Schriften, insbeſondere des claſſiſchen Alterthums, und zwar in Beziehung auf deren Ächtheit. Aber eben dieſer leztere Begriff iſt wieder ſehr ſchwierig. Man verſteht wol darunter die Frage, ob eine Schrift wirklich von dem Verfaſſer herrührt, dem ſie beigelegt wird, wobei aber ein großer Unterſchied iſt, ob die Schrift ſich ſelbſt dem Verfaſſer beilegt, wie z. B. der zweite Brief Petri, oder ob ſie von Andern ihm beigelegt wird, wie z. B. das Evangelium des Matthäus, wo nemlich die Überſchrift kein urſprünglicher Theil der Schrift iſt. Der Fall iſt verſchieden. Im lezteren Falle iſt nur die Frage, ob der Recht gehabt, der die Schrift ſo benannt und überſchrieben hat, und ob der Name das bezeichnet, was

[1]) Vergl. bei dieſer Unterſuchung über den Begriff der Kritik, ihren Umfang und Inhalt, Schleiermachers Abhandl. über Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik, in den Akadem. Reden und Abhandlungen, ſämmtl. Werke, zur Philoſophie, dritter Band, S. 387—402.

wir dabei denken? Das ist aber zunächst gar nicht die Untersuchung über die Ächtheit oder Unächtheit der Schrift selbst.

Man sagt nun, die niedere Kritik beziehe sich auf die Ächtheit oder Unächtheit der einzelnen Buchstaben und Worte, die höhere auf ganze Schriften und ganze Schrifttheile. Allein dieß ist eine mechanische und unhaltbare Unterscheidung. Sind die Worte nicht auch Theile der Schrift? Kann nicht die Ächtheit oder Unächtheit eines Wortes von viel größerer Bedeutung sein, als die eines ganzen Theiles? — Die Conjectur des Socinianers Sam. Crell Joh. 1, 1. statt θεὸς, θεοῦ ἦν ὁ λόγος zu lesen, würde darnach zur niederen Kritik gehören, die Frage aber über die Perikope von der Ehebrecherin zur höheren. Und doch ist das erstere wegen des ganzen Zusammenhanges des Evangeliums wichtiger zu wissen, als das leztere.

Es giebt offenbar Fälle, wo beides so ineinander geht, daß man es gar nicht mehr zu unterscheiden vermag. Die Frage über die Ächtheit oder Unächtheit eines Sazes, also eines Theiles der Schrift, beruht oft auf einem einzelnen Wort. Man wird nicht sagen können, ein Wort sei eigentlich kein Theil einer Schrift, aber auch nicht, wenn von Sazen die Rede sei, da sei das Gebiet der höheren, wenn von den Elementen derselben, das Gebiet der niederen Kritik. Es giebt hier keine Grenze. Die ganze Betrachtungsweise ist ungenügend und es ist besser, den ganzen Unterschied wegzuwerfen.

Betrachten wir die beiden obigen Fälle von einer andern Seite, so werden wir finden, es gehört zur Entscheidung über jenes θεὸς und θεοῦ eine ungleich größere Mannigfaltigkeit von Operationen, auch Thätigkeiten höherer Art, als dazu, um über die Ächtheit des Abschnitts von der Ehebrecherin zu urtheilen. Hier kommt es eben nur auf den Werth der Handschriften an, welche den Abschnitt haben oder nicht haben. Von der Lesart θεοῦ aber haben wir in den Handschriften keine Spur, und man muß vieles gelesen und untersucht haben, um darüber zu reden. So

läßt ſich alſo der Ausdruck höhere und niedere Kritik in dem angegebenen Sinne auch von dieſer Seite nicht rechtfertigen.

Um zur richtigen Aufgabe des Begriffs der philologiſchen Kritik und ihrer Theilung zu gelangen, müſſen wir ſie in Verhältniß zu den andern kritiſchen Disciplinen betrachten, alſo mit der hiſtoriſchen und doctrinalen oder recenſirenden Kritik.

Man könnte noch weiter zurückgehen und fragen, was Kritik überhaupt ſei in aller ihrer verſchiedenen Beziehung auf die wiſſenſchaftliche Aufgabe? Aber ob wir ſo weit zurückgehen können und müſſen, muß der Erfolg lehren. Kommen wir durch die Vergleichung der verſchiedenen Arten des Gebrauchs der Kritik ſo weit, daß wir von der philologiſchen eine genügende Erklärung geben können, eine ſolche, die zugleich das Princip ihrer Theilung enthält, ſo fragen wir nicht weiter. Fänden wir aber beſtimmte Indikationen von dem Verhältniſſe zu dem geſammten wiſſenſchaftlichen Gebiete, ſo werden wir zurückgehen können, ohne viel Zeit zu verſchwenden. So wie die Sache aber liegt, werden wir die Frage ſo ſtellen: Womit hat die philologiſche Kritik mehr Verwandſchaft, mit der doctrinalen oder der hiſtoriſchen Kritik?

Wir wollen alle einzelnen Aufgaben, ohne ſie im Verhältniß zu einander zu betrachten, vorläufig als reines Aggregat anſehen. Zur philologiſchen Kritik gehört, daß, wenn uns in einem und demſelben Werke Verſchiedenheiten aufſtoßen, die nicht mit einander beſtehen können, wir das Richtige auswählen und das Unrichtige ausſtoßen und aus den verſchiedenen Arten, wie die Schrift erſcheint, die urſprüngliche Geſtalt möglichſt ausmitteln, dieſelbe alſo in ihrem urſprünglichen Lebenszuſammenhange darſtellen, alſo entſcheiden, ob ſie eine That von dieſem oder jenem ſei, oder eine That von dieſem oder nicht von dieſem. In den Fällen, wo nicht von dem Verfaſſer die Rede iſt, wird doch die Frage ſein nach der Zeit, in die eine Schrift gehört. Betrachten wir nun dieß vorläufig als das Aggregat der philologiſchen Kritik, und fragen, wie ſich dieß zur doctrinalen oder recenſirenden Kritik verhält? Das Ge-

ſchäft von dieſer beſteht darin, Werke von Männern in Beziehung allein auf ihren Werth richtig zu ſchäzen. Das Wort Werk hier ganz genommen, wonach alle menſchlichen Produktionen vom Mechaniſchen an durch die Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft hindurch darunter begriffen ſind. Wonach erfolgt nun hier die Schäzung? Es giebt für jedes menſchliche Werk ein Urbild. Darnach muß das Einzelne als Erſcheinung beurtheilt werden. Da tritt aber bisweilen die Frage ein, haben Urheber und Beurtheiler daſſelbe Urbild? Ein anderes Verhältniß iſt dieß, wenn aus der erſten Schäzung die zweite hervorgeht, nemlich die des Verfaſſers, ob derſelbe ein Urbild hatte oder nicht? Aber auf das Verhältniß der Erſcheinung zum Urbilde bezieht ſich die ganze Aufgabe. Und dieß geht durch das ganze Gebiet durch. Selbſt bei der Beurtheilung mechaniſcher Werke muß ich ſagen können, was zur Vollkommenheit gehört, und dieß kann ich nicht eher, als bis ich das Aggregat von Vollkommenheiten zu einem Ganzen gebildet habe, welches eben das Urbild iſt. Eben ſo im Gebiete der Wiſſenſchaft und der Kunſt. Ich muß das Werk unter eine gewiſſe Gattung bringen, ihm einen gewiſſen Zweck beilegen, und es fragt ſich dann, in wiefern es ſeinen Zweck erreicht und ſeiner Gattung gemäß iſt? Wenden wir daſſelbe auf ſittliche Handlungen, die vorübergehende Lebensmomente ſind, an, ſo werden dieſelben geſchäzt nach dem ethiſchen Urbilde und ihren Beziehungen auf das, was bewirkt werden ſoll. Beides in ſeiner Zuſammengehörigkeit beſtimmt die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Handlung.

Hierunter ſind nun eine Menge von Gegenſtänden, die zugleich Gegenſtände der philologiſchen Kritik ſind. Alle Schriften, die irgend Gegenſtand der philologiſchen Kritik werden können, ſind zugleich Gegenſtände der doctrinalen. Aber die Aufgabe beider iſt durchaus eine andere. Im Gebiete der Kunſt kann dieſelbe Aufgabe vorkommen, welche die philologiſche für die litterariſchen Werke hat. Bei einem Werke der bildenden Kunſt iſt z. B. die Frage, ob es dem angehöre, dem es beigelegt wird? Die Beilegung kann im Werke ſelbſt liegen, wenn der Name

des Künſtlers darauf eingegraben iſt. Der Name kann aber dem Werke anderweitig beigelegt ſein. Dann iſt die Frage weiter die, ob die einzelnen Theile ächt ſind, ob etwas reſtaurirt iſt u. ſ. w. Das ſind dieſelben Operationen, welche die philologiſche Kritik zu üben hat. Da ſehen wir aber ſchon die Verſchiedenheit beider Arten der Kritik, der doctrinalen und philologiſchen, in denſelben Gegenſtänden. Denn jene kümmert ſich gar nicht um den Verfaſſer, ſondern um die Idee des Werkes, ob dieſes jener entſpricht oder nicht. Man kann nun aber ſagen, das doctrinale Urtheil z. B. über eine Ode werde doch ein falſches, wenn ſich darin einzelne Elemente ſpäteren Urſprungs finden; ſo hange alſo die doctrinale und philologiſche Kritik genauer zuſammen. Allein der doctrinalen Kritik als ſolcher iſt es gleich viel, ob eine Unvollkommenheit des Werkes urſprünglich von dem Verfaſſer herührt oder von einem Andern. Die philologiſche Kritik hingegen ſagt, wenn ſie einmal ausgemacht und bewieſen habe, daß eine Ode von Horaz herrühre oder nicht, ſo kümmere ſie ſich in beiden Fällen nicht, ob ſie beſſer oder ſchlechter ſei. So wären alſo die Aufgaben und Funktionen der doctrinalen und philologiſchen Kritik durchaus verſchieden, während die Operation der archäologiſchen und philologiſchen Kritik bei aller Verſchiedenheit des Stoffes weſentlich dieſelben ſind.

Indeſſen läßt ſich doch eine gewiſſe Gemeinſchaft zwiſchen der doctrinalen und philologiſchen Kritik nicht verkennen. Dieſe nemlich hat doch großentheils damit zu thun, die Richtigkeit zu beurtheilen, mit der ſich eine Schrift fortgepflanzt hat. Dieß aber läßt ſich gewiſſermaaßen unter den Begriff der doctrinalen Kritik bringen. Zu dieſer nemlich gehört die ethiſche Kritik, die Beurtheilung menſchlicher Handlungen nach dem, was ſie in Beziehung auf gewiſſe Geſeze, Lebensweiſen u. ſ. w. ſein ſollen. Nun iſt die Handſchrift die Handlung eines Menſchen, und ſo handelt es ſich um die Treue und Genauigkeit, womit er abgeſchrieben hat. Sagt man, eine Handſchrift ſei ungenau, ſchlecht gemacht, u. ſ. w., ſo iſt das doch etwas, was ins philologiſche Gebiet ge-

hört. Doch iſt eine ſolche Taxation immer nur eine vorläufige Maaßregel. Die eigentliche Aufgabe der philologiſchen Kritik iſt, das Richtige in der Schrift ſelbſt darzuſtellen.

Das Nächſte was wir zu thun haben iſt, zu unterſuchen, wie ſich die philologiſche Kritik zur hiſtoriſchen verhält. Von dieſer ſagt man im Allgemeinen, ſie ſei die Kunſt, aus vorhandenen Relationen die eigentliche Wahrheit einer Thatſache auszumitteln. Die Aufgabe iſt auf dieſem Gebiete ganz allgemein zu ſtellen. Wir finden nemlich überall eine Differenz zwiſchen der Relation und der Thatſache. Die Differenz kann geringer und größer ſein, aber vorhanden iſt ſie in irgend einem Grade immer. Wenn Jemand erzählt, was er ſelbſt erlebt hat, ſo iſt das Analoge dieß, wenn Jemand etwas mit Worten beſchreibt, was er ſelbſt geſehen hat. Etwas mit Worten beſchreiben, und das mit Augen Geſehene ſind irrationale Größen zu einander. Die Wahrnehmung iſt nemlich ein Continuum, die Beſchreibung kann es nicht ſein. Die Aufgabe, durch Beſchreibung den Gegenſtand richtig darzuſtellen, kann nur auf verſchiedene, nie auf dieſelbe Weiſe gelöſt werden. Es iſt darin immer eine Verwandlung des Continuum, des concreten Gegenſtandes, in den discreten, — in eine aus einzelnen Sätzen beſtehende Beſchreibung, worin immer ein Urtheil des Beſchreibers mit enthalten iſt, und nothwendig einiges nicht beſchrieben, übergangen, anderes zuſammengezogen wird, weil ſonſt die Beſchreibung eine unendliche werden müßte. Es gleicht dieſe Verwandlung eines Continuums der Verwandlung einer Fläche in einen einzelnen Punkt. Dabei kann man verſchieden zu Werke gehen, und ſo kann auch das Übergangene verſchieden ergänzt werden. — Wenn aus der Beſchreibung eines unbekannten Thieres zwei von einander unabhängig ſich ein Bild davon herſtellen, ſo werden die Bilder ſehr verſchieden ſein. Eben ſo mit der Erzählung einer Thatſache. Natürlich iſt es von beſonderer Wichtigkeit zu wiſſen, wie der Erzählende verfahren ſei. Je mehr er mir bekannt iſt, ſeine Art wahrzunehmen, ſeine Neigungen, in der Wahrnehmung etwas zu überſehen, von dem

Wahrgenommenen aufzunehmen und auszulaſſen, deſto mehr läßt ſich die Thatſache aus der Erzählung ermitteln.

Alſo die Ermittlung der Thatſache aus den Relationen iſt die Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik. Hier ſtehen wir aber auf einem Grenzpunkte. Denn hätten wir von einer Thatſache nur Eine Erzählung, ſo wäre die Löſung der Aufgabe eine rein hermeneutiſche Operation. Aber wenn wir die Regeln der Hermeneutik auf geſchichtliche Werke beſonders anwenden, ſo geht die Ermittlung der Thatſache über das hermeneutiſche Gebiet hinaus. Nur die Ermittlung der Wahrnehmung woraus die Erzählung hervorgegangen iſt, iſt hermeneutiſche Aufgabe. Zu wiſſen, wie das geweſen iſt, was der Erzähler wahrgenommen hat, iſt allerdings Ausmittlung der Thatſache im Gemüth des Erzählers, aber es beruht das nicht mehr auf ſeiner Rede, ſondern auf anderweitigen Kenntniſſen von ihm, kurz es geht in die angrenzende hiſtoriſche Kritik über. Giebt es mehrere und verſchiedene Relationen von derſelben Thatſache, ſo iſt die Aufgabe complicirter, ſchwieriger, denn wir müſſen ein Reſultat herausbringen, woraus ſich die verſchiedenen Relationen erklären laſſen, wie ſie zu Stande gekommen ſind, — aber die Sicherheit wird größer, weil die Relationen einander ergänzen und die Differenzen ſich leichter ausgleichen. Somit iſt dieß eine höhere Poſition.

Wie verhält ſich nun dazu die philologiſche Kritik? Laſſen ſich die Gegenſtände derſelben irgendwie auf dieſen Begriff der hiſtoriſchen Kritik zurückführen, ſo ſind ſie verwandt und untereinander zu ſubſummiren; im entgegengeſezten Falle gehen ſie auseinander und die philologiſche Kritik wäre zu beſtimmen nach ihrem relativen Gegenſaz gegen die beiden andern.

Die Aufgaben der philologiſchen Kritik ſind ſehr mannigfaltig. Man hat, wie ſchon geſagt, darin das Gebiet der höheren und niederen unterſchieden. Dieſe nennt man auch wohl die urkundliche, beurkundende, jene die divinatoriſche. Allein, wenn man den Unterſchied ſo ausdrückt, ſo durchkreuzen die Gegenſäze einander. Denn wenn wir die Aufgabe der höheren ſo faſſen,

wie oben aufgeſtellt iſt, ſo kann ſie in dem einen Falle eben ſo gut durch urkundliche, wie in dem andern Falle nur durch divinatoriſche gelöſt werden. Und eben ſo die niedere. Denn wenn ich von der Güte der vorhandenen Handſchriften eine beſtimmte Schäzung machen kann, und die beſten ſtimmen in einer Leſeart zuſammen, ſo iſt dieſe ohne weiteres die beſte Leſeart. Da iſt die Aufgabe urkundlich gelöſt. Muß ich aber zu Emendationen meine Zuflucht nehmen, ſo iſt das divinatoriſche Kritik.

Allein ſo löſt ſich die Frage über das Verhältniß der hiſtoriſchen und philologiſchen Kritik noch nicht genügend. Wir müſſen die verſchiedenen Aufgaben genauer betrachten, und mit einander vergleichen. Da die philologiſche Kritik kein Begriff a priori iſt, ſondern mit dem Geſchäft ſelber erſt ſich gebildet und erweitert hat, ſo kann man auch nur auf dieſem Wege zu ſeiner richtigen Erklärung gelangen.

Schriften, die nicht mehr die Urſchriften ſind, können als Relationen angeſehen werden. Die Schrift ſoll nur mittheilen, was der Verfaſſer geſchrieben hat. Dieſe Thatſache iſt nun zu ermitteln. So ſcheint die Aufgabe der philologiſchen Kritik dieſelbe, wie in der hiſtoriſchen, der Form nach, aber nicht der Sache nach. Wir finden hier gar nicht dieſelbe Irrationalität zwiſchen Erzählung und Thatſache, wie in der hiſtoriſchen Kritik. Der Verfaſſer ſchrieb ſucceſſive, eben ſo der Abſchreiber. Sezen wir nun den Fall, der Verfaſſer ſchrieb ſein Werk und ein Anderer ſchrieb es richtig ab, oder jener dictirte es und ein Anderer ſchrieb es richtig nach, ſo ſind Urſchrift und Abſchrift u. ſ. w. gleich und die Differenz zwiſchen der Thatſache und Relation fällt weg, ſo daß die Aufgabe als Aufgabe verſchwindet. Allein die Sache wird gleich anders, wenn wir den Fall etwas anders denken, nemlich, wenn der Schreiber oder Abſchreiber nicht richtig nachgeſchrieben oder abgeſchrieben hat. Hier tritt eine Differenz ein zwiſchen der Thatſache des Dictirens oder der Urſchrift, und der Relation in der dictirten Schrift oder Copie. Iſt nun dieſe Differenz auch nicht nothwendig, ſo iſt ſie doch da und muß auf-

gelöſt werden, und ſo ſind wir wieder auf dem Gebiete der hiſtoriſchen Kritik, und die Aufgabe iſt, wie es ſcheint, unter den Begriff der hiſtoriſchen Kritik zu ſubſumiren. Dieß iſt freilich nur Ein Fall, und ein ſolcher, wo die philologiſche Kritik auch unter die doctrinale ſubſumirt werden könnte, weil es dabei auf Vergleichung einer Handlung mit ihren Regeln und Geſezen ankommt.

Eine andere Aufgabe iſt die, daß wir in dem Werke eines Schriftſtellers auf etwas ſtoßen, was den Eindruck eines Fremden macht; es entſteht der Verdacht der Verfälſchung, wobei nicht bloß an ein einzelnes Wort, ſondern auch an Größeres gedacht werden kann. Iſt dieſer Fall auch unter die hiſtoriſche Kritik zu ſubſumiren? Allerdings. Iſt der Verdacht gegründet, ſo ſtimmt die Relation mit der Thatſache der urſprünglichen Schrift nicht überein, im andern Falle ſind beide in Übereinſtimmung. Dieß zu erfahren, darauf kommt es an. So iſt alſo die Aufgabe, aus der Relation die Thatſache zu ermitteln.

Sezen wir noch eine höhere Aufgabe. Es enthalte eine Handſchrift alle Schriften eines und deſſelben Verfaſſers, darunter aber ſei eine, der es an der gehörigen Identität mit den andern fehlt, ſo daß der Verdacht entſteht, ſie ſei nicht von dem Verfaſſer, wie iſt dieſer Fall anzuſehen? Sind Zeugniſſe und Gründe genug da, daß die Handſchrift nur Schriften deſſelben Verfaſſers enthalten ſoll, ſteht auch z. B. durch die Überſchrift feſt, daß der, von dem die Handſchrift ausgeht, alles als Schrift deſſelben Verfaſſers anſah, ſo ſagt dieß Zeugniß als Thatſache aus, daß der Verfaſſer auch jene Schrift verfaßt habe. Wenn nun die Schrift doch verdächtig iſt, ſo iſt eine Differenz zwiſchen der Relation und der Thatſache, und dieſe iſt auszumitteln. Dieſer Fall gehört der ſogenannten höheren Kritik an. Er führt aber eben ſo ſehr zur hiſtoriſchen Kritik, wie jener obige, der mehr der ſogenannten niederen angehört.

So werden wir alſo ſagen, die philologiſche Kritik ſei unter die hiſtoriſche zu ſubſumiren, ſie ſei ein beſtimmter Theil von dieſer. Dieß gilt von der Aufgabe in ihrem ganzen Umfange.

Der Umfang derſelben aber iſt weiter als das claſſiſche, ja als das litterariſche Gebiet überhaupt. In ihrer vollen Allgemeinheit gefaßt, haben wir ſie im täglichen Leben beſtändig zu üben. So oft ſich Jemand verſpricht, haben wir einen Fall für die philologiſche Kritik, ungeachtet kein geſchriebener Buchſtabe vorhanden iſt. Was eins ſein ſoll, Gedanke und Rede, iſt zweierlei geworden. Wer ſich verſpricht, ſagt anderes als er denkt. So haben wir eine Differenz. Die Differenz kann oft im Augenblicke nicht gleich bemerkt werden, ſondern erſt hintennach. Man mag ſie gleich bemerken, will aber nicht unterbrechen, um eine Erklärung zu fordern, und ſo ſucht man ſelbſt auszumitteln, was er hat ſagen wollen. — Immer aber ſoll in ſolchen Fällen ausgemittelt werden, was der Redende wirklich hat ſagen wollen, da, was er geſagt hat, ein anderes iſt. Eben ſo tritt die Aufgabe ein bei den Schreibfehlern in Urſchriften und Abſchriften. Aber ſelbſt Aufgaben der höheren Kritik kommen im gewöhnlichen Leben vor, z. B. bei anonymen Schriften. So haben die zuſammengeſezteſten kritiſchen Probleme des claſſiſchen Alterthums überall im Leben wenigſtens ihr Analogon, und die Allgemeinheit der Aufgabe iſt unverkennbar.

Vergleichen wir nun die drei kritiſchen Hauptaufgaben mit einander, ſo finden wir, daß die doctrinale Kritik, die ethiſche mit umfaſſend, eine ganz allgemeine Aufgabe hat, die überall vorkommt in jedem Zuſtande der Menſchen. Sie bezieht ſich auf das Verhältniß des als Einzelnen Beſtimmten zum Begriff. Hier liegen die lezten Gründe auf dem dialektiſchen und ſpeculativen Gebiete. Die hiſtoriſche Kritik iſt eine Aufgabe, die ebenfalls überall vorkommt, wo Vergangenheit und Gegenwart einander gegenübertreten. Da iſt immer eine Vergleichung zwiſchen der Thatſache (in der Vergangenheit) und der Relation (in der Gegenwart) anzuſtellen. Die Aufgabe iſt überall, wo es geſchichtliches Daſein giebt.

Die philologiſche Kritik hat es zu thun mit der allmählichen Umgeſtaltung, die durch das Spiel zwiſchen Aufnehmen und Wiedergeben, Receptivität und Spontaneität entſteht.

Wollten wir alle drei auf eine Einheit zu bringen ſuchen, ſo würde uns dieß zu weit abführen. Es fragt ſich nur, wozu wir uns entſchließen ſollen, zur Subſumtion der philologiſchen unter die doctrinale oder unter die hiſtoriſche?

Thun wir das erſtere, ſo würden wir ſagen, die Aufgabe der philologiſchen ſei, ein Urtheil zu fällen über die Treue der Überlieferung. Aber dieſes Urtheil iſt noch nicht die Löſung der Aufgabe ſelbſt. Denn wenn ich weiß, hier habe ich einen richtigen, dort einen unrichtigen Proceß, ſo iſt das erſte doch nur auf die Weiſe der Fall, daß das Einzelne nicht auf gewiſſe Weiſe getrübt worden iſt, und nur in dem Falle, daß dieß ganz und gar nicht ſtatt findet, wäre eine weitere Löſung der Aufgabe unnöthig. Habe ich aber einen unrichtigen Proceß, ſo entſteht die Aufgabe, aus der Schrift die urſprüngliche Rede herzuſtellen. Dieſe Aufgabe aber iſt in jener der doctrinalen Kritik noch nicht gelöſt.

Subſumiren wir dagegen die philologiſche Kritik unter die hiſtoriſche, ſo trifft dieſe Subſumtion wenigſtens die Löſung der philologiſchen Aufgabe ſelbſt. Denn es gilt die urſprüngliche Thatſache aus den vorhandenen Zeugniſſen herzuſtellen. Dieß ſcheint nun allerdings beſſer, aber was gewinnen wir? Wir hätten mehr als die Hälfte des Ganzen, wenn die hiſtoriſche Kritik ſchon eine durchgearbeitete techniſche Disciplin wäre, wenn ſie feſtſtehende allgemeine Regeln hätte. Das iſt aber der Fall ganz und gar nicht. Die hiſtoriſche Kritik iſt auch überall nur in ihren Anfängen, denn ſie hat keine ſichere Theorie, worauf wir die philologiſche Aufgabe zurückführen könnten.

Indeſſen haben wir durch die Vergleichung mit der hiſtoriſchen Kritik eine Formel gewonnen, worauf wir alle Aufgaben der philologiſchen Kritik zurückführen können, wenn wir den Fall ſo ſtellen, daß es überall die differenten Größen giebt, Thatſache und Relation, und ein zwiſchen beiden angenommenes Verhältniß, welches auszumitteln iſt, ob es richtig iſt oder nicht. Die Copie will eine genaue Abſchrift des Originals ſein. Das

Original iſt der Gegenſtand, die Copie Beſchreibung, Relation, das angenommene Verhältniß die Identität oder völlige Übereinſtimmung. Nun ſoll unterſucht werden, ob dieß angenommene Verhältniß wirklich ſtatt finde. Es kann einzelnes zweifelhaft ſein, oder auch die ganze Schrift, immer aber iſt auszumitteln, in welchem Verhältniß die Relation mit der Thatſache ſteht. So kann man ſich die Aufgabe der philologiſchen Kritik als Einheit denken.

Allein die philologiſchen Aufgaben ſind im Einzelnen verſchieden und ſo auch das Verfahren der Löſung. So iſt es nothwendig eine richtige Eintheilung zu finden, um die verſchiedenen Aufgaben gehörig zu gruppiren.

Die vorherberührte Eintheilung in höhere und niedere Kritik wird verſchieden gefaßt. Die Benennung höhere und niedere Kritik kann den Sinn haben, entweder daß die Aufgaben nach ihren Gegenſtänden wichtiger und unwichtiger ſind, oder ihre Auflöſung ein verſchiedenes Maaß von Kenntniſſen und Talenten vorausſezen. Allein wenigſtens dieß leztere kann erſt nach den Operationen ſelbſt eingeſehen werden. Nimmt man die Eintheilung in dem Sinn, daß die höhere die divinatoriſche, die niedere die urkundliche Kritik genannt wird, ſo iſt zwar dadurch eine Verſchiedenheit des Verfahrens oder der Methode angedeutet, aber es fragt ſich, ob die Benennung von beſtimmten Aufgaben gilt, ſo daß die einen nur durch diplomatiſche die andern nur durch divinatoriſche Kritik gelöſt werden können. Dieß aber iſt nicht der Fall, ſondern die Aufgaben fallen oft in beide Gebiete oder die beiden Methoden des Verfahrens fallen in vielen Aufgaben zuſammen. So werden alſo durch jene Eintheilung die Aufgaben ſelber nicht getheilt.

Giebt es nun eine andere richtigere Art, die philologiſchen Aufgaben zu gruppiren? Mehr, Höheres, als Gruppirung, iſt, wo man mit Einzelheiten zu thun hat, nicht zu verlangen. Es kommt hier nur aufs Praktiſche an. Die Aufgaben ſind entſtanden und entſtehen durch das Verhältniß einer ſpäteren Zeit zu

den Produktionen einer früheren, und ſind ſehr verſchiedener Art. Nun fragt es ſich, laſſen ſich dieſe verſchiedenen Aufgaben unter gewiſſen Hauptdifferenzen zuſammenfaſſen? Wie finden wir dieſe? Indem wir zurückgehen auf das angenommene Verhältniß zwiſchen der Relation oder dem Zeugniß und der Thatſache. Da fragt ſich nun, auf wievielerlei Weiſe das angenommene Verhältniß der Identität verloren gehen, oder auf wievielerlei Weiſe in verſchiedenen Fällen die Differenz zwiſchen dem Späteren, welches dem Früheren gleich ſein ſoll, es aber nicht iſt, entſtehen kann?

Wir nehmen die Aufgabe in der oben angegebenen vollen Allgemeinheit, wonach ſie z. B. auch im täglichen Geſpräch vorkommen kann. Die allgemeine Vorausſezung des Geſprächs iſt die Identität zwiſchen Gedanke und Wort. Darauf beruht alles Verſtändniß. Wie entſteht nun im Geſpräch das Verſprechen? Es kann ſehr verſchiedene Urſachen haben, und in manchen Fällen ſehr ſchwer ſein, die wahre zu finden. Wir haben im Geſpräch zwei Operationen, die des Denkens, die rein pſychiſche, und die des Sprechens, welches auf einer rein organiſchen Funktion beruht. Wir können dieß das Mechaniſche nennen, in Vergleich wenigſtens mit der Operation des Denkens. Der Impuls dazu, das was dabei Freiheit iſt, iſt durchaus nur das Übergehen des Gedachten in die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge, welche auf Muskelbewegung beruht, die ihren beſtimmten Mechanismus hat. Denken wir uns auch den Impuls des Willens fortwirkend, ſo unterſcheiden wir doch immer dieſes Moment der Freiheit und das rein Mechaniſche. Nun laſſen ſich Abweichungen des Geſprochenen und Gedachten denken, deren Grund rein in der mechaniſchen Operation liegt, und wiederum ſolche, wo der Grund auf der pſychiſchen Seite liegt, wo das Verſprechen aus gleichzeitigen Gedanken, die zwar nicht in der Reihe liegen, aber momentan eindringen, entſteht. In dieſem Falle weiß man leichter ſelbſt um das Verſprechen, wie es entſteht. Der Art ſind die Namenverwechſelungen. Können wir nun dieß ganz allgemein faſſen und durchführen, ſo können wir ſagen, die Differenz zwi-

ſchen der Thatſache und der Relation oder dem Zeugniß entſtehe entweder auf dem mechaniſchen Wege, oder durch den Einfluß eines Moments, welches auf dem Gebiet der Freiheit liegt. Eine größere weitere Eintheilung der Aufgabe ließe ſich dann nicht denken. Allein es fragt ſich eben, ob ſich jenes ſo allgemein ſezen laſſe?

Gehen wir nun von dieſer erſten Operation, wenn ſich Jemand verſprochen hat und die Aufgabe iſt, aus dem Gehörten das Gedachte zu ermitteln, weiter, ſo kommen wir auf den analogen Fall des Verſchreibens. Hier haben wir die mechaniſche Operation der Hand. Durch dieſe iſt etwas entſtanden, was nicht geſchrieben werden wollte. Damit hat es dieſelbe Bewandniß wie mit dem Verſprechen.

Betrachten wir aber dieſen Fall genauer in der Form, wie er in der Kritik der gewöhnlichſte iſt, nemlich den Akt des Abſchreibens. Schreibt ein Abſchreiber was er geſehen hat, und es iſt ein Fehler, ſo hat er ſich eigentlich nicht verſchrieben, der Fehler liegt rückwärts in dem, was er geſehen. Aber der Fehler, den er ſelber macht, kann auf einem Verſehen beruhen. Ein höherer Grad der Aufmerkſamkeit hätte alle ſolche Fehler verhütet. Der Mangel an Aufmerkſamkeit aber iſt etwas, was eigentlich nicht auf dem Gebiet der Freiheit liegt. Das Verſehen kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen. Gehen wir dabei von der Thatſache aus, was da hätte geſchrieben werden ſollen, ſo können wir zwei Fälle unterſcheiden: entweder es iſt geſchrieben, was nicht hätte geſchrieben werden ſollen, oder es iſt nicht geſchrieben, was hätte geſchrieben werden ſollen. Dieß leztere iſt der ſo häufige Fehler der Auslaſſung. Dieſe kann auf zweierlei Weiſe geſchehen. Einmal, wenn zwei Worte gleichen Anfang haben und der Abſchreiber aus Verſehen das Dazwiſchenliegende ausläßt, oder, wenn zwei Worte gleiche Endung haben und der Abſchreiber von dem erſten zum zweiten fortſchreibt und das Dazwiſchenliegende überſieht und ausläßt. In beiden Fällen iſt die Auslaſſung nichts gewolltes und hat ihren Grund in der mechaniſchen Operation.

Denken wir uns aber, daß ein Abſchreiber in ſeiner Urſchrift etwas zwiſchen den Zeilen oder am Rande geſchrieben findet, und ungewiß wird, ob er es einſchalten oder übergehen ſoll. Das Übergeſchriebene kann ſich zu dem eigentlichen Text verhalten als Veränderung oder Einſchaltung. Es hätte das Verhältniß beſtimmt ſollen angedeutet werden, es iſt aber nicht der Fall. Läßt der Abſchreiber das Eingeſchaltete aus, weil er es für eine Veränderung hielt, oder nahm er die Veränderung auf, weil er es für eine Einſchaltung hielt, ſo wird im erſten Falle etwas fehlen, in dieſem zweimal daſſelbe, alſo zuviel ſtehen. Eben ſo bei Randgloſſen, welche entweder Einſchaltungen oder Erklärungen ſein können. In allen dieſen Fällen beruht die Differenz auf einer freien Handlung, weil auf einem Urtheil über Thatſachen. Dieſe Geneſis der kritiſchen Aufgabe iſt von dem Umfange, der Größe deſſen was aufgenommen oder weggelaſſen wird, ganz unabhängig. Was durch bloß mechaniſche Fehler ausgelaſſen wird, kann bedeutend groß ſein, ganze Zeilen, bedeutend klein dagegen, was durch Freiheit, durch Urtheil aufgenommen oder ausgelaſſen wird. Nicht auf den quantitativen Unterſchied, ſondern auf die Geneſis der Differenz kommt es an, wenn Regeln feſtgeſtellt werden ſollen.

Noch iſt der Fall beſonders zu betrachten, wie ein Zweifel über den Verfaſſer einer Schrift entſteht. Man denke ſich einen Codex, der mehrere Platoniſche Geſpräche enthält, aber nur unter ihrer Überſchrift, und ohne den Namen des Verfaſſers, weil man vorausſezte, derſelbe ſei bekannt. Dahinter iſt ein anderes Geſpräch, auch mit ſeiner Überſchrift, aber wie die erſteren, unter derſelben Vorausſezung, auch ohne Namen des Verfaſſers. Schreibt nun einer das lezte Geſpräch allein ab, und ſezt, weil er es auch für ein Platoniſches hält, den Namen Platons als des Verfaſſers darüber, ſo iſt das ein Irrthum, der aus einer freien Handlung entſtanden iſt; derſelbe kann ſich optima fide fortpflanzen in ſonſt vollkommen richtigen Abſchriften. Es fragt ſich nun, ob das Urtheil der Thatſache entſpricht oder nicht, der Dialog von Platon

herrührt oder nicht? — Die Frage kann leichter und ſchwerer zu entſcheiden ſein. Leicht iſt's, wenn ein unwiſſender Menſch das Urtheil gefällt und den Namen Platons zu einem Werke geſchrieben hat, welches Niemand für Platoniſch halten kann.

Ein ſolcher Irrthum kann aber noch auf eine andere Art entſtehend gedacht werden, wenn nemlich Jemand z. B. in jenem Falle nur fragend oder zweifelnd den Namen Platons an den Rand ſchrieb, und der Abſchreiber einer ſolchen Handſchrift den Namen aufnahm. Da iſt auch eine freie Handlung, aber von ganz anderer Art, er hat vielleicht nicht über die Sache nachgedacht, ſondern nur gemeint, weil der Name am Rande ſtand, gehöre er mit hinein. Hätte der erſtere ein Zeichen der Ungewißheit gemacht, würde der zweite ſich nicht verſehen haben. Aber man kann ſich denken, daß ein ähnlich lautender Name aufgenommen, oder ein den Unterſchied zwiſchen zwei Schriftſtellern beſtimmender Beiname überſehen und weggelaſſen worden iſt. Da kann denn ein mechaniſches Verſehen angenommen werden. So laufen in dieſem Falle die beiden Entſtehungsweiſen des Irrthums ineinander.

Die Hauptfälle der philologiſchen Kritik ſind in den obigen Beiſpielen zuſammengefaßt. Wir finden in den wenigſten Fällen die beiden Entſtehungsweiſen unterſcheidbar. Um das kritiſche Verfahren in jedem gegebenen Falle zu beſtimmen, muß man auf die eine oder andere Entſtehungsweiſe zurückgehen. Dieß iſt immer hypothetiſch. Aber die Aufgaben laſſen ſich nicht anders, als darnach ſondern und eintheilen.

Wir können noch weiter zurückgehen und ſagen, dasjenige wodurch alle Operation der Kritik bedingt iſt, iſt die Entſtehung des Verdachts, daß etwas iſt, was nicht ſein ſoll. Wo ein ſolcher Verdacht nicht iſt, kann auch kein kritiſches Verfahren eingeleitet werden.

Der Verdacht kann gleich von vorn herein entſtehen bei einem augenſcheinlichen Fehler, wie z. B. im Geſpräch, wenn Jemand ſich verſpricht, Namen oder Zahl verwechſelnd; er

kann aber auch erſt ſpäter entſtehen bei weiterem Verfolgen der Rede.

Sezen wir den Fall, daß einem Autor eine Schrift fälſchlich beigelegt iſt, ſo können ſie viele leſen und merken nichts und haben keinen Verdacht. Es kann ein Gegenſtand ſein, den der genannte Verfaſſer könnte behandelt haben, auch die Behandlungsweiſe und Schreibart entſprechen, aber es kommen Umſtände vor, die der Verfaſſer nicht gewußt haben kann. Es kann alſo die Schrift nicht von ihm geſchrieben ſein, außer wenn Verdacht iſt, daß die betreffende Stelle nicht von dem Verfaſſer herrührt, alſo interpolirt iſt. Allein jene Umſtände werden von vielen Leſern überſehen. So iſt alſo, um den Verdacht zu bekommen, eine gewiſſe Qualification des Leſers erforderlich. Kann nun das kritiſche Verfahren nicht entſtehen, wenn gar kein Verdacht da iſt, ſo könnte man die Fälle oder Aufgaben ſo theilen, je nachdem der Verdacht entſtehen muß oder nicht. Dieß könnte Anlaß geben zu jener Unterſcheidung in die höhere und niedere Kritik. —

Gehen wir die Fälle genauer durch. Wenn z. B. durch ein Verſehen des Auges eine Auslaſſung entſtanden iſt, ſo daß der Saz zuſammenhangslos und unverſtändlich wird, ſo bekommt jeder leicht Verdacht. Iſt durch ein mechaniſches Verſehen eine Sprachwidrigkeit entſtanden, ſo kann der Fehler oft augenſcheinlich ſein, oft aber gehört viel Sprachkenntniß dazu, um den Fehler zu entdecken, zumal wenn die verſchiedenen Perioden der Sprache in Betracht kommen. Will man danach höhere und niedere Kritik unterſcheiden, ſo darf man nur nicht auf den Umfang ſehen. Eine Kleinigkeit kann eben ſo viel Sprachkenntniß erfordern, als die Unächtheit einer ganzen Schrift zu erkennen.

Man könnte ſagen, der, dem kein Verdacht entſteht, wo er entſtehen ſollte, ſei ein unkritiſcher Mann, und im Gegentheil der ein kritiſcher, der ſich auf den Verdacht verſteht. Allein wollte man zur Kritik rechnen, darüber Anweiſungen zu geben, wie man ein kritiſcher Mann werde, ſo würde man zu weit gehen, denn es concurriren dabei verſchiedene Naturanlagen und Grade

der Übung. Die Kritik kann ſich nur auf den Punkt ſtellen, zu lehren, was zu thun ſei wenn der Verdacht entſtanden und anerkannt ſei, und wie man dazu komme, die Differenz zu löſen.

Jezt können wir überſehen, wie die Aufgabe zu theilen ſei und wovon man ausgehen müſſe, um beſtimmt und ſicher verfahren zu können.

Von der Größe des Verdachtes müſſen wir abſtrahiren, denn dieſer iſt zufällig. Sollen wir nun ausgehen von der Art, wie der Fehler, der Irrthum entſteht, wovon der Verdacht ausgeht, oder wie der Verdacht entſteht? Das leztere hängt aber wie geſagt von dem ab, was außerhalb der Kritik liegt. Alſo müſſen wir ausgehen von der Art, wie der Irrthum, Fehler, entſteht. Davon hängen die Regeln des Verfahrens ab. Da müſſen wir aber ausgehen von der urſprünglichen Vorausſezung, womit alle Operation der Kritik beginnt, nemlich, dem Verdacht oder der Vermuthung, daß das Vorhandene mit der urſprünglichen Thatſache nicht übereinſtimmt. Theilen wir nun das Geſchäft, ſo werden wir dem Obigen zufolge beſtimmt ſondern die Vermuthungen, welche auf einen mechaniſchen Fehler, und die, welche auf eine dazwiſchen getretene freie Handlung, wodurch die Differenz zwiſchen der Thatſache und Relation veranlaßt oder verurſacht iſt, ſchließen laſſen. Auf die Weiſe entſteht eine Analogie mit der Eintheilung in die niedere und höhere Kritik.

Die Aufgabe ſelbſt beſteht nun (dort wie hier) aus zwei Momenten, dem Erkennen des Fehlers und der Wiederherſtellung des Urſprünglichen. Da aber die Erklärungsgründe in jenen beiden Haupttheilen verſchieden ſind, ſo muß jenes die Haupteintheilung bleiben.

Erſter Theil.

Kritik der mechaniſchen Fehler.

Wir fragen hier zuerſt, welches iſt der allgemeinſte Fall, wo der Verdacht einer Differenz zwiſchen Relation und urſprünglicher Thatſache entſteht?

Sezen wir nun, wie oben geſagt, die Abſchrift als Relation und die Urſchrift als urſprüngliche Thatſache, — ſo iſt der allgemeinſte Fall oder Ausdruck des kritiſchen Verdachts der, daß wenn ein Saz in einer Schrift keinen geſchloſſenen Sinn giebt, d. h. kein wirklicher Saz iſt, die beſtimmte Vermuthung entſteht, daß die urſprüngliche Thatſache alterirt worden iſt, denn Niemand will etwas ſchreiben, was nicht einen geſchloſſenen Sinn giebt. Dieß iſt die Formel für die Fälle, wo immer auf einen mechaniſchen Fehler zurückgeſchloſſen werden muß, weil man durchaus nicht vorausſezen kann, daß Jemand einen Saz unverſtändlich machen will, ſondern nur, daß er einen andern Sinn hineinzulegen ſucht. — Der Ausdruck iſt auch für den Fall gültig, daß Jemand ſich in der Urſchrift verſchreibt, wie wenn ſich Jemand verſpricht, und der Saz ſinnlos wird.

Ein anderer Fall iſt, wenn wir mehrere Relationen von derſelben Thatſache haben, mehrere Abſchriften von einer Urſchrift. Da kann ein Verdacht entſtehen ganz unabhängig davon, ob eine Stelle Sinn giebt oder nicht, wenn ſie nemlich in mehreren Handſchriften zwar in jeder einen Sinn hat, aber in jeder einen andern. Es giebt dann wenn wir zwei Leſearten haben zwei Möglichkeiten, es kann eine falſch ſein, oder alle beide. Entſteht

ſo der Verdacht eben nur durch Vergleichung von mehrern Relationen, ſo iſt auch nicht alles Abſichtliche ausgeſchloſſen, es kann ſowol freie Abſicht dazwiſchen getreten ſein, als mechaniſche Fehler. Da in dieſem Fall der Verdachtsgrund in der Differenz der Relationen liegt, ſo iſt die Aufgabe, zwiſchen den Differenzen zu entſcheiden.

So haben wir alſo zu unterſcheiden ſolche Aufgaben, die aus der Anſicht einer Schrift für ſich, und ſolche, die nur aus der Vergleichung mehrerer entſtehen. Die erſteren beruhen auf der allgemeinen Thatſache, daß mechaniſche Fehler vorkommen, die lezteren ſezen voraus, daß von der Urſchrift mehr Abſchriften gemacht und dieſe verſchieden ſind. Dieſe ſind dann wie verſchiedene Zeugniſſe zu vergleichen.

Hier treten nun wieder zwei Aufgaben und zweierlei Verfahren ein. Die eine Aufgabe iſt, wenn uns die Thatſache eines Fehlers beſtimmt entgegentritt, wie iſt dann zu verfahren? Die andere iſt, Fehler zu entdecken, die ſonſt nicht entdeckt ſein würden. Es kann ſein, daß in einer Handſchrift gar nichts vorkommt, was Verdacht erregt, aber die Möglichkeit von Fehlern iſt im Allgemeinen immer vorhanden, die Vielheit der Abſchriften und ihre Verſchiedenheit zeigt, wenn wir vergleichen, daß wirklich Fehler vorhanden ſind. Wir haben alſo die doppelte Aufgabe, erſtlich die Differenzen, Fehler zu entdecken, zweitens über die Differenzen zu entſcheiden, alſo das Urſprüngliche zu beſtimmen.

Betrachten wir nun den einfachſten Fall, wenn im Fortleſen einer Schrift der Verdacht eines Fehlers entſteht. Hier müſſen wir die Aufgabe theilen ihrem Inhalte nach, dann die Auflöſung, je nachdem es eine Differenz in der Verfahrungsart giebt.

Der allgemeinſte Ausdruck des Verdachts iſt, daß eine Stelle vorkommt, die keinen geſchloſſenen Sinn giebt. Hier iſt wieder zweierlei möglich, der Saz giebt entweder keinen logiſch oder keinen grammatiſch geſchloſſenen Sinn. Das lezte kann ſtatt finden ohne das erſte. Es können z. B. in einem Saze Subſtantiv

und Adjectiv grammatiſch nicht zuſammenſtimmen, aber die Zuſammengehörigkeit beider, der logiſche Sinn kann dabei unzweifelhaft ſein; der Fall, wenn der logiſche Sinn nicht geſchloſſen iſt, iſt der möglich ſchwerere, weil beim Fehlen des logiſchen Zuſammenhangs eine unendliche Menge von Möglichkeiten entſteht. Nur der Zuſammenhang enthält Indikationen, was gemeint ſein kann. So iſt alſo die Aufgabe unbeſtimmt. Iſt dagegen der Saz logiſch beſtimmt, aber nicht grammatiſch, ſo iſt die Aufgabe einfacher, ſie liegt dann rein in der Abwandlung der Formen und in den grammatiſchen Regeln. Steht das Subſtantiv richtig, ſo muß das Adjectiv dem gemäß gemacht werden, eben ſo, wenn die Conjunction gewiß iſt, beſtimmt ſich leicht der Modus. Aber bei der Präpoſition und dem Caſus kann man ſchwanken, weil mehrere Präpoſitionen mit verſchiedenen Caſus gebraucht Gleiches bedeuten können. Für die hermeneutiſche Operation kann es bis auf einen gewiſſen Punkt gleichgültig ſein, ob ich die kritiſche Aufgabe vollkommen richtig löſe oder nicht. Allein rein philologiſch betrachtet in Beziehung auf die Geſammtheit der Sprache iſt es nicht gleichgültig. So entſteht alſo die Aufgabe, aus den verſchiedenen Möglichkeiten herauszufinden und zu beſtimmen, was ſowol der Sprache als dem Sinne gemäß iſt. Um nun ſicher zu ſein, daß das Urſprüngliche getroffen iſt, wird, da hier eben nur ein mechaniſcher Fehler vorgefallen iſt, nothwendig, mehrere Abſchriften zu vergleichen. Hier tritt der Unterſchied der urkundlichen und divinatoriſchen Kritik hervor. Sind mehrere Abſchriften vorhanden, eine aber von dieſen hat den Fehler nicht, ſo hat dieſe die Präſumtion des Urſprünglichen für ſich und die Aufgabe iſt gelöſt. Haben wir aber nur *eine* Handſchrift, ſo iſt die Entſcheidung nur aus innern Gründen möglich. So kann und muß alſo dieſelbe Aufgabe in gewiſſen Fällen aus inneren, in andern aus äußeren Gründen gelöſt werden. Die Entſcheidung aus äußeren Gründen hat natürlich den Vorzug. Aber es giebt Fälle, wo die Entſcheidung aus inneren Gründen vollkommen eben ſo ſicher iſt, wenn der Sinn logiſch beſtimmt iſt und der vorhandene grammatiſche

Fehler mit grammatiſcher Nothwendigkeit corrigirt werden kann, d. h. wenn nur eine grammatiſche Möglichkeit da iſt.

Die Entſcheidung aus äußeren Gründen kann ſehr leicht eine ſolche ſein, daß die Aufgabe für die hermeneutiſche Operation gelöſt zu ſein ſcheint. Allein es iſt möglich, daß in andern Handſchriften an derſelben Stelle etwas anderes ſteht. Dadurch wird man in die Nothwendigkeit verſezt, zwiſchen dem einen und andern zu entſcheiden. So lange nun nicht die Urkunden in der Vollſtändigkeit vorliegen, daß wir ſagen können, die Abſchriften zuſammengenommen repräſentiren die Urſchrift vollſtändig, ſo daß ſie ihre Fehler ſich gegenſeitig aufheben, iſt die Entſcheidung unvollkommen und immer nur proviſoriſch. Apodiktiſch iſt die Entſcheidung allein, wenn die grammatiſche Nothwendigkeit da iſt. Aber die Fälle ſind erſtaunlich verſchieden, und das Verfahren gar nicht immer ſo einfach.

Wir haben in dem Obigen den Fall des grammatiſch und logiſch nicht Geſchloſſenen nur auf die allgemeine logiſche Form des Sazes und die allgemeinen grammatiſchen Regeln bezogen. Allein es können nun viel individuellere Fälle vorkommen. Es kann ein Saz für ſich logiſch geſchloſſen ſein, aber man kann doch mit der größten Gewißheit behaupten, daß er einen Fehler haben müſſe, weil er ſo wie er iſt entweder nicht in den Zuſammenhang paßt oder nicht für einen Saz des beſtimmten und bekannten Verfaſſers gehalten werden kann. Eben ſo kann ein Saz grammatiſch geſchloſſen und richtig erſcheinen und doch ein Fehler darin ſtecken; in Beziehung auf die allgemeinen Sprachgeſeze kann er geſchloſſen ſein, aber nicht in Beziehung auf die beſondern Sprachbedingungen, unter denen die Schrift entſtanden iſt. Der Verdacht geht in dieſen Fällen aus von der hermeneutiſchen Operation, er iſt gebunden an die Vollkommenheit, womit man die hermeneutiſche Operation zu vollziehen ſtrebt. So entſtehen dem mit ſeinem Schriftſteller vertrauten aufmerkſamen und geübten Leſer Verdachtsfälle, wie ſie für andere nicht entſtehen. Je mehr ſich ſo die Aufgabe vermannigfaltigt, die Fälle

ſpezieller werden, deſto weniger reicht das allgemeine Verfahren hin, es muß ſpezieller und individueller werden.

In der weiteren Erörterung der Aufgaben kommt nun zunächſt das Verhältniß der beiden Methoden, der urkundlichen und divinatoriſchen, in Betracht, um ſo mehr, da man einſeitig die eine wie die andere überſchäzt hat.

So wie wir im Leſen auf eine Abnormität ſtoßen, welche einen mechaniſchen Fehler vermuthen läßt, und zwar auf eine grammatiſche Abnormität, ſo iſt die Frage, habe ich zur Löſung der Aufgabe nöthig noch irgend etwas anderes einzuſehen? Betrachtet man die Sache nur in Beziehung auf die hermeneutiſche Aufgabe, ſo hat man in ſolchen Fällen nicht nöthig, das Richtige erſt wieder herzuſtellen. Nur der nothwendige Sinn wird feſtgeſtellt. In den leichteren Fällen wenigſtens iſt in der grammatiſchen Abnormität ſelbſt, verglichen mit den Regeln, ſchon gegeben, was ſein muß. Da iſt denn kaum was geſchieht eine Löſung durch die divinatoriſche Methode zu nennen. Denken wir uns nun aber ſchwierigere Fälle, wo eine logiſche Abnormität iſt, der Sinn logiſch nicht geſchloſſen iſt, ſo kann ſich der nothwendige Sinn aus dem Zuſammenhange ergeben. Sobald ich das weiß, frage ich nun, wie kann dieſer Sinn urſprünglich ausgedrückt geweſen ſein? Betrachte ich den Fall lediglich in Beziehung auf die hermeneutiſche Aufgabe, ſo kann mir gleichviel ſein, ob die Differenz zwiſchen dem Hergeſtellten und Urſprünglichen ein Minimum oder größer iſt. Von dieſem Geſichtspunkte aus kann ich ſagen, das urkundliche Verfahren, das Vergleichen von andern Handſchriften, iſt nur in den Fällen nöthig, wo das divinatoriſche nicht eintreten kann, d. h. wo nicht beſtimmte Aufgaben genug ſind, um zu entſcheiden, welches der Sinn des Schriftſtellers geweſen.

Aber hätte die Kritik keine andere Beziehung, als auf die hermeneutiſche Aufgabe, und zwar in der Beſchränkung, daß es nur darauf ankommt, den Sinn einer vorliegenden Stelle richtig aufzufaſſen, dann würde unſer ganzes philologiſches Verfahren

bald in eine ungeheure Confuſion gerathen. Denn dann iſt es gleichgültig, ob ich richtige oder unrichtige Abſchriften habe, wenn ich nur den Sinn habe. Allein eben dieß wäre auch ganz unter dem Begriff der wahren Hermeneutik. Da kommt es doch auch auf das Verhältniß des Verfaſſers zur Sprache an. Um dieß aber zu erkennen, muß auch beſtimmt gewußt werden, was wirklich urſprünglich geſtanden hat. Da darf alſo nicht unentſchieden gelaſſen werden, ob die Differenz von dem Urſprünglichen ein Minimum oder größer iſt. Es bleibt ſonſt eine leere Stelle für das Verhältniß des Verfaſſers zur Sprache und je mehrere ſolche leere Stellen ich erhalte, deſto weniger kann ich ein Bild von dem Verhältniß im Ganzen bekommen, und deſto unſicherer wird das ganze Bild von der Litteratur und Sprache.

Iſt nun vom philologiſchen Geſichtspunkt aus nichts unnöthig oder unwichtig, ſo ſtellt ſich die Aufgabe ſo, bei der Reſtitution des Richtigen nach der größten Genauigkeit und Gewißheit zu ſtreben. Dazu kommt, daß für die Kritik die Schrift auch außer der Sprache etwas für ſich iſt und ihr Poſitives hat, was wenn wir von der Schrift abſtrahiren in der Rede nicht zum Vorſchein kommt. So in der franzöſiſchen, wo einzelne Laute, ja ganze in der Schrift erſcheinende Sylben verſchluckt werden. Eben ſo kommt im Griechiſchen das iota subscriptum in der Rede nicht vor. Für die Schrift aber iſt dieß etwas Poſitives. Es wird Niemand ſagen können, daß, wenn wir die ganze kritiſche Operation als Ergänzung eines hiſtoriſchen Factums anſehen, das poſitiv in der Schrift Gegebene gleichgültig wäre, ſondern gerade die Löſung der kritiſchen Aufgabe fordert oft in den einfachen Fällen am meiſten die Kenntniß jenes Poſitiven. Denn wenn ich nicht weiß, daß dieß oder jenes geſchrieben worden, ſo fehlt mir die Leitung, aus dem, was ich als Urſprüngliches ſupponire, das Falſche zu erklären, was ich oft nur aus den Schriftzügen kann, zu denen dieſe poſitiven Elemente gehören. Nun iſt es auch für die Geſchichte der Sprache bedeutend zu wiſſen, wie in verſchiedenen Zeiten die Schrift ſich zur Sprache verhalte. Die Schrift

hat ihre eigene Geſchichte. Es gehen Veränderungen in ihr vor unabhängig von den Veränderungen in der Rede. Aber jene Veränderungen ſind doch weſentliche Momente in der Totalität der Sprachgeſchichte. Von dieſem Standpunkte aus erſcheint die urkundliche Kritik in ihrem ganzen Umfange.

Stellen wir die philologiſche Aufgabe ſo, die Geſchichte der Sprache und Schrift genau zu erforſchen, ſo iſt alles zu vergleichen, was von Schriften geblieben iſt. Das iſt aber die Aufgabe der Diplomatik, wovon die Paläographie nur ein Theil iſt. Dabei iſt der Inhalt der Schrift ganz gleichgültig. Jene Aufgabe beſteht auch für ſich. Die Auflöſung der kritiſchen Aufgabe durch Vergleichung mehrerer Abſchriften iſt nur eine Anwendung davon.

Gehen wir zu unſrer kritiſchen Aufgabe zurück, ſo ſind die Fälle, welche im Leſen einer alten Schrift entſtehen können, ſehr verſchiedener Art. Die einfachſten ſind die, wenn die Aufgabe durch das zu löſen iſt, wodurch ſie entſteht. Entſteht z. B. die Aufgabe durch einen grammatiſchen Fehler, ſo löſe ich ſie auch durch die Grammatik. Bezieht ſich dagegen die Aufgabe auf eine Wendung, einen Ausdruck, der ſonſt nicht bei einem Schriftſteller vorkommt, ſo muß er durch eine fremdartige Analogie entſtanden ſein, und der einfachſte Fall iſt dann der, wenn ſich die Aufgabe eben durch die Analogie löſt. Dieſe aber muß ich kennen, ſowol die allgemeine als die ſpezielle des beſonderen Schriftſtellers. Denkt man ſich aber, daß Jemand, der in einer Abſchrift Fehler gefunden, ſo verfahren iſt, daß er das Ganze ausgedrückt hat, wie ihm der Sinn vorkam, oder wie es ihm als Minimum von Differenz erſchien, ſo kann ſo viel Fremdes hereingekommen ſein, daß mit Sicherheit gar keine Analogie über die Sprachweiſe des Schriftſtellers aufgeſtellt werden kann. Da ergiebt ſich von Neuem, daß das unmittelbare hermeneutiſche Bedürfniß nicht das Maaß der kritiſchen Operation ſein kann.

Fragt man nun, wie ſich das urkundliche Verfahren zu dem divinatoriſchen verhält, ſo iſt jenes die eigentliche Baſis der Kritik,

das divinatoriſche nur zum Behuf der unmittelbaren hermeneutiſchen Operation, wo das beurkundende nicht ausreicht. Kommt man bei einem Schriftſteller auf eine verdorbene Stelle, und man hat dann nur eine Ausgabe, ſo entſteht die Conjectur, alſo das divinatoriſche Verfahren. Giebt es aber einen zugänglichen kritiſchen Apparat, und man behandelt die Sache mit philologiſchem Sinne nicht bloß in Beziehung auf die verdorbene, unverſtändliche Stelle, ſo iſt das urkundliche Verfahren nothwendig. Iſt ein mechaniſcher Fehler vorauszuſezen, ſo iſt auch zu unterſuchen, wie der Fehler entſtanden ſein kann. Dieſes Verfahren geht auch wol in das divinatoriſche über. Man kann die verſchiedenen Leſearten anſehen als die bekannten Größen zu der wahren unbekannten Größe der urſprünglichen Leſeart.

Der Kanon, daß das divinatoriſche Verfahren nur dann zuzulaſſen ſei, wo es an urkundlichen Mitteln fehlt, oder gar, daß, wo es nicht an dieſen fehlt, man nicht befugt ſei, das divinatoriſche Verfahren anzuwenden, und man müſſe dann bei dem beſten, was die Handſchriften geben, bleiben, dieſer Kanon gilt nicht abſolut, ja er darf ſo gar nicht aufgeſtellt werden, weil dabei das hermeneutiſche Intereſſe zu kurz käme. Die wahre Abſchäzung beider Methoden richtet ſich nach den jedesmaligen Beziehungen. Von dem allgemeinen philologiſchen Geſichtspunkt iſt das urkundliche Verfahren eine Aufgabe für ſich. Aber es wird in dieſem auch wieder ein divinatoriſches geben, je nachdem ſich die Aufgabe ſtellt. Gehen wir auf den Standpunkt zurück, wovon wir ausgingen, und conſtituiren uns als bloße Leſer, ſo daß wir kein anderes Intereſſe haben, als mit dem Bewußtſein der Befriedigung weiter gehen zu können, ſo können wir die kritiſche Aufgabe ganz zur Seite liegen laſſen. Allein dieß iſt nicht der Geſichtspunkt, aus welchem ſich die Kritik als Wiſſenſchaft behandeln läßt. Haben wir einen Schriftſteller, bei dem es nur auf den Inhalt ankommt, deſſen Sprachbildung kein beſonderes Intereſſe hat, ſo kann man am leichteſten über die kritiſchen Aufgaben weggehen, ſobald man das Mangelhafte auf hermeneuti-

ſchem Wege gebeſſert hat. Dagegen gewinnt bei einem Schriftſteller, deſſen Sprachbildung für die ganze Sprache von Werth iſt, auch das Intereſſe zu wiſſen, was er wirklich geſchrieben hat. Da iſt alſo die kritiſche Aufgabe zu löſen. Als bloßer Leſer kann man ſich mit dem divinatoriſchen Verfahren um ſo mehr begnügen, je mehr man ſich mit der Sprachweiſe des Schriftſtellers vertraut glaubt, ſo daß man nach ſicherer Analogie entſcheiden kann. Alſo können wir im Allgemeinen ſagen, daß, nimmt man die hermeneutiſche Aufgabe in ihrer Unmittelbarkeit, in ſehr vielen Fällen die kritiſche Aufgabe gar nicht entſteht; erſt vom allgemeinen philologiſchen Standpunkte aus bekommt die kritiſche Aufgabe ihren wahren tieferen Sinn und ihre innere Nothwendigkeit.

Es giebt Fälle, wo im Leſen keine kritiſche Aufgabe zu entſtehen ſcheint, weil wirklich ein beſtimmter Sinn da iſt, der auch dem Zuſammenhange entſpricht. Gleichwol kann es ſein, daß das, was man lieſt, nicht wirklich vom Schriftſteller herrührt. Man hat alſo falſche Elemente für die Anſchauung der Sprache des Schriftſtellers, woraus dann Irrthümer entſtehen. Hier kann die Ausſcheidung nur durch die urkundliche Kritik entſtehen.

Wie aber ſteht hier nun beides zu einander, das urkundliche und divinatoriſche Verfahren? Sollen wir ſagen, das vergleichende, urkundliche Verfahren ſolle bei der Vorausſezung mechaniſcher Fehler ſo lange fortgeſezt werden, bis eine divinatoriſche Entſcheidung nicht mehr vorkommen kann? Das würde vorausſezen, daß die Aufgabe durch das urkundliche Verfahren vollkommen gelöſt werden könne. Dieſe Vorausſezung aber iſt nicht richtig. Es werden die unmittelbarſten Aufgaben nicht durch die urkundliche Kritik gelöſt, die divinatoriſche iſt immer eine unentbehrliche Hülfe. Allein wenn wir von dieſem Standpunkte ausgehen, erſcheint die divinatoriſche Kritik eben nur als Nothbehelf.

Suchen wir nun die Endpunkte des urkundlichen Verfahrens näher zu beſtimmen und fangen mit denen an, wo es nicht Statt findet. Haben wir z. B. ein eben erſchienenes Buch, ſo iſt vorauszuſezen, alle Exemplare ſeien einander gleich. Es kom-

mehr Exemplare vor, in denen nachträglich während des Druckes Druckfehler bemerkt sind. Aber im Allgemeinen, und wenn das nicht ausdrücklich bemerkt ist, sezen wir die Identität der Exemplare voraus. Findet man nun doch einen Fehler, so können wir hier das vergleichende urkundliche Verfahren nicht anstellen, weil die Handschrift des Verfassers, woraus alle gedruckten Exemplare geflossen sind, nicht zugänglich ist. Hier sind wir also bei jedem Druckfehler bloß an das divinatorische Verfahren gewiesen.

Haben wir dagegen mehrere Auflagen, nicht Ausgaben, und zwar von verschiedener Druckprocedur, so entsteht die Möglichkeit, daß die einen Fehler haben, welche die andern nicht u. s. w. Hier kann also verglichen werden. Schon bei diesem Minimum von Differenz kommt das vergleichende urkundliche Verfahren in Betracht, und nur in dem Maaße, als das divinatorische eine absolutschlagende Gewißheit giebt, kann man sich des urkundlichen enthalten.

Gehen wir jenseits des Gebrauchs der Buchdruckerei zurück, so haben wir, weil bei den Handschriften immer die Veranlassung zu mechanischen Fehlern ist, immer die Aufgabe des urkundlichen Verfahrens, sobald nicht die Aufgabe in einen weiteren Gesichtskreis tritt.

Hier entsteht aber die Frage, verhält sich alles in dieser Beziehung gleich, was aus dem Alterthum herrührt?

Stellen wir uns auf den allgemeinen philologischen Standpunkt, so kommt es darauf an, zunächst wie die Sprache in allen ihren verschiedenen Perioden ist behandelt worden. Es ist dann nothwendig die Schreibweise des Schriftstellers genau zu erforschen. Zu dem Ende aber muß man wissen, aus welcher Zeit der Verfasser ist, das Verfahren wäre sonst null. Da beschränkt sich also schon die Aufgabe. Ferner, wenn der Verfasser keinen schriftstellerischen Charakter hat, also keine Constanz im Sprachgebrauch, so kann kein Resultat herauskommen, welches für die allgemeine Aufgabe von Bedeutung wäre. Ein solcher kann eben so gut die Weise seiner Zeit repräsentiren, als regellos bald so bald so

ſchreiben. So kann es mehrere Produkte geben, von denen wir geſtehen müſſen, daß das philologiſche Verfahren anzuwenden eben keinen beſonderen Nuzen gewähre, der dem Aufwande von Kraft und Zeit entſpräche. Alſo beſchränkt ſich auch hier die Aufgabe.

Nun entſteht aber eine Nebenaufgabe. Das Abſchreiben iſt eine mechaniſche Operation, die bald auf dieſe bald auf jene Weiſe kann getrieben werden. Die Buchſtabenſchrift hat zu verſchiedenen Zeiten ihre verſchiedenen Geſtaltungen, welche auch verſchiedene mechaniſche Irrungen hervorbringen kann. Iſt die Differenz der Zeit zwiſchen der Urſchrift und Abſchrift bekannt, und giebt es in dieſer Zwiſchenzeit verſchiedene Geſtaltungen der Schrift, ſo iſt möglich, daß jede Irrung ihre eigene Geſchichte hat. Es können Irrungen aus ganz verſchiedenen Zeiten herſtammen. Um dieß zu wiſſen, werden *paläographiſche Kenntniſſe und Studien* erfordert.

Es giebt Schriftzeichen, die mit der grammatiſchen Poſition der Wörter zuſammenhängen, die aber in verſchiedenen Zeiten verſchieden ſind. Sobald nun eine Abſchrift mehr dem Charakter ihrer Zeit, als dem der Urſchrift folgt, entſtehen ganz neue und zuſammengeſeztere Irrungen. Hier finden wir alſo die unmittelbar philologiſche Aufgabe, die Geſchichte der Sprache und Schrift in ihren verſchiedenen Exiſtenzialverhältniſſen zu erforſchen. Die Vergleichung der Urkunden hat zugleich wieder den Zweck, jene geſchichtlichen Momente feſtzuſtellen, weil wir ſie eben nur in dieſen Überbleibſeln haben, wozu die Schriftſteller, die darüber geſchrieben haben, nur Complemente ſind. Da kann ein Schriftſteller, der an und für ſich wenig Bedeutung hat und in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht keine Mühe belohnt, doch in paläographiſcher Hinſicht von großem Werthe ſein. So entſtehen Geſichtspunkte und Werthe, die man von dem einfachen hermeneutiſchen Standpunkte aus gar nicht findet. Das paläographiſche Studium für ſich iſt ein rein hiſtoriſches, man kann es eigentlich nicht mehr zur Kritik rechnen. Aber es kann ohne Kritik nicht beſtehen,

weil zu beurtheilen iſt, ob eine vorkommende Form zu einer gewiſſen Zeit wirklich übliche Form geweſen oder ein Fehler des Abſchreibers iſt.

Fragen wir nun, kann man ſich in der Löſung der kritiſchen Aufgabe unter allen Umſtänden immer daſſelbe Ziel ſezen?

Vom allgemeinen philologiſchen Standpunkte aus haben wir, wie geſagt, immer das Intereſſe, zu fragen, wie der Schriftſteller urſprünglich geſchrieben habe. Können wir dieß in allen Fällen ausmitteln?

Wir unterſcheiden die divinatoriſche und urkundliche Methode. Weiß man genau, wie zur Zeit des Schriftſtellers geſchrieben iſt, und kann man ſeinen Sprachgebrauch ſicher beſtimmen, ſo kann man ſich mit der divinatoriſchen Kritik jenes Ziel ſezen, zu beſtimmen, wie der Verfaſſer urſprünglich geſchrieben habe. Aber wie viel gehört dazu, um jene Vorausſezungen mit Sicherheit zu machen! Was die urkundliche Methode betrifft, ſo giebt es allerdings oft Fälle, wo ſie ſich jenes Ziel nicht ſezen kann. Nemlich die Fälle, wo wie bei Homer zweifelhaft iſt, ob es jemals eine Urſchrift gegeben, oder wo die Zeitdifferenz zwiſchen der Urſchrift und den älteſten Abſchriften, die wir haben, bedeutend groß iſt, ſo daß eine Menge von Zwiſchenpunkten fehlen, wo unbekannte Quellen von Fehlern liegen können, und kein Übergang zur Urſchrift in Beziehung auf mechaniſche Fehler zu entdecken iſt, — in ſolchen Fällen iſt jene Aufgabe durchaus nicht mehr zu löſen, und man muß ſich, wie z. B. bei den Homeriſchen Werken, begnügen, auf die Schreibweiſe der Alexandriniſchen Grammatiker zurückzugehen. Hier ſind alſo die verſchiedenen Intereſſen zu ſondern, das hermeneutiſche und das allgemein philologiſche. Das leztere kann ſich eine Grenze ſezen, womit ſich die hermeneutiſche Aufgabe nicht begnügen kann. Darnach iſt denn das Verfahren nothwendig verſchieden.

Haben wir von einem alten Schriftſteller einen gedruckten Text vor uns, ſo iſt die Frage natürlich, wie dieſer entſtanden ſei? Es ſind verſchiedene Verfahrungsweiſen denkbar. Weiß ich

nicht, wie und nach welchen Regeln und Geſichtspunkten der Herausgeber mit dem Texte verfahren iſt, ſo kann ich auch ſeinen Text nicht richtig behandeln. Wir müſſen, um jenes zu erfahren, die verſchiedenen Fälle conſtruiren, aber die Conſtruction der verſchiedenen Fälle führt auf verſchiedene Verfahrungsweiſen und deren Regeln zurück. Dieſe ſind dann in Beziehung auf ihre Zweckmäßigkeit zu vergleichen. Dieſe Frage aber iſt ohne die Vergleichung zwiſchen dem Falle, wo ich einen gedruckten Text, und dem Falle, wo ich eine einzelne Handſchrift habe, nicht zu beantworten. Iſt nun zwiſchen dieſen beiden Fällen immer ein Unterſchied? Oder giebt es auch Fälle, wo der Unterſchied verſchwindet? Das leztere kann ſtatt finden, wenn ein Schriftſteller aus einer einzelnen Handſchrift abgedruckt iſt und mit möglichſter Genauigkeit. Die Differenz aber verſchwindet nur dann völlig, wenn die Zeichen des Drucks ſich ganz an die Zeichen der Handſchrift halten. Da iſt als hätten wir eben nur eine einzelne Handſchrift.

Sezen wir die verſchiedenen Fälle eines gedruckten Textes ſelbſt, und zwar zuerſt den einfachſten, daß ich weiß, das gedruckte Exemplar ſtellt eine beſtimmte Handſchrift des Werkes dar. In dieſem Falle iſt mir die ganze kritiſche Aufgabe überlaſſen, weil ich alle Urſache habe vorauszuſezen, daß in dieſem Exemplare mechaniſche Irrungen ſind.

Ein zweiter Fall iſt der, daß das gedruckte Exemplar durch eine Beurtheilung entſtanden iſt, deren Principien ich nicht kenne. Da bin ich noch ſchlimmer daran. Denn ich weiß nicht einmal, was einen urkundlichen Grund hat, und was nur auf einer mir nicht bekannten Einwirkung beruht. Es kann z. B. ſein, daß der Herausgeber ein Paar Handſchriften vor ſich gehabt und aus jeder nahm, was ihm darin befriedigender ſchien als in der andern. Er hat auch wol die divinatoriſche Methode angewendet, wenn ihm etwas dem Sinn und den Verhältniſſen des Buches angemeſſener oder nothwendig ſchien. Iſt nun hier Urkundliches und Nichturkundliches, u. ſ. w. untereinander und ſo, daß ſich die Verhältniſſe nicht unterſcheiden laſſen, ſo iſt dieß die ſchwierigſte

Aufgabe der Kritik. Solche ſo gemachte Ausgaben ſind kritiſch ganz unbrauchbar und nur dazu brauchbar, um ſich des Inhalts des Buches im Großen und Groben zu verſichern; an genaue, ſichere Kenntniß des Einzelnen iſt da gar nicht zu denken. Iſt nun gar der Inhalt eines ſo edirten Werkes zugleich Gegenſtand des Streites, ſo iſt der Verdacht unabweisbar, daß der Herausgeber, zumal wenn er an dem Streit Theil nimmt, manches für falſch gehalten, was richtig, und manches fremdartige hineingebracht. Unter ſolchen Umſtänden ſind ſolche Ausgaben gänzlich zu perhorreſciren.

Ein dritter Fall iſt, daß wir ein gedrucktes Exemplar haben, wobei wir wiſſen, daß der Herausgeber keine willkührliche Änderungen gemacht. Der Herausgeber hat aus älteren Handſchriften geſchöpft und aus dieſen Quellen nach ſeiner Überzeugung immer das Beſte genommen. Allein er hat die Quellen, woraus er genommen, nicht angegeben, und uns nicht in den Stand geſezt, jedes Einzelne auf ſeine beſtimmte Quelle zurückzuführen. In dieſem Falle wiſſen wir zwar, daß nichts im Text ſteht, was nicht ſchon einmal vorhanden war, nichts, was nicht urkundlich wäre, allein auch eine ſolche Ausgabe iſt für das philologiſche Intereſſe, wie für die einfache hermeneutiſche Operation, immer unzureichend. Sie gewährt für die genaue Kenntniß der urſprünglichen Schreibweiſe keine Sicherheit, auch können, wenn aus verſchiedenen Abſchriften der Text zuſammengeſtellt iſt, verſchiedene Arten der Zuſammenſtellung gedacht werden, die einen verſchiedenen Sinn geben, wenigſtens was die Stärke oder Schwäche des Ausdruckes betrifft. Wir ſind dann in dem Falle, den Verfaſſer und den bloßen Leſer, der die Zuſammenſtellungen gemacht hat, nicht gehörig unterſcheiden zu können.

Wenn alſo ſchon verſchiedene Geſtalten deſſelben Buches exiſtiren, die wenn auch nur in Kleinigkeiten abweichend ſind, ſo iſt ein vollſtändiger philologiſcher Gebrauch nur möglich unter der Bedingung eines kritiſchen Apparats. Dieſer muß zweierlei enthalten, einmal die Geneſis der aufgenommenen Leſeart, ſodann

die Geſammtheit aller kritiſchen Differenzen. Das erſtere reicht nicht aus. Denn, um das kritiſche Urtheil des Herausgebers prüfen und ſeine Operation nachconſtruiren zu können, muß ich alles das, was er vor ſich hatte, auch vor mir haben. Nun läßt ſich dieß aber offenbar nur bei einer gewiſſen Beſchränktheit der vorhandenen Hülfsmittel leiſten, wenn es ſich um Vergleichung von drei oder vier Handſchriften handelt. Wir können bei einer beſonders bedeutenden Stelle die Darſtellung wol erweitern, aber beſchränkt muß doch der Apparat ſein, wenn er brauchbar ſein ſoll. Die Verkürzung des Materials iſt z. B. in dem Falle ganz in der Ordnung, wenn alle Handſchriften bis auf zwei übereinſtimmen. Da braucht eben nur dieſe Differenz angegeben zu ſein, von den andern folgt dann, daß ſie mit dem Texte Gleiches haben. Denken wir aber den Fall einer großen Menge von Handſchriften, und unter ihnen eine große Mannigfaltigkeit der kritiſchen Differenz, wollte man da alle dieſe Differenzen zuſammenſtellen, ſo würde der Apparat eine ungeheure Maſſe werden. Müßte man dann für jeden einzelnen Fall die ganze Maſſe durcharbeiten, ſo würde die Aufgabe in jeder Beziehung eine unendliche werden. In dieſem Falle iſt die Vollſtändigkeit des Apparats nicht zu erreichen und auch nicht heilſam. Was ſoll dann aber geſchehen, um die möglichſte Sicherheit hervorzubringen und die Leſer in den Stand zu ſezen, ſich aus allem Vorhandenen ein Urtheil zu bilden? Es iſt dann nöthig, daß ſich der Herausgeber erſt mit dem Leſer über gewiſſe Hauptpunkte verſtändigt, nemlich über die Gründe, warum er auf dieſe oder jene Handſchriften keine Rückſichten nimmt, andere dagegen beſonders hochſchäzt. Es giebt offenbar verſchiedene Principien und verſchiedene Geſichtspunkte bei der Anlegung eines kritiſchen Apparats. Sezen wir den Fall, daß eine Schrift in einer Controverſe liegt. Sagt nun der Herausgeber, er ſchließe ſolche Handſchriften aus und nehme in ſtreitigen Fällen auf ſie gar keine Rückſicht, eben weil ſie mit in der Controverſe geſteckt, und deßhalb Gefahr ſei, daß in ihnen der Sinn des Schriftſtellers alterirt worden, ſo werden

einige Leſer zufrieden ſein, andere nicht. Dieſe können ſagen, jene Ausſchließung ſei ganz recht da, wo die Differenzen mit der Controverſe zuſammenhängen, wo aber dieß nicht ſtatt finde, da ſeien auch ſolche Handſchriften nüzlich. Eben ſo iſt es, wenn der Herausgeber alle ſpäteren Handſchriften, eben weil ſie ſpätere ſind, ausſchließt. Einige werden zufrieden damit ſein, weil die ſpäteren Handſchriften allerdings an ſich einen irrigeren Text vermuthen laſſen, zumal wenn die benuzten Handſchriften ſchon ein bedeutendes Material enthalten und bedeutende Differenzen. Andern aber kann dieß Verfahren gleichſam zu durchgeſchnitten erſcheinen, die jüngeren Handſchriften können unmittelbar aus einer ſehr alten Quelle herrühren, und ſo wäre ein weſentliches Hülfsmittel abgeſchnitten. Je mehr Urſache nun zu einem ſolchen Verdacht iſt, deſto weniger iſt ſolch eine allgemeine Regel des Verfahrens zu loben. Muß nun aber doch der Apparat, um nicht unüberſehbar zu werden, beſchränkt werden, ſo läßt ſich der glückliche Fall denken, daß verſchiedenen Apparaten verſchiedene Maximen zum Grunde liegen. Da ergänzt dann einer den andern, und ſo kann der Leſer dadurch in den Stand geſezt werden, als hätte er den ganzen Apparat vor ſich. Allein es kommt dann auch wieder alles darauf an, zu wiſſen, ob und wie weit ich mit den Maximen des Herausgebers übereinſtimme. Dazu gehört aber, daß ich als kritiſcher Leſer ſelbſt ein Urtheil habe über das richtige Verfahren des Herausgebers. So werde ich die verſchiedenen Herausgeber nach ihren verſchiedenen Geſichtspunkten richtig beurtheilen und gebrauchen.

Es iſt faſt unvermeidlich, daß man beſtochen wird durch das, was man vor Augen hat. Haben wir einen alten Schriftſteller vor uns, der ſchon interpungirt iſt, ſo wiſſen wir, die Interpunktion rührt nicht von dem Schriftſteller ſelbſt her; wir wiſſen aber, daß die Interpunktion auf die Art und Weiſe, den Sinn zu faſſen, von Einfluß iſt. Die gemachte Interpunktion von vorn herein zu vernichten, und ſich auf den urſprünglichen Standpunkt zu ſtellen, werden nur Wenige im Stande ſein.

So wird man in der Regel durch die vorhandene Interpunktion befangen, hält ſie für richtig, und nur wenn man auf Schwierigkeiten ſtößt und auf die Möglichkeit eines andern Sinnes bei veränderter Interpunktion wird man bedenklich. Allein man iſt ſchon im Zuge deſſen, was einem früher eingeleuchtet hat, alles andere iſt im Nachtheil der Oppoſition. Wollten wir deßwegen verlangen, daß die alten Schriftſteller ohne alle Interpunktion gedruckt werden ſollten, ſo wäre dieß zu ſehr wider alle Gewohnheit und würde für die meiſten Leſer neue Schwierigkeiten haben. Richtiger wäre es freilich an ſich, aber es iſt unthunlich. Auf jeden Fall aber iſt bei interpungirtem Text alle Vorſicht anzuwenden.

Eben ſo kann der Leſer leicht durch den vorliegenden Text beſtochen werden. Dieſer nimmt von einem früher Beſiz, als man die abweichenden Leſearten vergleicht. Daher iſt es gut, wenn der Herausgeber die Maximen, die er bei der Conſtitution des Textes befolgt hat, gleich von vorn herein beſtimmt. Je beſtimmter ſie ausgeſprochen ſind, deſto leichter kann man ſich orientiren. Es iſt ein bedeutender Unterſchied, ob der Text aus lauter Urkundlichem beſteht, oder ob auch Reſultate der divinatoriſchen Kritik darin ſind, ob der Text aus gleichartigem oder ungleichartigem Urkundlichen beſteht. Doch kommt es dabei eben auf die Beſtimmung des Werkes an. Denkt man ſich die Ausgabe eines Claſſikers ohne alle philologiſche Tendenz zu anderweitigem Gebrauch gemacht, etwa bloß für den äſthetiſchen Genuß der Liebhaber, ſo kann der Herausgeber ſelbſt ſeine Emendationen mit aufnehmen. So liegt auch den Ausgaben zum Schulgebrauch die eigentlich kritiſche Aufgabe fern; der kritiſche Apparat würde nur aufhalten. Aber zu ſtreng philologiſchem Gebrauch iſt nothwendig, daß der Herausgeber den vollſtändigen kritiſchen Apparat vorlege, ſo daß Urtheil und Urkundliches unterſchieden werden könne. Dieſe Unterſcheidung iſt nothwendig, wiewol nicht immer rein durchzuführen.

Wie weit geht nun aber die Obliegenheit des kritiſchen Leſers,

alſo eines ſolchen, der über die unmittelbare hermeneutiſche Aufgabe hinausgeht? Er hat vor allem nach dem Verhältniß des Herausgebers zur Thatſache, der urſprünglichen, und nach dem beſtimmten Zwecke der Ausgabe zu fragen, und dieſen zu beurtheilen, ob er ein ſolcher ſei, bei dem man ſtehen bleiben könne?

Die Fälle ſind verſchieden. Iſt das urſprüngliche Verhältniß dieſes, daß die Schrift vom Anfang an zur Öffentlichkeit und Vervielfältigung beſtimmt war, ſo fragt ſich, iſt dieſe von Anfang an geſchehen oder ſpäter? Wenn ſpäter, ſo entſteht die Frage, in welchem Zuſtande die Urſchrift war, als die Vervielfältigung anging, und auf welche Weiſe dieſelbe betrieben worden?

Denken wir uns eine Sammlung z. B. von Briefen einer geſchichtlichen Perſon. Es iſt nicht beſtimmt vorauszuſezen, daß die Briefe von Anfang an und abſichtlich öffentlich geweſen. Wir müſſen alſo annehmen, daß die Öffentlichkeit erſt mit der Sammlung angefangen. Hat nun der Sammler nicht erweislich lauter Urſchriften gehabt, ſondern Abſchriften, ſo iſt im lezteren Falle der kritiſche Charakter wol nicht immer derſelbe. Er kann von einigen Stücken treuere beſſere Abſchriften bekommen haben, als von andern. Da fragt ſich denn, läßt ſich die urſprüngliche Handſchrift des Schriftſtellers herſtellen, ob und wie weit und unter welchen Bedingungen?

Haben wir einen reichen Schriftſteller und andere Werke von ihm, die ziemlich genau überliefert ſind, ſo daß wir im Stande ſind, eben aus dieſen genaueren Quellen ſeine Sprachbehandlung ſicher kennen zu lernen, ſo wäre es auf die Weiſe vielleicht möglich, aber nur auf dem Wege der divinatoriſchen Kritik, die Urſchrift mit einiger Sicherheit herzuſtellen, doch auch nur da, wo beſtimmte Indikationen der Unrichtigkeit des Vorhandenen vorhanden ſind, ſei es durch Mannigfaltigkeit der Abſchriften oder durch den Sinn. Da werden indeß manche über Vieles wegleſen ohne Verdacht. Was iſt in ſolchen Fällen für ein Ziel zu ſtecken? Wir werden uns, anſtatt an den Verfaſſer, an den Zeitpunkt der Sammlung und Publikation halten müſſen.

Bringt man es dahin, feſtzuſtellen, was damals geleſen iſt, ſo iſt das alles, was ſich erreichen läßt. Nicht daß nicht hie und da das divinatoriſche Verfahren eine Menge von Irrungen beſeitigen könnte, aber Gleichmäßigkeit läßt ſich nicht mehr erreichen.

Es kann Fälle geben, wo man bei einem niedrigeren Ziele ſtehen bleiben muß. Nemlich die Vervielfältigung einer Schrift kann auf verſchiedene Weiſe betrieben werden. Geſchieht dieß von dem Einen aus Verlangen, ein ſolches Werk zu beſitzen, von Andern zu andern Zwecken, ſo kann gleichzeitig eine große Mannigfaltigkeit von Abſchriften entſtehen. Wird die Vervielfältigung in einem beſtimmten Zeitpunkte auf beſtimmte Weiſe als beſtimmtes Geſchäft betrieben, dann iſt größere Sicherheit. Es laſſen ſich dann, wenn die Copien auf dieſelbe Weiſe gemacht ſind, beſtimmte Regeln aufſtellen. In der Regel iſt das Frühere dieß, daß Einzelne an den Produktionen eines Schriftſtellers ein gewiſſes Intereſſe haben, und erſt dann, wenn dieß Intereſſe ſich allgemein verbreitet, wird die Vervielfältigung gleichmäßiger, ſyſtematiſcher, oder auf geſchäftlichem Wege betrieben. Hat aber ein Schriftſteller gleich für das Publicum geſchrieben, ſo iſt ſein Werk auch gleich auf geſchäftlichem Wege vervielfältigt. In dieſem Falle kann man auch viel eher auf Herſtellung der urſprünglichen Handſchriften ausgehen, im entgegengeſezten Falle wird man das nicht können.

Man kann ſich daher die Aufgabe auf zweifache Weiſe ſtellen. Erſtlich, ein Herausgeber kann ſich vornehmen, Gleichmäßiges zu liefern in allen Theilen, zweitens, mit Aufopferung des Gleichmäßigen das Beſte und Sicherſte in jedem einzelnen Falle zu geben. Für den Leſer ſind beide Arten gleich gut, ſie ergänzen einander. Aber das muß von einem jeden Herausgeber gefordert werden, daß er den Leſer von der Tendenz und den Grundſäzen ſeines Verfahrens in Kenntniß ſeze.

Wenden wir das Bisherige auf das N. T. an, ſo haben wir hier zunächſt das Verhältniß des Leſers zu dem Herausgeber zu betrachten.

Als Theologen können und dürfen wir bei der einfachen hermeneutiſchen Aufgabe nicht ſtehen bleiben. Das N. T. bildet ein beſonderes Sprachgebiet und jedes ein in ſeiner Art einziges. Wir haben zwar rückwärtsliegend die Apokryphen und die Septuaginta, und vorwärtsliegend das patriſtiſche Griechiſche, aber beides iſt bei aller Verwandtſchaft doch wieder verſchieden. Für den Zuſammenhang der hermeneutiſchen Operation haben wir uns ſo viel als möglich Analogien zu verſchaffen, aber aus dem N. T. ſelbſt, und ſo müſſen wir ſo viel als möglich alles Einzelne genau beſtimmen und den Ausdruck überall wo möglich auf den urſprünglichen der Verfaſſer zurückführen. Unterlaſſen wir dieß, ſo thun wir uns ſelbſt Schaden, denn es entſtehen dann Lücken in der Analogie. Der nicht theologiſche Leſer mag bei der einfachen hermeneutiſchen Aufgabe ſtehen bleiben. Dem Theologen liegt die genaueſte Kenntniß des neuteſtam. Sprachgebrauchs ob, und in Beziehung hierauf machen ſogenannte Kleinigkeiten keinen Unterſchied. Wir ſind alſo auf das ganze vollſtändige kritiſche Verfahren angewieſen.

Wie ſtehen wir nun damit zu dem Herausgeber? Was hat er zu leiſten und was wir zu thun?

Wir müſſen auf die erſte Herausgabe des N. T. zurückgehen, d. h. auf den erſten Anfang des N. T. in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande als gedrucktes Buch.

Es gab, ehe es gedruckt wurde, eine große Menge von Handſchriften aus verſchiedenen Zeiten in verſchiedenen Gegenden gefunden und in verſchiedenen Gegenden geſchrieben. Wie fing man nun von dieſem Zuſtande aus den Druck des N. T. an? Man hatte einige Handſchriften vor ſich und machte aus dieſen einen gedruckten Text, ohne gerade beſtimmt *einer* Handſchrift zu folgen, und ohne ſich von dem Verfahren beſtimmte Rechenſchaft zu geben. So entſtanden verſchiedene gedruckte Texte. Späterhin fixirte ſich *eine* Geſtalt, die aber nichts weniger als nach beſtimmten Principien gemacht iſt, ſondern aufs Gerathewol. Dieſer Text, die ſogenannte recepta, beruht nicht auf Urkundli-

chem, es giebt keine Handſchrift, der er entſpräche. Er iſt aus gedruckten Ausgaben und einzelnen kritiſchen Verſuchen, die ſich aber auf gedruckte Ausgaben beziehen, entſtanden. Behandeln wir die Sache nun rein vom philologiſchen Standpunkte und erkennen die Thatſache der Verſchiedenheit der Handſchriften, ſo entſteht die Aufgabe, die Handſchriften zu vergleichen. Dieſe Aufgabe aber kann von Einzelnen bei ganz ſyſtematiſchem Verfahren nicht gelöſt werden. Es hätten ſich mehrere Männer vereinigen müſſen mit Beſchränkung auf beſtimmte Principien. Um dieſe Principien richtig aufſtellen zu können, dazu bedurfte es der Kenntniß der Handſchriften, da es nun hieran fehlte, ſo wurde das Verfahren natürlich deſultoriſch und fragmentariſch.

Seitdem hat man nun vielerlei verſchiedene Ausgaben des N. T. gemacht. Einige haben mehrere Handſchriften verglichen und die Reſultate ihrer Vergleichung als kritiſchen Apparat ihrer Ausgaben beigefügt, den Text aber gelaſſen, wie er eben war. Da nun damals die recepta ſchon vorhanden war, ſo befinden wir uns bei ſolchen Ausgaben in dem ungünſtigſten Falle. Urtheil und Urkundliches iſt darin gemiſcht, auch fehlt die Angabe der Verfahrungsweiſe, das Auge beſticht uns durch das Vorliegende, und endlich haben wir auch keine hinreichende Nachricht von dem Zuſtande des Materials. Da entſteht für uns eine, wenn vollſtändig, dann faſt nicht zu löſende Aufgabe, ja bei der Lage der Sache wäre es kaum der Mühe werth, ſie zu löſen. Sollten alle Handſchriften auf ſyſtematiſche Weiſe aufs genaueſte verglichen werden, ſo daß der kritiſche Apparat auf das vollſtändigſte dargeſtellt würde und alle Beſtechungen wegfielen, ſo könnte das nur ſo geſchehen, daß das N. T. Wort für Wort vorgenommen und bei jedem die Verſchiedenheit der Leſeart daneben geſtellt würde. Da aber die recepta verworfen werden muß und keine kritiſche Ausgabe vorhanden iſt, bei der jene Beſtechungen ganz wegfallen, ſo könnte man nur den Text einer Handſchrift zum Grunde legen, und dann den kritiſchen Apparat anknüpfen. Denn bei einer Handſchrift ſeze ich die Möglichkeit der Irrungen immer

voraus, bei einem durchgearbeiteten Texte nicht ſo, und bin hier alſo beſtochen. Alſo man muß den Text einer Handſchrift zum Grunde legen und die Abweichungen mit Bezeichnung des Ortes, woher ſie genommen ſind, als kritiſchen Apparat hinzufügen. — Um die kritiſche Aufgabe richtig zu löſen, müſſen beſſere Ausgaben gegeben werden, in denen der Text ganz von neuem revidirt worden iſt.

Ferner iſt zu bemerken, daß alle abſichtlichen Vergleichungen verſchiedener Handſchriften, wie ſie in den kritiſchen Apparat eingegangen ſind, gar nicht für vollſtändig angeſehen werden können. Gerade bei der Eigenthümlichkeit des N. T. iſt eine Ungleichförmigkeit entſtanden, die ſonſt nicht leicht auf einem andern Gebiete vorkommen kann. Wie viele Stellen ſind nicht bloß hermeneutiſch, ſondern auch dogmatiſch ſtreitig! So iſt's gekommen, daß man oft nur ſolche Stellen verglichen hat, die dogmatiſches Intereſſe haben. Auf die Weiſe entſteht eine unvollſtändige Vergleichung und Vorſtellung von der Beſchaffenheit der Handſchriften.

Allerdings haben wir bei dem N. T. den Vortheil, daß einzelne Handſchriften ganz als Facſimile abgedruckt ſind. Allein dieſe Abdrücke ſind nicht Allen zugänglich und ſehr koſtbar. Schon ihres großen Volumens wegen eignen ſie ſich nicht zum täglichen Gebrauch und bei dem eigentlichen Leſen hat man ſie nicht zur Hand.

Betrachten wir die bisher am meiſten gebrauchten Handausgaben des N. T., ſo hat in einigen der Herausgeber ſein Urtheil vom Texte ganz geſondert. So in der Wetſteinſchen Ausgabe. Wetſtein hat, was ihm an dem hergebrachten Text fehlerhaft dünkte und was er für Beſſeres hielt, beſonders bezeichnet. Noch weiter ging Griesbach, der was er Beſſeres aufgenommen hat, durch die Schrift unterſchieden und das Alte in den inneren Rand geſtellt hat. Hier fällt die Beſtechung des Auges allerdings bis auf einen gewiſſen Punkt weg, aber doch nur zu Gunſten des alten Textes, dem gar keine Auctorität zum Grunde liegt. Ja ſelbſt bei Griesbach geht die Superſtition in Beziehung auf den gemeinen Text

ſelbſt in den kritiſchen Apparat hinein, der darin als der ſich von ſelbſt verſtehende angeſehen wird. Daraus erklärt ſich, daß der kritiſche Apparat unvollſtändig iſt, weil nicht angeführt iſt, welche Auctoritäten den gemeinen Text beſchüzen. Nur die Auctoritäten für die Abweichungen ſind angegeben, aber auch nicht alle, wie denn eine ſolche Vollſtändigkeit auch nicht möglich wäre. So iſt der gemeine Text immer mächtiger geworden; indem er den kritiſchen Bemühungen zum Grunde liegt, beſtimmt er die Art und Weiſe, wie dieſelben hervortreten.

Unter dieſen Verhältniſſen entſteht die Frage, was möglicher Weiſe für den neuteſtam. Text geleiſtet werden kann? Gehen wir zurück auf das, was bisher über die verſchiedenen Verhältniſſe, wenn eine Urſchrift da iſt und wenn nicht, beiläufig geſagt worden iſt, ſo müſſen wir in Beziehung auf das N. T. ſagen, es habe von demſelben als Ganzem nie Urſchriften gegeben, ſondern es ſei nur ein Aggregat ſehr verſchieden geſtalteter Abſchriften geweſen. Unter der Urſchrift des ganzen N. T. könnte man nur verſtehen das zuerſt geſchriebene Exemplar eines ſo zuſammengeſtellten N. T. Was die einzelnen Bücher der Sammlung betrifft, ſo waren die Evangelien wol als eigene Schriften ihrer Verfaſſer vorhanden, wenigſtens Matthäus, Markus und Johannes. Mit Lukas iſt es eine eigene Sache. Die Apoſtelgeſchichte, als zweiter Theil des Evangeliums, ſollte urſprünglich mit dieſem ein Ganzes bilden. Aber noch vor der Zuſammenſtellung des geſammten N. T. wurden die vier Evangelien zuſammengeſchrieben, ſo daß alſo das erſte Buch des Lukas von dem zweiten getrennt war. Welches die Urſache dieſer Getrenntheit der beiden Bücher war, läßt ſich eher vermuthen, als beweiſen. Gewiß aber iſt, daß es lange, ehe das N. T. als Sammlung entſtand, Abſchriften dieſer Bücher gab. Nehmen wir die didaktiſchen Schriften, ſo iſt die Sammlung der Pauliniſchen Briefe, die Paſtoralbriefe ausgenommen, die älteſte. Dieſe waren eher zuſammengeſtellt, als an ein ganzes N. T. zu denken war. Fragen wir, wann dieſe Zuſammenſtellung zuerſt gemacht wurde, ſo kön-

nen wir nur ſagen, wahrſcheinlich geraume Zeit nach dem Tode des Apoſtels. Nähere Beſtimmung iſt unmöglich. Sehr zu bezweifeln iſt, daß damals noch die Urſchriften vorhanden geweſen, obſchon die Briefe des Apoſtels von den Gemeinden ſehr hochgehalten wurden, wie denn auch zu bezweifeln iſt, ob die Sammlung der Paul. Briefe aus Abſchriften von Urſchriften beſtand. — Iſt nun unter ſolchen Umſtänden auch nur möglich, den urſprünglichen Text herzuſtellen? Es fehlt der Rückweg dazu. Man kann wol im Allgemeinen ſagen, daß es möglich ſei, aber nie die Möglichkeit als ſolche beſtimmt wiſſen. So kann man ſich jenes auch nicht zum Ziel ſezen. Die Thatſache vorausgeſezt, daß die Handſchriften des N. T. eine ſo große Maſſe von Abweichungen darbieten, kann man irgend eine Zeit nachweiſen, wo dieſe Abweichungen nicht geweſen? Man kann vielleicht auf den Zuſtand zurückgehen, wo man ſie überſehen konnte, nicht auf den, wo ſie noch nicht waren. Schon die älteſten kirchlichen Schriftſteller, die das N. T. philologiſch behandelt haben, z. B. Origenes, führen eine Menge von Abweichungen an. Da aber dieſe Anführungen nur gelegentlich ſind, ſo haben wir daran keinen ſicheren Maaßſtab für die Maſſe der vorhandenen Abweichungen. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß mehr vorhanden waren, als angeführt werden. Alle unſere Handſchriften ſind jünger, als jene Anführungen. So iſt es unmöglich auf einen Zeitpunkt zurückzugehen, wo die Abweichungen ſich noch in beſtimmte Grenzen einſchließen laſſen.

Bei dieſer Lage der Dinge iſt zweierlei möglich. Der kritiſche Herausgeber kann entweder etwas Gleichmäßiges leiſten wollen, dann aber muß er ſich in ſolche beſtimmte Grenzen zurückziehen. Dieß hat Lachmann am beſten getroffen. Oder der Herausgeber kann ſich vornehmen, das Älteſte, was mit Sicherheit aufzufinden iſt, zu geben. Aber in dieſem Falle würde immer Ungleichmäßiges und auch Unbeſtimmbares herauskommen, weil man das Zeitalter unſerer Handſchriften nicht genau kennt, und ſelbſt, wenn wir das Alter der Handſchriften genau kennten,

doch damit über das Alter und die Trefflichkeit ihres Textes noch keine ſichere Auskunft haben.

Fragen wir nun, wonach in Beziehung auf jene zweifache Art der kritiſchen Herausgabe der kritiſche Leſer zu ſtreben hat, vorausgeſezt, daß das Zurückgehen auf die Urſchrift unmöglich iſt?

Abſtrahiren wir von dem theologiſchen Intereſſe, ſo bekommt das N. T. rein als philologiſche Thatſache jener Zeit betrachtet einen ſehr untergeordneten Werth. Sofern aber das N. T. dasjenige Buch iſt, worauf immer zurückzugehen iſt, wenn es darauf ankommt, Vorſtellungen über chriſtliche Gegenſtände als urſprünglich chriſtlich darzuſtellen, ſo iſt das theologiſche Intereſſe ſo viel als möglich auszumitteln, ob das, was der Eine oder Andere anführt, ein wirklicher Gedanke des N. T. iſt. Wie nun, wenn wir bis auf die Urſchrift nicht zurückgehen können? Halten wir uns mit unſerem Intereſſe in der gegenwärtigen Zeit an der Periode der Proteſtantiſchen Kritik, ſo müſſen wir ſagen, die Vorſtellungen, die ſich theils früher, theils in der Zeit der Proteſtantiſchen Kirche gebildet haben, kommen in dieſer Beſtimmtheit im N. T. nicht vor, ſondern können nur auf indirectem Wege angeführt werden. Alle Fälle dieſer Art, wo beſtimmte dogmatiſche Intereſſen auf Stellen im N. T. zurückgehen, ſind ſo beſchaffen, daß die Vorſtellungen immer neuer als des N. T. ſind. Kann ich nun auch nicht auf die Urſchriften ſelbſt zurückgehen, aber doch auf eine Zeit, die älter iſt, als jene Vorſtellungen, ſo genügt dieß vollkommen, wenn damals, ehe die ſtreitigen Vorſtellungen entſtanden, das N. T. nur dieſes enthielt, was wir haben, und nichts anderes. Weiter können wir nicht kommen, aber für unſern Zweck iſt's genug. Denn wir ſind auf einen Punkt gekommen, wo was im N. T. ſteht auf ziemlich gleiche Weiſe in der Kirche beſtand. Die Vorſtellungen, die ſich aus ihm bekämpfen und vertheidigen, ſind ſpäter entſtanden. Der Zeitraum zwiſchen dem Texte und der Urſchrift iſt ein leerer Raum, der auf die Streitigkeiten keinen Einfluß hat, und ſo können wir uns in dieſer Beziehung damit begnügen. Giebt es ein Älteres,

was einen bedeutenden Einfluß haben kann, so ist dieß in jedem einzelnen Falle eine höchst wichtige und bedeutende Untersuchung, die eben auf die Constituirung des Textes keinen Einfluß hat. So hat der Socinianer Crell zu beweisen gesucht, θεοῦ ἦν ὁ λόγος sei die ursprüngliche Lesart. Giebt man dieser Stelle dogmatische Wichtigkeit, so ist es eine wichtige Frage, ob die Lesart echt ist oder nicht. Aber indem Crell dieß zu beweisen sucht aus der Art wie die Stelle gebraucht wird und aus den Vorstellungen die in den Schriften der ältesten Kirchenlehrer enthalten sind, so liegt der ganze Streit jenseits der Constituirung des Textes. Es ist dieß nur ein Ausnahmsfall, wo anderweitige Data auf Anderes schließen lassen, als die Abschriften geben. Ließe es sich auch durchaus beweisen, so dürfte man es doch wol nicht in den Text aufnehmen, weil es ein anderes constituirtes Element wäre, als der übrige Text, eine Conjectur. Überhaupt aber sind unter den eigentlichen Varianten nur wenige, welche ein bedeutendes dogmatisches Interesse haben.

Wenn wir nun aber von dem philologischen Interesse ausgehen, und uns so auf den unmittelbar kritischen Standpunkt stellen, so daß es uns vorzugsweise darauf ankommt, den Sprachgebrauch der einzelnen neutestam. Schriftsteller festzustellen, so können wir nur zurückgehen wollen auf das was mit Sicherheit zu bestimmen ist. Vergeblich werden wir versuchen, uns auf den Standpunkt der ursprünglichen Leser der einzelnen Schriften zu versezen, und eben so vergeblich, den Standpunkt der ersten Leser der Sammlung zu erreichen. Die Differenzen sind älter, als die Sammlung. Nur annäherungsweise können wir auf eine Zeit zurückgehen, worüber wir schon kritische Angaben und Urkunden genug aufzuweisen haben. Aber wenn wir dann darnach fragen, was zu einer bestimmten Zeit die verbreitetste Gestalt des N. T. war, so werden wir doch nie rein Gleichmäßiges finden, sondern immer Verschiedenes neben einander.

In Beziehung nun auf die zweifache Art der kritischen Ausgabe des N. T., entweder einen gleichförmigen Text von einer

beſtimmten Zeit, oder den älteſten, der ſich aus dem Vorhandenen ausmitteln läßt, darzuſtellen, fragen wir, was iſt in dem einen und andern Falle die Befugniß des Leſers?

Wir unterſcheiden in der Aufgabe des Leſers einmal die einfache hermeneutiſche Operation, dann die rein philologiſche in Beziehung auf die geſammte neuteſtam. Sprache. Hier iſt nun zweierlei möglich. Einmal iſt in vielen Fällen aus dem gegebenen Apparat zu wählen, ſofern uns der Herausgeber nur dieſe Freiheit gelaſſen hat. Dann aber iſt auch möglich, darüber hinauszugehen und ſich der divinatoriſchen Kritik zu bedienen.

Denken wir uns einen Text, der in eine beſtimmte Zeit des kirchlichen Alterthums zurückführt. Wiſſen wir nun, zu der Zeit iſt dieß in gewiſſen Regionen der Kirche am meiſten verbreitet geweſen, jenes in andern, ſo iſt dieß ein ſehr günſtiger Fall, wenn wir annehmen können, daß ſich dieß mit einer gewiſſen Sicherheit beſtimmen läßt. Sind wir dann befugt, aus irgend einem Intereſſe darüber hinauszugehen und divinatoriſch etwas Anderes zu machen? Sind wir dazu befugt, ohnerachtet wir einen Text vor uns haben, der ſeines Wiſſens auch kein Reſultat der divinatoriſchen Kritik in ſich hat, aber freilich nur ſeines Wiſſens?

Man hat dieſe Befugniß wegen der beſonderen kritiſchen Beſchaffenheit des N. T. geleugnet. Allerdings iſt die Maſſe urkundlicher Subſidien bei dem N. T. größer, als bei irgend einem claſſiſchen Schriftſteller. Allein da die größere Maſſe der Urkunden aus einer ſpäteren Zeit iſt, ſo haben wir keinen Grund, das N. T. kritiſch anders zu behandeln, als die Profanſcribenten. Dürfen wir nun bei dem N. T. divinatoriſch verfahren, ſo haben wir zu unterſcheiden zwiſchen der einfachen hermeneutiſchen Aufgabe und der ſtreng philologiſchen. Bleiben wir bei der einfachen hermeneutiſchen Aufgabe ſtehen, ſo ſind Fälle denkbar, wo alles Urkundliche keinen Sinn giebt. Soll ich dann die hermeneutiſche Aufgabe ungelöſt laſſen? Das kann ich nicht, und wollte ich es auch nur zweifelhaft laſſen, was die gegebene Stelle für

einen Sinn hat, ſo iſt dieß doch nicht ohne Einfluß auf das Verſtehen der ganzen Schrift. Es kann ſein, daß ich in derſelben Schrift eine andere Stelle finde, in der eine Indikation liegt, wie die zweifelhafte Stelle zu verſtehen iſt. In dieſem Falle kann ich mit der hermeneutiſchen Löſung auskommen, ohne die kritiſche zu löſen. Das Verhältniß kann aber ein anderes ſein, nemlich, daß ſpätere Stellen nur aus einer früheren, wo aber der Sinn zweifelhaft iſt oder gar keiner, verſtanden werden kann. In dieſem Falle muß die kritiſche Aufgabe durchaus gelöſt werden, auch auf dem Wege der divinatoriſchen Kritik, wenn die urkundliche zu nichts führt. Wenn man nun die Kritik nicht als für ſich ſelbſt behandelt und als eigene philologiſche Disciplin, ſo kann es leicht kommen, daß wir die Differenzen der vorhandenen Urkunden ſo beurtheilen, daß wir eine Handſchrift, die weniger Stellen enthält, wo der Sinn zweifelhaft iſt, für gut, eine andere, die mehr dergleichen enthält, für ſchlecht halten. Dieß iſt aber ein falſches Urtheil. Die leztere kann dem urſprünglichen Texte viel näher liegen, als die erſtere, worin das Anſtößige willkührlich geändert ſein kann. So ſieht man, wie die kritiſchen Urtheile aus rein hermeneutiſchem Intereſſe täuſchen und falſch ſind. Wo das Urkundliche eines ſolchen Textes nicht hinreicht, geſchieht es wol, daß, wenn ſich Aushülfe auch in völlig werthloſen Handſchriften findet, dieſe von den Exegeten ſchon als urkundliches Zeugniß angeführt, und dann geſagt wird, vielleicht müſſe man ſo leſen. Allein dieß hat dann eben nur den Werth einer divinatoriſchen Operation.

Die divinatoriſche Kritik iſt alſo im N. T. in Beziehung auf die einfache hermeneutiſche Ausgabe allerdings ſtatthaft, aber freilich auch wegen der beſonderen Beſchaffenheit des N. T. zu beſchränken. Dieß gilt von den eigentlichen didaktiſchen Schriften weniger, als von den hiſtoriſchen und unter ihnen weniger von dem Evangelium des Johannes, als den ſynoptiſchen Evangelien und der Apoſtelgeſchichte. Denn bei dieſen iſt die größte Wahrſcheinlichkeit, daß ſie aus mündlichen Tra-

ditionen und einzelnen schriftlichen Aufsäzen entstanden sind, auf sehr secundäre Weise aus der zweiten und dritten Hand, so daß das erste Schriftliche schon nicht das rein Ursprüngliche mehr war in Beziehung auf viele Partieen. So können darin Aussprüche Christi vorkommen, von denen wir nicht wissen, in welchem Zusammenhange sie gesprochen sind. Wir sind dann auch nicht im Stande, den Sinn mit voller Bestimmtheit und in seinem ganzen Umfange anzugeben. Wir haben Aussprüche, die bei allem Sententiösen doch gar nicht auf allgemeine Weise erklärt werden dürfen, weil sie in dem Falle mit andern in Widerspruch stehen würden. Wie weit sie aber zu beschränken seien, kann man bei so mangelhaften Umgebungen nicht wissen. Um diese zu ergänzen, kann man seine Zuflucht nicht zur divinatorischen Kritik nehmen, denn was wir vor uns haben ist nichts Falsches, sondern nur ein Unbestimmtes. Hier kann allein die historische Kritik eintreten, welche nach der Analogie des vollständigeren Factums, welches vorliegt, das unvollkommene beurtheilt, und aus dem so construirten Zusammenhange bestimmt, in welchem Sinne das unbestimmte zu nehmen sei. — Wo der Saz grammatisch und logisch vollständig und geschlossen ist und nur die Erklärungsmittel für einen einzelnen Ausdruck fehlen, da darf man nicht durch divinatorische Änderungen helfen wollen.

Die Operationen der divinatorischen Kritik dürfen freilich bei der Lesung des N. T. nicht ganz verbannt werden, obschon man vermuthen darf, daß ihr Bedürfniß geringer ist, als bei andern Schriften, wo so viel weniger Handschriften vorhanden sind. Aber in Beziehung auf die einfache hermeneutische Aufgabe darf man die divinatorische Kritik nur in den oben bezeichneten Grenzen ausüben.

Allein der theologische Leser hat es nicht bloß jedesmal mit den einzelnen Stellen zu thun, die er vor sich hat, auch nicht bloß mit dem einzelnen Buche, sondern immer mit dem ganzen N. T. Dieses umfaßt einen gewissen Ideenkreis, so daß alles für das andere Parallele oder Analogie ist. Auch der Sprachgebrauch

iſt ein Ganzes, bei allen Differenzen durch das Hervortreten des Hebraismus doch ſo ſehr ein abgeſchloſſenes Ganzes, daß wir mit philologiſchem Intereſſe bei jeder Stelle auch auf den Werth derſelben für den Sprachgebrauch des ganzen N. T. und ſpeciell des beſondern Schriftſtellers zu ſehen haben. Um nun in dieſer Beziehung von allem Einzelnen den vollſtändigſten Gebrauch zu machen, ſind wir da berechtigt, über das Urkundliche hinauszugehen, und divinatoriſch zu verfahren? Es kann eine Stelle logiſch und grammatiſch einen guten Sinn haben, auch einen chriſtlichen, der Ausdruck kann auf dem Gebiete der neuteſtam. Sprache überhaupt liegen, aber es kann etwas darin ſein, was dem beſondern Sprachgebrauch des beſtimmten Schriftſtellers widerſpricht. Entſteht daraus nun ſchon unmittelbar die Berechtigung zu einem divinatoriſchen Verfahren? Nein. Ein ſolches Verfahren wäre ziemlich lax. Denn woher iſt die Analogie, die man ſich gebildet? Wenn doch aus eben den Texten, worin es noch Differenzen, Willkührlichkeiten giebt, worin die Täuſchungen für das Auge noch nicht gänzlich vermieden ſind, ſo muß man ſagen, daß eine ſolche Analogie keine Sicherheit hat, das Urſprüngliche des Schriftſtellers zu enthalten. Man wird auch fragen müſſen, ob denn der Stellen für jene Analogie ſo viel ſind, daß uns darin die conſtante Weiſe des Schriftſtellers gegeben iſt? Haben wir alles, was er geſchrieben hat? Kurz wir haben nicht Hülfsmittel genug, um berechtigende Analogien zu bilden aus dem, wogegen ſich im Allgemeinen nichts einwenden läßt. Die Verſuche ſpezieller Sprachcharakteriſtik ſind gut, nur muß man nicht zu viel Werth darauf legen und glauben, es ſei etwas feſtes. Wenn Jemand ſagt, der eine Schriftſteller ſage Ἰησοῦς Χριστὸς, der andere Χριστὸς Ἰησοῦς u. ſ. w., ſo ſind das alles Dinge, die in den Handſchriften ſehr variiren, wie ſie dann auch ſo ſehr in der Hand der Abſchreiber lagen, daß unmöglich iſt, auf die urſprüngliche Hand des Schriftſtellers ſelbſt zurückzugehen.

Überhaupt können wir nicht berechtigt ſein, im N. T. die divinatoriſche Kritik vorwalten zu laſſen um eines allgemeinen In-

tereſſes willen, weil es uns an den dazu gehörigen ſichern Prämiſſen fehlt. Die neuteſt. Schriftſteller verſiren faſt ohne Ausnahme im Gebiet der gewöhnlichen Umgangsſprache, der συνήθεια, aber eben deßwegen iſt es unmöglich, die individuelle Sprachbehandlung des Einzelnen mit Sicherheit aufzuſtellen, weil das Geſchriebene nur ein unendlich kleiner Theil des Geſprochenen iſt. Selbſt bei dem reichſten, dem Apoſtel Paulus, haben wir doch nur ein ἀποσπασμάτιον ſeines Mündlichen. Es läßt ſich wol Manches aufſtellen, daß man in einzelnen Fällen ſagen kann, das klinge ganz fremd. Aber nun gar bei Schriftſtellern, von denen wir ſo wenig haben, die Andere ſprechen laſſen und anführen. Kurz wir ſind unter dieſen Verhältniſſen nicht berechtigt, im N. T. das divinatoriſche Verfahren anders, als für das unmittelbare hermeneutiſche Bedürfniß in Anwendung zu bringen.

Wir kommen nun aber bei dem Leſen des N. T. oft in den Fall, daß wir, um den Text zu bilden, zwiſchen verſchiedenem Urkundlichen zu wählen haben. Wenn alſo das Urkundliche ein Mannigfaltiges von verſchiedenem Werth iſt, wie haben wir da zu verfahren? Die Aufgabe iſt für den Leſer um ſo größer, wenn der Herausgeber ihn nicht beſtochen hat für das, was ſein Reſultat iſt.

Es kommt dabei zweierlei in Betracht. Erſtlich die Beſchaffenheit der Urkunden, worin die Differenzen ſind, und zweitens die Differenzen ſelbſt. Was das erſte betrifft, ſo iſt alles, wovon wir keine Spur haben, daß es ſchon ehedem geleſen iſt, oder was nur in ſpäteren Handſchriften ſich findet ohne die Bürgſchaft eines alten Textes, nicht unter das rein Urkundliche zu ſtellen, ſondern als Reſultat einer kritiſchen Operation anzuſehen. Können wir nun behaupten, daß die Urkunden, die übrig bleiben, ſich ihrem Werthe nach auf beſtimmte Weiſe claſſificiren laſſen, ſo daß vermöge der Claſſification einigen ein allgemeiner Vorzug vor andern gebühre, andern nur in gewiſſen Fällen?

Mit dieſer Frage kommen wir auf das eigentliche diplomatiſche Gebiet der neuteſt. Kritik. Aber eben dieſes ganze Gebiet

iſt durch ſo viele Hypotheſen verwirrt, daß es ſchwer iſt den Gegenſtand auf eine einfache Weiſe zu behandeln nach ſo vielen künſtlichen Operationen, die damit gemacht ſind. Dieſe ſind eben die gemachten Claſſificationen der Handſchriften, wobei verſchiedene eigenthümliche Geſichtspunkte und Vorliebe der Kritiker eingewirkt haben. Es kommt auf eine einfache Betrachtungsweiſe an.

Dabei iſt zunächſt der Geſichtspunkt der einfachen hermeneutiſchen Aufgabe ganz zu beſeitigen, und das philologiſche Intereſſe allein herrſchend. Wir denken uns den Fall, daß der Herausgeber ſo wenig als möglich uns durch ſein Urtheil beſtochen hat. So gehen wir aus von der vorliegenden Thatſache einer großen Menge von verſchiedenen Leſearten in den Handſchriften. Hier giebt es nun zwei verſchiedene Geſichtspunkte, einen allgemeinen und einen ſpeciellen. Nach dem ſpeciellen haben wir die Aufgabe, die Verſchiedenheiten ihrer Qualität nach zu taxiren, für jeden einzelnen Fall; nach dem allgemeinen, die Verſchiedenheiten der Handſchriften als ſolche. Es fragt ſich nun, von welchem von beiden Geſichtspunkten wir ausgehen ſollen oder wie man ſie einander unterzuordnen habe? Man könnte ſagen, wir haben ſo wenig Urtheil über den Werth der Handſchriften als ſolcher, daß derſelbe nach dem Werth ihres Inhalts im Einzelnen beſtimmt werden muß, alſo hieran allein habe man ſich zu halten. Dieß iſt aber nur möglich bei einer kleinen Anzahl von Handſchriften, die auch nicht bedeutend von einander abweichen. Da iſt dieß Verfahren das beſte und ausreichend. Allein bei einer ſo großen Maſſe von Handſchriften, wie wir vom N. T. haben, iſt nothwendig, um das Verfahren zu erleichtern, die Handſchriften zu claſſificiren. Hat die Claſſification ein beſtimmtes Reſultat gehabt, ſo werden gewiſſe Handſchriften ganz beſeitigt werden können, weil ſie ohne Auctorität und Werth erſcheinen. Wie aber läßt ſich der Werth der Manuſcripte taxiren?

Zuerſt giebt es gewiſſe äußere Differenzen, und zwar beſonders zwei. Erſtlich ſind einige mit Uncialbuchſtaben, andere mit Curſivſchrift geſchrieben. Dieß deutet auf einen beſtimmten Un-

terſchied der Zeit, denn die Curſivſchrift iſt ſpäter aufgekommen, und die Uncialſchrift zu gebrauchen hat man in einer gewiſſen Zeit aufgehört. Die zweite Differenz iſt die, daß es einige Handſchriften giebt, welche bloß den griechiſchen Text enthalten, andere eine lateiniſche Interlinearverſion. Dieſe Differenz bezeichnet einen Unterſchied der Gegend, denn die griechiſchlateiniſchen Manuſcripte konnten nur in Gegenden entſtehen, wo das Lateiniſche Erleichterungsmittel war, alſo im Occident.

Können wir nun ſchlechthin ſagen, die Curſivhandſchriften, weil im Allgemeinen jünger, ſeien bei Seite zu legen, und nur an die Uncialhandſchriften habe man ſich halten? Nein denn einer Curſivhandſchrift kann unmittelbar eine Uncialhandſchrift zum Grunde liegen, man würde ſich alſo in dieſem Falle durch jene Maxime wichtiger Materialien berauben. Es muß aber jenes erſt bewieſen werden. Sezen wir z. B. den Fall, daß eine Curſivhandſchrift aus dem 14ten Jahrhundert von einer Uncialhandſchrift des 6ten Jahrhunderts abgeſchrieben iſt, welche verloren gegangen iſt. Haben wir nun mehrere Handſchriften aus jener früheren Zeit und die Curſivhandſchrift bietet Leſearten, von denen ſich nicht geradezu nachweiſen läßt, daß ſie durch Irrungen entſtanden ſind, die ſich aber in keinem der älteren Dokumente finden, ſo folgt, daß ſie nicht ſehr verbreitet geweſen ſind. Auf Leſearten aber, die zu einer gewiſſen Zeit nicht ſehr verbreitet geweſen, und iſolirt erſcheinen, iſt wenig Rückſicht zu nehmen, weil wir keine Gewährleiſtung haben, ob ſie nicht gemacht ſind. Dieſer Grundſaz läßt ſich im Allgemeinen feſtſtellen.

Wie iſt es nun mit der andern Differenz? Was die Interlinearcodices betrifft, ſo iſt in ihnen die lateiniſche Verſion als exegetiſche Auctorität dazwiſchen gelegt. Nun giebt aber dieſes ein ſolches Verhältniß, daß wahrſcheinlich dem Abſchreiber das Latein geläufiger geweſen, als das Griechiſche. Solche Handſchriften werden daher leicht die Neigung haben, Lateiniſches aufzunehmen, zu latiniſiren. Darum aber darf ihnen im Allgemeinen kein geringerer Werth beigelegt werden. Nur ſo oft ſie von

andern in der Art abweichen, daß ſich die Abweichung aus dem Zuſammenſein mit dem Lateiniſchen erklärt, müſſen wir uns an die andern halten, die dann beſtimmt den Vorzug verdienen. Was aber in beiden Claſſen übereinſtimmt, iſt das am meiſten Verbreitete in geographiſcher Hinſicht. Dieſem geben wir den Vorzug, damit iſt aber noch nicht geſagt, daß eine von beiden Claſſificationen einen entſchiedenen Vorzug habe.

Man hat nun aber noch andere Claſſificationen in Vorſchlag gebracht. Findet man, daß die Handſchriften von der einen wie der andern Claſſification in gewiſſen Leſearten übereinſtimmen und abweichen, und ſtellt man ſich das Ähnliche und Verſchiedene in gewiſſen Maſſen zuſammen, ſo entſteht eine gewiſſe Phyſiognomie. Darnach hat man die Handſchriften familienweiſe claſſificirt. Dieſe Familien werden dann auch Recenſionen genannt, was freilich etwas anderes iſt, denn Recenſion iſt abſichtliche Conſtitution eines Textes nach gewiſſen Maximen. Hat man nun Grund dazu, ſolche Recenſionen anzunehmen? Wir haben von ſolchen eigentlich kritiſchen Bemühungen nicht ſoviel hiſtoriſche Nachricht, daß wir als Thatſache feſtſtellen könnten, daß Handſchriften in Maſſe darnach gemacht worden wären. Wir finden freilich ſehr zeitig kritiſche Vergleichungen, Verbeſſerungen aus Conjectur, wie namentlich von Origenes. Allein es iſt nicht nachweislich, daß nach ſeinen Verbeſſerungen Handſchriften angefertigt worden ſind. Wo wir nun noch weniger Spuren von kritiſcher Thätigkeit haben, da iſt an Recenſion gar nicht zu denken. Allein die Anſicht erhält von einer andern Seite Vorſchub.

Fragen wir, wie die Vervielfältigung vor ſich gegangen, ſo fehlt es uns zwar an beſtimmten Nachrichten, aber es wird wahrſcheinlich, daß es damit zugegangen iſt, wie mit der Sammlung der neuteſt. Bücher. Es fanden ſich in den ſogenannten Metropolen Abſchriften mehrerer Bücher des N. T., die man dann zuſammenfügte. Eben an ſolchen Centralpunkten der Kirche, wie Conſtantinopel, Alexandrien, Rom, kamen Chriſten aus verſchiedenen Gegenden in Geſchäften zuſammen und gaben ſich gegen-

seitig von ihren kirchlichen Verhältnissen und Schriften Notiz. So kam die Zusammenschreibung des N. T. zu Stande. Von solchen Hauptpunkten ging nun auch die Vervielfältigung durch Abschriften aus, und so bekam allmählich jede Gemeinde ein Neues Testament. Der Text, der von solchen Hauptgemeinden ausging, war wesentlich derselbe. Waren das aber schon Recensionen? Möglich, daß solche ausgingen von Metropolen, die zugleich einen scholastischen Charakter hatten, wie Alexandrien u. a. Allein wir haben keine sichere Spur, daß dieß wirklich geschehen wäre. Man weiß nur von der Lucianischen Kritik, aber auch, daß sie gemißbilligt wurde. Von einem durchgreifenden kritischen Verfahren im neutest. Text haben wir durchaus keine Spur.

Finden wir also Ähnlichkeiten in den Handschriften, so muß man es problematisch lassen, ob es zufällig ist oder nicht, da die Ähnlichkeit nie durchgreifend ist. Die Theorie von den Recensionen verflicht sich auch so künstlich, muß eine Menge von Ausnahmen machen, und beruht so wenig auf sicherm Fundament, daß man sie aufgeben muß.

Haben wir nun an den oben festgestellten Maximen, die wir aus dem Charakter der Handschriften nach ihrer chronologischen und geographischen Classification entnommen haben, genug, oder müssen wir noch Regeln haben darüber, was aus mechanischen Irrungen entstanden sein kann?

Gehen wir von den Interlinearhandschriften aus, so finden wir Veränderungen, welche auf sehr analoge Weise entstanden sind. Es giebt Handschriften, welche am Rande mehr und weniger Bemerkungen enthalten. Außerdem hat es von früh an Erklärungen des N. T. gegeben, die zum Theil mit verbreitet waren. Nun läßt sich oft eine Schwierigkeit im Text durch eine geringe Veränderung im Text erklären oder durch Danebenstellung eines leichten Ausdrucks am Rande. Solche Marginalien sind oft aus Erklärungen genommen. Da ist denn die Regel, solche Lesearten, eben weil ihr Ursprung sich nachweisen läßt, zurückzuweisen. Allein hier sind wir nicht mehr genau auf unsrem Gebiet,

da man nicht recht weiß, ob eine Änderung der Art aus mechaniſcher Irrung oder abſichtlich entſtanden iſt. Allein häufig iſt das erſtere der Fall. Deßhalb iſt die Handſchrift, wo ſich dergleichen findet, nicht geradezu für ſchlecht zu halten, aber in ſolchen Punkten muß man ſich dann in Acht nehmen. Weiter werden wir auf dieſer Seite der Aufgabe nicht gehen können. Nach jener Regel iſt bei Differenzen aus mechaniſchen Irrungen zu verfahren, um mit ſo viel Sicherheit als der Zuſtand der Dinge zuläßt aus dem Vorhandenen zu wählen, und ſo einen, in der Zeit, woraus die älteſten Handſchriften ſind, verbreitet geweſenen Text zu gewinnen. Wo dann kein geſchloſſener Sinn iſt, da kann die Conjectur helfen, oder auch aus ſpäteren Handſchriften genommen werden, was richtig zu ſein ſcheint.

Alle bisher aufgeſtellten Regeln ſind aber, wie man ſieht, nicht ſehr poſitiver Natur, ſondern ſie gehen mehr auf das Eliminiren alles deſſen, was einen ſchlechten, illegitimen Urſprung zu haben ſcheint. Aber ſchwerlich werden ſich immer alle Verſchiedenheiten eliminiren laſſen bis auf Eine Leſeart. Wir müſſen froh ſein, das zu erkennen, was in der möglich früheſten Zeit am allgemeinſten verbreitet geweſen iſt.

Wir bezeichneten vorher Fälle, wo man ſchwanken kann, ob der Fehler auf eine mechaniſche Irrung oder auf Abſicht zurückzuführen ſei. Dieß führt zu dem zweiten Theile der Kritik. Ehe wir aber dazu übergehen, noch einige Bemerkungen über den Geſammtzuſtand der neuteſt. Kritik. Dieſer iſt noch gar ſehr verworren. Beſonders ſind es zwei Extreme, die man häufig findet, — der etwas leichtfertige und doch auch wieder ſchwerfällige Glaube an die Theorie von den verſchiedenen Recenſionen des neuteſt. Textes. Schwerfällig, weil die ganze Hypotheſe ſo unſicher iſt, daß man die Recenſion nur ſchäzen kann durch eine Mannigfaltigkeit von Ausnahmen und Übergängen; leichtfertig, weil es an aller wahren Begründung fehlt. Die Abſchriften mögen in gewiſſen Provinzen überwiegend ähnlich geweſen ſein, das ſind aber noch keine Recenſionen.

Mögen nun daraus wieder abweichende Privathandſchriften entſtanden ſein, es iſt unerweislich, daß dieſelbe aus Vergleichung von mehreren Handſchriften, die einen verſchiedenen Typus gehabt, gemacht ſind. Die öffentlichen Handſchriften nahmen gewiß nicht ſobald von den Privathandſchriften Verſchiedenheiten an. Das führt wieder auf den Charakter des am meiſten Verbreiteten zurück, und hier iſt der Hauptgegenſaz der zwiſchen den griechiſch-lateiniſchen und den rein griechiſchen Handſchriften.

Außer den Handſchriften werden als Zeugniſſe des Textes noch die Citate der Kirchenväter und die alten Überſezungen angeführt.

Wenn wir in patriſtiſchen Schriften, z. B. beſonders bei Origenes und Hieronymus, Stellen finden, wo die Rede iſt von einer Verſchiedenheit im neuteſt. Text, ſo liegt darin allerdings ein beſtimmtes Zeugniß, welches älter iſt, als die meiſten unſerer Handſchriften, und gar ſehr zu gebrauchen. Gewöhnlich meint man aber alle neuteſt. Citate in den Kirchenvätern überhaupt. Darin iſt nun zwar allerdings immer etwas, aber ſolche Citate ſind mit großer Vorſicht zu gebrauchen, weil wir nicht behaupten können, daß die Kirchenväter die Stellen des N. T. immer buchſtäblich anführen. Denken wir uns namentlich Citationen in den Homilien des Chryſoſtomus und Anderer. Da hat der Vortragende wol bei der Hauptſtelle, die er behandelte, das N. T. vor ſich gehabt, und geſprochen, wie er es in ſeinem Codex fand, andere Stellen aber frei aus dem Gedächtniß citirt. In dieſen lezteren alſo liegt kein Beweisgrund für eine verſchiedene Leſeart. Aber in Beziehung auf die Textesabſchnitte ſelbſt, welche die Kirchenväter in ihren Homilien commentiren, entſteht die Frage, ob die Abſchnitte der Schrift, welche in Handſchriften der KVV. den Homilien vorangeſtellt ſind, urſprünglich ſo von den Homileten geleſen, oder von den ſpätern Abſchreibern aus ihren eigenen Exemplaren genommen worden ſind? Iſt nun dieß ſchwer zu entſcheiden, ſo haben auch ſolche Texte keine beſtimmte Auctorität. Anders iſt es, wenn in der homiletiſchen Behandlung auf den Text zurückgegangen wird und man daraus erkennen kann, wie der Homilet in ſeinem

Codex geleſen hat. Findet man alſo im kritiſchen Apparat die Kirchenväter citirt, ſo muß man das Citat nachſchlagen und ſehen, wie es an Ort und Stelle beſchaffen iſt. Eine Ausgabe des N. T., in der die von den Kirchenvätern citirten Stellen genau angegeben ſind, iſt dabei durchaus nothwendig. Griesbach iſt hier lange nicht genau genug.

Was die Überſezungen betrifft, ſo iſt die Aufgabe ebenfalls ſehr ſchwierig. Es fragt ſich, mit welcher Sicherheit kann man ſchließen, daß, weil z. B. in ſyriſchen oder arabiſchen Überſezungen dieſes oder jenes Wort ſteht, der Überſezer dieſes oder jenes im Griechiſchen geleſen habe? Wenn ich aus unverdächtigen Stellen nachweiſen kann, daß ein beſtimmtes griechiſches Wort nur durch ein beſtimmtes ſyriſches oder arabiſches wiedergegeben wird, ſo kann ich wol ſicher ſchließen. Aber Niemand hat ſich damit abgegeben, aus ſolchen Überſezungen den griechiſchen Text beſtimmt wieder herzuſtellen. So entſtände erſt die wahre Sicherheit. Man macht es in der Regel ſo, daß man bei Stellen, wo eine Differenz iſt und die Entſcheidung ſchwer, in den Überſezungen nachſchlägt, und ſich dann an das Allgemeinübliche und nicht an genau beſtimmte Analogien hält. So entſteht aber keine Sicherheit. In allem was grammatiſch iſt kann man von den Überſezungen keinen Gebrauch machen, weil jede Sprache ihre beſondern Regeln hat. Da läßt ſich ſchwerlich ſchließen, wie der Überſezer in der Urſprache geleſen, am wenigſten im N. T., wo bisweilen, um dem Griechiſchen ſo nahe wie möglich zu bleiben, etwas geſagt iſt, was der gewöhnlichen Sprache des Überſezers nicht gemäß iſt. Es ſind dieß alſo Quellen, wovon man in der Regel mit Sicherheit keinen Gebrauch machen kann. Nur dann kann man dieß, wenn die Frage nicht bloß grammatiſch iſt, und es ſich um Entſcheidung über verſchiedene Wörter von der Art handelt, daß aus der Überſezung erkannt werden kann, ob der Text dieß oder jenes Wort enthalten habe, namentlich in den Fällen, wo wegen der Ähnlichkeit der Zeichen Wörter in der Abſchrift verwechſelt worden ſind und die Verſchiedenheit des Sinnes in der Überſe-

zung ausgedrückt ſein müßte. Iſt aber die Verwechſelung durch das Auge eine ſehr leichte, ſo kann der Überſezer die Verwechſelung auch gemacht haben. So iſt alſo die Region, wo Verſchiedenheiten durch die Überſezungen mit voller Sicherheit entſchieden werden können, ſehr beſchränkt.

Zweiter Theil.

Kritik der Fehler, die durch freie Handlung entstanden sind.

Hier sind alle die Fälle zu untersuchen, wo die Abweichung nicht in dem Mechanismus der Sinne und der Vorstellungen ihren Grund hat, sondern in einer freien Handlung.

Es entsteht die Frage, ob und wie es möglich sei, daß man in die Rede eines Andern hineinbringt, was nicht darin gelegen hat?

Ein bloßer Referent, der nichts als dieß ist, wird es nicht thun. Aber, wenn Jemand ein bestimmtes Interesse hat, kann es vorkommen, daß er dem Andern etwas unterschiebt. Hat einer das Interesse, Andere glauben zu machen, der Verfasser einer Schrift habe so oder so gedacht, so wird er durch Änderungen in der Schrift etwas hervorzubringen suchen, was seiner Absicht gemäß ist. Dieß ist eigentlicher Betrug, wissentliche Verfälschung. Aber so etwas kann man nur unter sehr besondern Umständen voraussezen, im Allgemeinen nicht. Denken wir, daß Jemand die absichtliche Verfälschung einer Schrift im Großen als seinen Beruf treibt, so wird ein solcher Änderungen vermeiden, um sich im Ruf der Zuverlässigkeit zu erhalten. Aber, wenn Jemand einen Schriftsteller anführt mit dem bestimmten Interesse zu zeigen, daß derselbe zu seiner Parthei oder Meinung gehört, so kann dieß Interesse zur Verfälschung treiben. Da ist denn zu fragen, ob Jemand ein solches bestimmtes Interesse wirklich gehabt. Finde ich dieß, so verliert die Stelle ihre Beweiskraft,

wenn auch nicht gerade Unredlichkeit nachzuweiſen iſt. Aber auch der bloße Abſchreiber, der mit dem Abſchreiben ein Gewerbe treibt, kann z. B. ein Intereſſe haben, der Schrift den Schein zu geben, daß ſie von einem Verfaſſer herrührt, von dem ſie nicht iſt. So kann er der Schrift den Namen eines andern Verfaſſers beilegen, dem ſie nicht gehört. Aber auch dieß kann nur geſchehen in ſpäterer Zeit unter ganz beſondern Umſtänden.

Überhaupt kann die eigentliche abſichtliche Verfälſchung nur unter ganz beſondern Umſtänden vorkommen. Hat Jemand eine Handſchrift, findet am Rande Beigeſchriebenes, und ſezt dieß in den Text, ſo kann dieß unter Umſtänden eine abſichtliche Verfälſchung ſein. Es liegt aber dieß nicht nothwendig in der Sache, es kann eine richtige oder vermeintliche Correctur ſein, ſofern etwas im Text ausgelaſſen und an den Rand geſchrieben war.

Mehr und weniger können wir alles von dieſer Art auf die beiden Fälle zurückführen: 1. Bringt Jemand Selbſtgemachtes in den Text, es ſei von welcher Art es wolle, ſo iſt es immer eine abſichtliche Verfälſchung. 2. Nimmt Jemand etwas als Correctur auf, wo ihm das, was er im Text vor ſich hat, nicht beſtehen zu können ſcheint, ſo iſt dieß allerdings eine freie Änderung, die aber jeder Herausgeber macht, nur daß während der Herausgeber es zu bezeichnen pflegt oder doch vermag, jener dabei nichts ſagt und ſagen kann, und ſich des Rechts bedient, wie bei uns der Sezer. Es kann die Änderung als Verbeſſerung gemeint ſein, auch wirklich eine ſolche ſein, aber eben ſowol auf einem Irrthum beruhen. In allen ſolchen Fällen iſt etwas Abſichtliches, aber auf verſchiedene Weiſe.

Es kann durch das Verfahren eines Abſchreibers oder Leſers etwas Fremdes in den Text hineinkommen, und da ſind Fälle, die den vorigen ſehr verwandt ſind. Durch eine bloß mechaniſche Irrung kann ein Abſchreiber etwas in den Grundtext bringen, was ihm aus der Überſezung vorſchwebt. Aber es kann daſſelbe auch abſichtlich geſchehen, als Correctur. Ferner, es kann einer ſtatt eines dunkeln Ausdrucks einen deutlichern ſezen, der

ihm aus dem Geleſenen vorſchwebt, er kann es als eine Bemerkung vorfinden, auch nur dafür halten und doch in den Text aufnehmen. Dieß ſind Änderungen aus freier Handlung. Es fragt ſich, in welchem Grade haben wir Urſache, dieß vorauszuſezen?

Es kommt darauf an, wie man überwiegende Gründe hat ſich die Vervielfältigung zu denken. Denkt man ſich dieſe ſo, daß mehrere gleichzeitig von Einem Originale mehrere Copien machen, ſo geſchieht dieß durch Dictiren. Da iſt jeder gebunden, die Zeit mitzuhalten und keiner hat Zeit zu Überlegungen und Änderungen. Nur von jenem Dictirenden könnten ſolche Änderungen ausgehen und würden ſo in alle Abſchriften kommen, die Schreibenden oder Abſchreibenden werden ſich um ſo mehr hüten, Änderungen zu machen, je handwerksmäßiger ſie das Geſchäft treiben und auf den Ruf der Zuverläſſigkeit etwas halten. Freie Veränderungen im Text laſſen ſich nur denken bei einem Abſchreiber, der ſein Geſchäft nicht mechaniſch treibt, ſondern verſtändig in der Sache ſelbſt verſirt. Anfangs kann von einem ſolchen oder einem aufmerkſamen Leſer die Veränderung auch nur auf den Rand geſchrieben und nachher in den Text gekommen ſein.

So hat die Entſtehung der Fehler dieſer Art einen gewiſſen Spielraum. Aber ſolche Fehler der Veränderungen ſind doch immer nur ſelten und nicht ſehr verbreitet.

Es iſt keine Frage, daß das Fremde, was auf die Weiſe in den Text gekommen, ausgeſchieden werden müſſe. Die Frage nach dem Urſprünglichen iſt davon unabhängig und für ſich beſtehend.

Man hat bei der Geneſis ſolcher Änderungen Abſichtliches und Unabſichtliches zu unterſcheiden. Das erſtere ſezt allemal etwas Anderes voraus; es muß ſchon Fremdes vorliegen. Wir ſezen als möglich, daß in der Urſchrift keine Fehler anderer Art ſind, als durch mechaniſche Irrung entſtanden; das Fehlerhafte kann von der Hand des Verfaſſers ſelbſt ſein. In dieſem Falle wird die Änderung eine Wiederherſtellung deſſen ſein, was der

Verfaſſer ſelbſt gewollt. Dieſer wird das anerkennen als das Seinige, Urſprüngliche. Allein es kann der Ändernde die Stelle auch anders behandeln, als der Verfaſſer ſie behandelt haben würde. Es kann ferner Fälle geben, wo zweierlei gegeben iſt, einmal vollkommen Richtiges, ſodann etwas, was nicht beſtehen kann, möglicher Weiſe aus einer mechaniſchen Irrung entſtanden, woraus aber jenes ſich nicht erklären läßt. Da iſt aber wieder zweierlei möglich. Entweder iſt das vollkommen Richtige auch das Urſprüngliche und das durch mechaniſche Irrung Entſtandene das Spätere, oder umgekehrt, jenes die Correctur dieſes das Urſprüngliche. Um das Leztere zu vermuthen, müſſen aber beſtimmte Indicien vorhanden ſein. Daran wird es in Beziehung auf das Mechaniſche der Sprache nicht fehlen. Man hat zu manchen Zeiten anders geſchrieben als geſprochen, anders geſprochen als die Regeln des Schreibens mit ſich bringen. Sobald nun eine ſolche abweichende Form überwiegend iſt, iſt es auch möglich, daß ſie die urſprüngliche Leſeart iſt. Findet ſich das Richtige nur in einigen Handſchriften, ſo iſt's möglich, daß das Correctur iſt.

Wie es möglich iſt, daß Änderungen in eine Schrift hineinkommen aus guter Abſicht, ſo können ſie auch hineinkommen nicht ohne Abſicht, aber durch eine falſche freie Wahl, wobei dann nur ein kritiſches Faktum ſchon als vorhanden vorausgeſezt wird.

Wird eine Marginalbemerkung in den Text aufgenommen, ſo iſt das abſichtlich, wenn der Abſchreiber weiß, daß es ein Fremdes iſt, er nimmt es aber auf als Verbeſſerung. Hält dagegen der Abſchreiber das Marginale für hineingehörend, ſo iſt es unabſichtlich. Daß Änderungen der lezteren Art häufig vorkommen, ſteht feſt auf allgemeine Weiſe, ſo lange eine Schrift nur durch Abſchreiber im Einzelnen vervielfältigt worden iſt. Es iſt immer der Fall geweſen, daß fleißige Leſer ſich etwas bemerkt haben zu dem was ſie laſen. Kamen dergleichen Handſchriften in die Hände Anderer, ſo konnten ſolche Veränderungen leicht vorgehen.

In welchem Falle können nun abſichtliche Änderungen entſtehen?

Wir unterſcheiden dabei gute und böſe Abſicht. Die gute iſt, einen gemachten Fehler wieder gut zu machen, das Ächte wieder herzuſtellen. Eine ſolche Änderung iſt eine kritiſche Operation. Wie iſt dieſer Fall zu behandeln? Verſchieden, je nachdem man ſich auf den einfachen hermeneutiſchen oder den allgemeinen philologiſchen Standpunkt ſtellt.

Hat ein Schriftſteller ſich nicht genau grammatiſch ausgedrückt, oder einen unangemeſſenen Ausdruck gebraucht, ein Anderer aber hat das verbeſſert, ſo können wir dieß für die hermeneutiſche Aufgabe recipiren als Verbeſſerung. Wir können ſagen, der Verfaſſer habe wol nur das Schlechtere gewählt, weil ihm nichts beſſeres zur Hand war, die Verbeſſerung hat alſo den eigentlichen Sinn des Verfaſſers getroffen.

Anders von dem allgemeinen philologiſchen Standpunkte. Von dieſem aus müſſen wir die Hand des Verfaſſers in vollſtändigſter Reinheit und Urſprünglichkeit zu erhalten ſuchen; ſonſt entziehen wir uns die Materialien zu einem beſtimmten Urtheil über den Schriftſteller und die Sprachbehandlung ſeiner Zeit und Gegend. Es kann ſich ergeben, daß das, was geändert, ſcheinbar verbeſſert worden iſt, keine grammatiſche Irrung, ſondern Sprachgebrauch der Zeit und Gegend iſt.

Was nun die Änderung aus böſer Abſicht betrifft, ſo iſt bedeutend zu unterſcheiden. Es kann ſehr beſtimmte Tendenzen geben, die nicht böſe gegen den Verfaſſer gemeint ſind, aber auch ſolche, die dieß ſind.

Es kann Jemand die Ausſagen und Ausdrücke eines Schriftſtellers verändern, wenn er glaubt Beſſeres zu wiſſen, als der Autor. Bei hiſtoriſchen Gegenſtänden läßt ſich dieß recht gut denken. So wie ich weiß, der Irrthum war nicht ein momentanes Verfahren, ſondern die beſtimmte Auffaſſungsweiſe des Autors, ſo geſchieht die Änderung aus keiner guten Abſicht gegen den Autor. Das Werk wird alterirt und das Urſprüngliche nicht

hergeſtellt. Wer ſo ändert, kann es gut mit dem Leſer meinen, um dieſen vor Irrthum zu bewahren.

Ferner, es kann Jemand einen Schriftſteller zur Auctorität für ſeine Anſicht machen wollen. Der Schriftſteller iſt damit nicht gerade im Widerſpruch, aber er hat ſie nicht gerade ausgeſprochen. Durch eine kleine Änderung macht man, daß der Autor ſie auszuſprechen ſcheint. Dieß iſt zwar keine gute Abſicht, denn es wird dem Verfaſſer untergeſchoben, was ſein Wiſſen und Willen nicht war. Es iſt ein Unrecht gegen den Verfaſſer, allein die Abſicht iſt auch nicht bös gegen ihn, ſondern gut für die Sache.

Zulezt läßt ſich denken, daß Jemand eine Veränderung macht, um auf den Schriftſteller zu bringen, was er nicht gethan, ihn eines Irrthums zu zeihen, den er nicht begangen. Unter welchen Bedingungen läßt ſich dieß ſagen? Die Indicationen müſſen ſehr klar ſein. Nur unter der Vorausſezung eines perſönlichen Partheiverhältniſſes und unter der Bedingung, daß der Verfaſſer nicht mehr reclamiren kann, aber doch noch nicht ſo fern iſt, daß die Änderung in ſeiner Schrift nicht Einfluß haben könnte. Solche Fälle kommen aber ſehr ſelten vor. Wir wollen einen fingiren. Tertullian z. B. hat gegen den Marcion geſchrieben. Seine Schrift iſt eine Partheiſchrift. Wenn er nun oft Stellen von Marcion anführt, und wir wiſſen, daß er denſelben wirklich oft falſch aufgefaßt hat, ſo war, da Marcion einen Ketzernamen hatte, nicht mehr reclamiren konnte, auch die Sache in lebhafter Anregung war, leicht möglich, daß Tertullian des Mannes Worte verdrehete und ihm unterſchob, woran dieſer gar nicht gedacht hatte. Nur unter ſolchen Umſtänden kann ſo etwas vorkommen. —

Dagegen kann die pia fraus der Verfälſchung aus guter Abſicht bei gewiſſen Claſſen von Schriften ſehr leicht vorkommen. Man hat dabei das Intereſſe, eine Schrift, einen Schriftſteller als Auctorität oder Zeugen aufzuſtellen.

Sind nun die, welche die Schriften im Alterthum vervielfältigten, in dem Falle, daß man dergleichen abſichtliche Verfälſchungen von ihnen vermuthen kann?

Unmittelbar iſt dieß ſchwer zu denken. Denn gehen wir auf die Zeit zurück, wo ein Werk durch Handſchrift vervielfältigt wurde, ſo müſſen wir eine Vervielfältigung im Einzelnen und eine im Ganzen unterſcheiden. Leztere war ein eigentliches Gewerbe, das von dem Intereſſe am Gegenſtande ganz abgelöſt war. Da läßt ſich alſo dergleichen abſichtliche Verfälſchung, Betrug — nicht denken. Die Vervielfältigung im Einzelnen war nur zum Privatgebrauch, und konnte in der Regel keine Rückwirkung auf die öffentliche haben. So iſt alſo für abſichtlichen Betrug bei Verfälſchung einer Schrift faſt gar kein Raum, und es gehörten offenbar ganz beſondere Umſtände dazu, wenn wahrſcheinlich werden ſoll, daß dergleichen geſchehen ſei.

Bei der Vervielfältigung im Einzelnen zum Privatgebrauch können dergleichen Veränderungen vorkommen. Aber dieſe konnten erſt in der zweiten Hand wirkliche Änderungen des Textes werden, wenn aus zum Privatgebrauch gemachten Handſchriften mit Bemerkungen die Schrift vervielfältigt wurde zu allgemeinem Gebrauch.

Wie ſteht es nun in dieſer Hinſicht mit dem Neuen Teſtamente?

Eine Menge von Griesbachs kritiſchen Regeln in den Prolegomenen gründen ſich auf die Vorausſezung abſichtlicher Änderungen. Z. B. wenn er ſagt, von zwei Leſearten, von denen die eine einen erbaulichen Gehalt hat, die andere nicht, iſt dieſe andere vorzuziehen, eben ſo, wenn die eine beſtimmter rechtgläubig iſt als die andere. Dieſe Regeln beruhen darauf, daß man denkt, daß, wenn eine von beiden Leſearten falſch ſein ſollte, keine von beiden nur auf mechaniſche Irrungen zurückzuführen ſei. Allerdings hat es an ſich betrachtet Wahrheit, daß ein Abſchreiber in eine Stelle eher Nachdruck für den aſcetiſchen Gebrauch habe hineinlegen, als herausbringen wollen. Aber ich kann nicht eher darüber entſcheiden, als bis ausgemacht iſt, daß die Differenz der Leſearten nicht durch mechaniſche Irrungen hat entſtehen können. Es fragt ſich aber, ob es wahrſcheinlich ſei, daß ein Abſchreiber ſolche abſichtliche Änderungen gemacht habe? Bei einer Vervielfältigung im Großen müßte die abſichtliche Änderung von dem ausgegangen

ſein, der die Vervielfältigung leitete. Aber es konnte kein Intereſſe für ihn haben, die Änderung in fremde Exemplare zu bringen, wenn auch in ſein eigenes. Das größere Intereſſe für den Abſchreiber, der mit Abſchriften ein Gewerbe trieb, war, ſeinen Credit zu erhalten durch zuverläſſige Abſchriften. Der Einzelne, der die Änderung in ſeinem Exemplare machte, was konnte der mit ſeinem einen Exemplare bewirken? Es wäre eine Abſicht auf unbeſtimmten Erfolg geweſen, da an eine verbreitete Bekanntſchaft ſeiner Änderung vielleicht erſt ſpät zu denken war. So weiß man nicht recht, wie man ſich eine ſolche pia fraus zu denken habe. Daſſelbe muß man ſagen von den abſichtlichen Verfälſchungen durch Orthodoxie oder Heterodoxie. Die Abſchreiber waren als ſolche gar nicht in die kirchlichen Streitigkeiten verflochten. Wer in den Streit verflochten war, konnte ſagen, ich leſe ſo und dieß ließ ſich denken. Aber daß das ſollte in das Gewerbe der Vervielfältigung durch Abſchriften gekommen ſein, iſt nicht gut denkbar. Denn bei der Art, wie man früh anfing, die theol. Streitpunkte zu behandeln, kam es wenig darauf an, wie eine einzelne Stelle geleſen wurde. Man hatte eine ganz andere Art zu argumentiren, als jezt. Für dieſe fand man immer Stellen, ohne daß man nöthig hatte, in eine beſtimmte Stelle die entſprechenden Ausdrücke hineinzubringen. Dazu kommt, daß das Meiſte dieſer Art ſich recht gut aus mechaniſchen Irrungen erklären läßt. Wo beide Arten von Veränderungen möglich ſind, muß man die Erklärung aus mechaniſchen Irrungen immer zuerſt verſuchen, weil ſich dieſe überwiegend aufdringt.

Eine andere Regel Griesbachs iſt die, daß, wenn von zwei Leſearten die eine einen leichten richtigen Sinn giebt, die andere auf den erſten Anblick einen ſchweren oder falſchen, der ſich aber genauer betrachtet, rechtfertigt, die leztere vorzuziehen ſei. Da denkt man ſich alſo nachdenkende Abſchreiber. Wenn keine andere Erklärung der Änderung als durch Abſicht möglich iſt, ſo iſt die Regel allerdings richtig, es müßte denn eine abſichtliche Änderung gegen den Verfaſſer der Schrift angenommen werden. Aber

wie ſelten ſteht die Sache ſo, daß der Fall gar nicht aus allerhand mechaniſchen Irrungen zu erklären wäre!

Die Griesbachſchen Prolegomenen haben die verſchiedenen Momente und Fälle gar nicht ſo gehörig unterſchieden. Es muß allemal zuerſt die Frage entſchieden werden, was im Allgemeinen möglicher iſt, eine abſichtliche Änderung oder eine mechaniſche Irrung. Wenn nun das leztere immer näher liegt, ſo iſt das darauf bezügliche Verfahren immer voranzuſchicken und hierauf das andere, welches ſich auf abſichtliche Veränderungen bezieht, zu baſiren. So kommen alſo die Kanones von Griesbach immer in die lezte Reihe des Wahrſcheinlichen.

Ziehen wir nun zu Rathe, was oben über das Verhältniß geſagt iſt, in welches ein Herausgeber des N. T. den Leſer zum Texte ſtellen ſolle, ſo iſt feſtgeſtellt worden, daß der Herausgeber keinen willkührlichen Text geben dürfe, ſondern einen ſolchen, der ſoweit man zurückgehen kann der in der Kirche am meiſten verbreitete war. Wenn nun der Leſer im Fall iſt, Verſchiedenes wählen zu müſſen, ſo darf er auch nicht außer dieſem Verbreiteten etwas aufnehmen, ſonſt kommt er auf etwas im Privatgebrauch Entſtandenes, alſo gerade abſichtlich Gemachtes. Wenn es in den Commentarien wol heißt, dieſes oder jenes Wort hätte nicht ſollen aus dem Text geworfen werden, weil es in dieſer oder jener Handſchrift fehle, denn es giebt einen ganz guten Sinn, ſo iſt dieß völlig unkritiſch. Denn was heißt das im N. T. ein Wort aus dem Text herauswerfen? Der Text, den man meint, iſt der zuſammengeworfene receptus, den man erſt ganz auseinander werfen muß, um einen Text zu erhalten. Ein wirklicher Text iſt nur der einer einzelnen Handſchrift; da kann man ſagen, ich werfe hinaus, indem man aus demſelben die Urſchrift herzuſtellen ſucht. Geht man nicht von einer einzelnen Handſchrift aus, ſo iſt eben die Aufgabe, erſt einen Text zu machen. Und nun die Maxime, was einen guten Sinn gebe, ſei beizubehalten, oder wiſſenſchaftlicher, man habe kein Recht, etwas nicht in den Text aufzunehmen, weil es in ſolchen Quellen, die wir als Text an-

nehmen könnten, fehle, denn es ſtehe doch irgendwo und gebe einen guten Sinn, — was ſoll man dazu ſagen? Alſo irgendwo macht man keinen Text! Es kommt ja weder bei der einfachen hermeneutiſchen Aufgabe, noch auf dem allgemeinen philologiſchen Standpunkte darauf an, ob ein guter Sinn da iſt, ſondern den urſprünglichen Text herzuſtellen. Daher können Regeln, wie die aus Griesbach erwähnten, nicht eher in das Urtheil eintreten, als bis das Verhältniß der vorhandenen verſchiedenen Leſearten diplomatiſch beſtimmt, und ausgemacht iſt, daß zwiſchen den verſchiedenen Leſearten nicht aus dem Geſichtspunkt der mechaniſchen Irrungen entſchieden werden kann.

Griesbach ſtellt auch den Kanon auf, daß überall die ſchwierigere und dunklere der leichteren und klareren Leſeart vorzuziehen ſei, eben ſo das Ungewöhnliche dem Gewöhnlichen, das Härtere dem Weichen. Dieſer Kanon ſezt ebenfalls wieder abſichtliche Änderung voraus. Unter dieſer Vorausſezung iſt's ganz richtig, der dunklern Leſeart den Vorzug zu geben. Aber was das Ungewöhnliche betrifft, ſo kann dieß gerade das Falſche ſein, weil es durch mechaniſche Irrung entſtanden ſein kann. Erſt wenn es mit dieſer Erklärung nicht mehr gehen will, darf ich eine abſichtliche Änderung vermuthen.

Ferner ſagt Griesbach, die kürzere Leſeart ſei der längeren vorzuziehen, wenn es, wie er hinzuſezt, jener nicht an allen Zeugniſſen fehle. Dieſe Regel ſezt wieder abſichtliche Änderungen voraus. Vergleichen wir aber damit einen andern Kanon, wonach die Abweichung, oder beſtimmter die kürzere Leſeart, welche durch Irrung des Auges bei Ähnlichkeit einiger Sylben entſtanden, zu verwerfen iſt, ſo entſteht ein Conflict zwiſchen den beiden Regeln. Während alſo der Eine ſagt, die kürzere Leſeart iſt vorzuziehen, ſagt der Andere, ſie iſt verwerflich, weil ſie durch mechaniſche Irrung entſtanden iſt. Wie iſt der Conflict zu löſen? Weil die Erklärung aus einer mechaniſchen Irrung im Allgemeinen den Vorzug verdient, ſo iſt die kürzere Leſeart verwerflich, wenn es der längeren nicht an allen guten Zeugniſſen fehlt. Ich kann mir aber dieſelbe Regel noch mit einer andern in Conflict denken. Ich

ſoll nach der obigen Regel die kürzere Leſeart vorziehen, aber die längere enthält etwas, wodurch von der Stelle ein heterodoxer Schein abgewendet wird. Sie wäre alſo die orthodoxere. Da ziehe ich die kürzere vor, aber aus einem ganz andern Grunde. Es kann indeß auch etwas weggelaſſen ſein, weil es einen heterodoxen Sinn gäbe. Soweit wäre alſo die Auslaſſung, weil ſie aus einem orthodoxen Motif entſtanden wäre, zu verwerfen, und die längere Leſeart vorzuziehen. Eben ſo kann es ſein in Beziehung auf das Aſcetiſche. Aus dem allen aber folgt, daß man erſt eine Rangordnung zwiſchen den beiden Vorausſezungen und ſomit zwiſchen den Regeln ſelbſt feſtſtellen müßte.

Was hat die Präſumtion für ſich öfter vorzukommen, mechaniſche Irrungen, oder direkte oder indirekt abſichtliche Änderungen?

Die erſteren ſind faſt unvermeidlich geweſen. Die indirekt abſichtlichen Änderungen können nur aus dem Privatgebrauch hervorgehen und können nicht allgemein gedacht werden. Die direkt abſichtlichen Änderungen ſind die ſeltenſten.

Man denkt ſich gewöhnlich, daß die leztern beſonders häufig in den kirchlichen Streigkeiten geſchehen ſeien. Aber dieſe gehören einer Zeit an, wo es ſchon eine Menge von Abweichungen im N. T. gab. Und was hätte einer gewinnen können durch Verfälſchung ſeines Exemplars? Andere hätten es, wenn er ſich darauf berufen, gar nicht anerkannt. Oder hätte er hoffen ſollen, eine verderbliche Saat für eine künftige Ernte zu ſäen, die er gar nicht mehr hätte erleben können?

Es giebt freilich Beiſpiele von abſichtlicher Verfälſchung. Die ſind aber anderer Art und gehen weiter, als was wir bisher behandelt haben. So giebt man dem Marcion ſchuld, er habe nicht nur den neuteſt. Kanon einer beſtimmten Theorie gemäß zugeſtuzt, ſondern auch die einzelnen Schriften darnach zurechtgemacht, namentlich viel daraus weggeſchnitten. Das wäre freilich eins der ſtärkſten Exempel. Aber wie ſteht es damit? Um die Anſchuldigung zu beweiſen, müßten alle Differenzen eine beſtimmte Phyſiognomie haben und ſich aus ſeinen Principien er-

klären laſſen. Iſt dieß möglich? Es iſt eine unrichtige Behauptung, daß Marcion den ganzen Kanon des N. T., wie wir ihn haben, gekannt habe. Sein Kanon gehört in die Bildungszeit des neuteſt. Kanons und konnte wol nach den Verhältniſſen der Zeit nicht anders ſein. Lieſt man Tertullian und Epiphanius gegen Marcion, ſo bleibt man ſchwankend, ob das Evangelium des Marcion das des Lukas geweſen, oder nur ein ſehr ähnliches. Selbſt die Hahnſche Unterſuchung giebt noch keine Gewißheit, daß Marcion wirklich unſern Lukas vor ſich gehabt und daß alles Abweichende ſein Werk ſei. Die Differenzen, welche Tertullian ihm alle als abſichtlich zuſchreibt, ſind nicht alle von der Art, daß ſie ſich aus ſeinen Ideen ableiten laſſen. Was ſich aber nicht als abſichtliche Änderung aus Marcions perſönlicher Anſicht erklären läßt, iſt auch überhaupt nicht als abſichtliche Änderung anzuſehen. Wir wiſſen nicht, wie in dieſer Beziehung ſein Text ausgeſehen, und ſo wie man Zuſäze hat, die zweifelhaft ſind, ſo wird auch alles Übrige zweifelhaft.

Bei Marcion handelt es ſich übrigens um den Text eines einzigen Mannes. Das iſt aber etwas anderes, als wenn man allgemein aufſtellt, daß von Orthodoxen und Heterodoxen abſichtliche Änderungen gemacht ſeien. Dieß iſt um ſo unwahrſcheinlicher, als die kirchlichen Streitigkeiten gar nicht auf dem Boden verſirten, daß ſie durch eine einzelne Schriftſtelle zu entſcheiden wären. Man ſieht dieß beſonders aus den Arianiſchen Streitigkeiten. Ein bedeutender Theil des Abendlandes war Arianiſch. Hätte nun dieſe Doctrin nöthig gehabt, den Text zu ändern, ſo müßte ja in den occidentaliſchen Texten eine Menge Verfälſchungen der Art vorhanden ſein, was aber gar nicht der Fall iſt. Es drehete ſich aber in den Streitigkeiten überhaupt nicht um die Leſeart, ſondern um die Exegeſe.

Liegt die Sache nun gar ſo, daß eine Stelle auf zweierlei Art anzuſehen iſt, nemlich ſo, daß die eine Leſeart als Beweis für eine beſtimmte Lehre anzuſehen iſt, die andere nicht, ſo habe ich gleiches Recht zu ſagen, die eine Partei hat zu Gunſten ihrer

Lehre geändert, und, die andere hat dieſelbe Stelle durch Entſtellung den Gegnern zum Beweiſe untauglich gemacht. Alſo muß ich mich nothwendig nach andern Entſcheidungsgründen umſehen. Steht feſt, daß das Eine nur in einzelnen Handſchriften ſich findet, das Andere das allgemein Verbreitete iſt, ſo hat jenes gar kein Recht angeführt zu werden, für welche Seite es auch ſtreiten möge.

Es giebt aber viele Fälle, wo auf indirekte Weiſe etwas in den Text gekommen, was vorher, urſprünglich nicht darin war. Aber dieſe Fälle ſind ſehr verſchiedener Art. Es kann Richtiges an die Stelle des Unrichtigen in den Text kommen; es können Correcturen über die Zeilen oder an den Rand geſchrieben werden und durch ſpätere Handſchriften in den Text kommen; es kann Ausgelaſſenes an den Rand geſchrieben werden, oder auch eine erklärende Gloſſe, und das eine wie das andere nachher in den Text kommen. Was hier Princip für die Wahl iſt, müßte eben ſo Princip für die Conjectur ſein. Das Faktum ſteht feſt, daß in mehreren Handſchriften Stellen in den Text gekommen ſind, die in andern nur Marginalien waren. Beſonders gilt dieß von den Evangelien, die ſo viele Parallelen haben und doch abweichend ſind. Ein fleißiger Leſer ſchrieb z. B. bei der kürzeren Erzählung an den Rand, was die längere Parallele mehr hat. So erſcheint dann wol in ſpäteren Handſchriften die kürzere der längeren aſſimilirt. Wenn ältere oder gleich alte Handſchriften das Kürzere bezeugen, ſo ſcheint der Fall klar zu ſein. Aber kann es nicht Aſſimilationen gegeben haben, welche älter ſind, als unſer Text, älter, als unſere Zeugniſſe? Dieß iſt eine Möglichkeit, aber wir haben keinen Grund über unſern älteſten weit verbreiteten Text hinauszugehen. Aber es können erklärende Anmerkungen in den Text gekommen ſein, und in allen Handſchriften ſtehen. Enthalten ſie etwas, was dem beſtimmten Zuſammenhange nicht entſpricht, was den Principien der pſychologiſchen Exegeſe widerſpricht, ſo können wir ſagen, hier iſt ein ſpäterer Zuſaz, wenn auch alle Handſchriften ihn haben, aber dieß iſt immer nur ein

exegetiſches Urtheil, zu einer kritiſchen Ausſcheidung aus dem Text fehlt es uns an allen Zeugniſſen.

Wir können alſo als Reſultat für die neuteſt. Kritik feſtſtellen: Überall wo eine Verſchiedenheit obwaltet, verſchiedene Texte gegeben ſind, iſt die Aufgabe zunächſt die, die Entſtehungsweiſe der Verſchiedenheit zu erklären. Darin liegt immer zugleich die Entſcheidung. Die Erklärung aus mechaniſchen Irrungen iſt immer das Erſte, was verſucht werden muß. Ergiebt ſich ſo eine Entſcheidung, ſo iſt dieſe vorläufig als die richtige anzuſehen. Vorläufig, denn es können ſich im Zuſammenhange Indicien ergeben, die für die anderweitige Entſtehung oder Verſchiedenheit ſprechen. Ergiebt ſich aber eine ſolche Entſcheidung nicht, ſo entſteht freilich die Wahrſcheinlichkeit einer urſprünglich abſichtlichen Änderung. Dieß muß aber immer das Lezte bleiben. Müſſen wir alle Leſearten bis auf Eine verwerfen und dieſe giebt entweder keinen logiſch und grammatiſch geſchloſſenen Sinn oder keinen im Zuſammenhange, ſo müſſen wir dann ſagen, dieß ſei die, aus welcher wir alle Entſtellungen oder etwaige ſpätere Änderungen weggenommen, aber doch nicht das, was der Verfaſſer ſelber geſchrieben habe. Da muß denn auf andere Weiſe geſucht werden, die Urſchrift herzuſtellen, wobei es einerlei iſt, ob man die Hülfe aus irgend einem Winkel des kritiſchen Apparats nimmt, oder durch Conjectur gewinnt. Beides iſt gleich ungewiß in kritiſcher Hinſicht.

Auf dem Gebiete der claſſiſchen Litteratur ſcheint ſich die Sache anders zu ſtellen, wiewol wir nie ein anderes Princip zugeben können. Der Unterſchied iſt nur der, daß wir von den meiſten claſſiſchen Schriftſtellern nur wenig Handſchriften haben, vom N. T. eine Menge. Wir ſind alſo dort mehr in dem Fall, unſre Zuflucht zur Conjectur zu nehmen, als bei dem N. T. Bei den claſſiſchen Schriftſtellen kann man nun ſagen, die Conjectur ſolle nur vorläufig ſein, denn es können ſich immer noch Handſchriften finden, die das Richtige geben. Oft ſchon ſind ſo Conjecturen durch ſpäter gefundene Handſchriften beſtätigt worden.

Während man nun hier hoffen kann, beſſere Handſchriften zu finden und in dieſen Beſſeres, haben wir bei dem N. T. die Hoffnung nicht. Wenn nun, wie ſchon bemerkt, auch bei dem N. T. ungeachtet des großen handſchriftlichen Apparats die Conjectur doch zuläſſig, ja nothwendig iſt, ſo iſt keine Verſchiedenheit der kritiſchen Principien, ſondern nur eine Verſchiedenheit der Lage der Dinge auf den beiden Gebieten.

Es entſteht nun die Frage, wo im N. T. die Grenze ſei zwiſchen den beiden auseinander gehaltenen Claſſen von Handſchriften, von deren einer wir ſagten, daß ihre Beſtätigung nicht mehr Gewicht habe, als die Conjectur?

Dieß führt ins Gebiet der Diplomatik oder der Kunſt, den Werth der Handſchriften zu ſchäzen. Wir haben ſchon oben zwiſchen Uncial- und Curſivhandſchriften unterſchieden. Gewöhnlich ſind die lezteren jünger, aber nicht immer. Es giebt keine ſcharfen Grenzen. Genau kann man nur unterſcheiden Uncialhandſchriften aus einer Zeit, wo man noch gar nicht curſiv ſchrieb, und Curſivhandſchriften aus einer Zeit, wo man nicht mehr mit Uncialen ſchrieb. Leztere ſind in dieſem Falle beſtimmt jünger. Wie ſteht es aber um die gleichzeitigen? Die Curſivſchrift iſt der Schnelligkeit wegen erfunden. Alſo hat die Uncialhandſchrift für ſich die Präſumtion der größeren Sorgfalt, welche ſchon in dem Entſchluſſe liegt, ſie zu gebrauchen. Und da die Zeichen ſich beſtimmter ſondern, ſo iſt auch ein Verſehen leicher zu entdecken. Allerdings ſind aus der Uncialſchrift die mechaniſchen Irrungen nicht zu verbannen, es laſſen ſich Regeln über die Verwechſelung der Zeichen aufſtellen, woraus eben die mechaniſchen Irrungen entſtanden ſind, und dieſe Regeln hat man ſich wol zu merken. Aber wäre eben ſo häufig aus der Curſivſchrift wie aus der Uncialſchrift abgeſchrieben worden, ſo würde die Zahl der mechaniſchen Irrungen beiweiten größer ſein.

Wie ſind nun zu gleicher Zeit Handſchriften beiderlei Art entſtanden? Wer mehr Zeit und Koſten aufwenden konnte, auch mehr auf die Sache hielt, machte oder erwarb Uncialhandſchriften.

Außerdem waren die Curſivhandſchriften mehr für den Privatgebrauch, die Uncialhandſchriften für den öffentlichen. Auch deßhalb haben die lezteren mehr Präſumtion für ſich.

Aber es iſt nicht bloß auf das Alter der Handſchriften zu ſehen, ſondern auch auf das Vaterland. Hier kommt denn, wie ſchon bemerkt, der Unterſchied der rein griechiſchen und griechiſchlateiniſchen in Betracht. Was ſich in den Handſchriften der ältern Zeit und in griechiſchen wie lateiniſchgriechiſchen findet, das iſt eine mit möglichſter Vollkommenheit bezeugte Leſeart.

In dem textus receptus finden wir eine Menge der beſtbezeugten Leſearten nicht. Unter dieſen ſind freilich viele nicht von großer Wichtigkeit, ſie enthalten oft nur eine Eigenthümlichkeit der grammatiſchen Form. Aber oft kann man auch die beſtbezeugte Leſeart nicht ſo laſſen. Schlechtere Handſchriften geben Beſſeres dem Sinne nach. Aber jenes iſt doch das Sichere, das Spätere wahrſcheinlich Correctur, die in den ſpäteren Handſchriften oft ſehr leichtfertig gemacht iſt. Man muß ſich deßhalb an das beglaubigt Alte, Verbreitete halten, und wenn es keinen Sinn giebt, die Conjectur darauf bauen. Man bauet aber die Conjecturalkritik hierauf viel ſicherer, als auf den ſpäteren Text.

Laſſen ſich für die Conjecturalkritik Regeln geben? Nein, keine poſitiven Regeln, ſondern nur Cautelen. Poſitive Regeln aber ſo wenig, als es für das Erfinden eine Kunſtlehre giebt. Die Conjectur iſt Sache des durch Übung gebildeten Talents.

Läßt ſich das Urſprüngliche, was geſucht wird, durch Conjectur aus einer ſchwierigen Stelle allein herausbringen, oder muß man Anderes zu Hülfe nehmen? Schon die Frage führt auf das analoge Gebiet der hermeneutiſchen Operationen. Hier ſoll man aus den Umgebungen den ſchwierigen Punkt zu verſtehen ſuchen. Dieſe Umgebungen reichen oft hin, oft nicht. So gerade in der Kritik. Bisweilen braucht man nichts zu Hülfe zu nehmen und erräth aus der Stelle ſelbſt, was der Sinn ſein muß. Da gilt es denn aber, den entſprechenden Text zu finden, woraus ſich die Entſtehung des Vorliegenden am leichteſten er-

klärt. Dieß iſt die rechte kritiſche Probe. Dieſe Aufgabe ſcheint aber in Beziehung auf den ungeheuren kritiſchen Apparat des N. T. unendlich, wenn ſie ſo gefaßt wird, aus der Conjectur alle Differenzen zu erklären. Die Handſchriften liegen Jahrhunderte auseinander und die Differenz iſt oft erſt durch eine lange Reihe von Falſchem entſtanden, die wir vollſtändig gar nicht verfolgen können. In dieſem Umfange kann alſo die Aufgabe nicht geſtellt werden. Sie muß getheilt werden.

Das Erſte iſt, die Probe in Beziehung auf die beſtbezeugten Leſearten zu machen. Beſteht eine Conjectur dieſe Probe nicht, ſo iſt ſie nur eine vorläufige für das hermeneutiſche Bedürfniß, es iſt möglich, daß noch Beſſeres gefunden werde. Wird aber dieſe Probe geleiſtet, ſo kann man weiter gehen. Zunächſt würde man die übrigen verſchiedenen Leſearten nach Alter und Urſprung zuſammenſtellen. Schon hieraus ergeben ſich vielleicht Erklärungen der ſpäteren aus den früheren. Je nachdem nun dieſe Operation gelänge, würde die Conjectur am vollſtändigſten bewieſen ſein. Aber wenn man auch den kritiſchen Apparat aufs ſorgfältigſte zuſammenſtellte und behandelte, eine ununterbrochene Stufenleiter, die bis zu dem älteſten Text zurückführte, könnten wir doch für kein einziges Buch des N. T. aufſtellen. Wir werden immer auf Lücken ſtoßen. Daher muß man ſich begnügen, wenn man den am beſten bezeugten Text aus dem, was man als das Urſprüngliche vermuthen möchte, erklären kann. Der Grundſaz iſt feſtzuhalten, daß man auch da, wo man das Urſprüngliche zum Behuf der hermeneutiſchen Operation machen muß, nur von dem, was als das Älteſte vorhanden iſt, ausgehen dürfe. Was auf die Weiſe entſteht, hat ſeinen Werth durch die kunſtmäßige kritiſche Operation, aber als Auctorität iſt es nie anzuſehen.

Für dieſe divinatoriſche Kritik giebt es, wie geſagt, nur Cautelen, keine Regeln. Aber welches ſind dieſe Cautelen?

Zuerſt iſt hinzuweiſen auf die Analogie der divinatoriſchen Operation mit der hermeneutiſchen. Wie hier die nächſte Umgebung, oder auch die weitere, und analoge Parallelſtellen auf den

rechten Sinn führen, ſo kann auch für die kritiſche Conjectur zunächſt die Stelle ſelbſt Indicationen enthalten, wie zu ergänzen ſei, wenn der Fehler im Text ein ſolcher iſt, daß die grammatiſche oder logiſche Einheit das einzig Gefährdete iſt. Es kann freilich Stellen geben, wo dieß das Übel nur zu ſein ſcheint, es aber nicht iſt. Dann wird ſo viel klar, daß die grammatiſche Ergänzung oder Zurechtſtellung der hermeneutiſchen Operation nicht genügt. Daraus entſteht denn die Aufgabe, das gewonnene Reſultat aufzuheben, und die Stelle von einer andern Seite anzuſehen.

Nehmen wir nun hieraus die Cautelen, wonach der Fund zu prüfen iſt, ſo iſt die erſte dieſe, daß die Conjectur der hermeneutiſchen Operation genügen müſſe. Außer dem, daß die Conjectur zu dem Vorhandenen in dem Verhältniſſe ſtehen muß, daß ſich die vorhandenen Differenzen daraus herleiten laſſen, muß ſie auch in den Sinn und Zuſammenhang der Stelle paſſen, ſonſt kann ſie die rechte nicht ſein. Beides muß möglichſt zuſammentreffen, denn es iſt davon auszugehen, daß der Verfaſſer geſchrieben hat, was im Zuſammenhange nothwendig war, und daß der Fehler aus mechaniſcher Irrung entſtanden iſt.

Es ſind aber Fälle denkbar, wo beides einander nicht entſpricht, man kann aus dem Gefundenen wohl die Differenzen alle unmittelbar erklären, aber es genügt der hermeneutiſchen Operation nicht vollkommen, und eben ſo umgekehrt. Welchem von beiden Momenten iſt dann das Übergewicht zu geben, um das weitere Verfahren zu leiten? Dann iſt freilich vorauszuſezen, daß das Reſultat nicht auf die vollkommenſte Weiſe entſtanden ſei. Aber einfach und allgemein iſt die Frage nicht zu löſen. Es kommt alles auf die Lage der Sache an. Je vollſtändiger die Succeſſion der Documente iſt, um ſo vollkommener muß ſich alles Vorhandene aus dem Gefundenen erklären laſſen; iſt aber die Succeſſion ſehr unterbrochen, ſo kann auch nichts ſo Vollſtändiges gefordert werden. Hat man ſehr alte und ſehr neue Handſchriften, die ganz Verſchiedenes geben, ſo kann die Aufgabe nicht ſo geſtellt werden; alle Hypotheſen zur Erklärung der Entſtehung

der Verſchiedenheit helfen nichts, weil die Mittelglieder fehlen. Nur das kann dann die Aufgabe ſein, etwas zu finden, was dem Zuſammenhang der Rede entſpricht.

Aber hier tritt nun eine andere Cautel ein. Das Gefundene muß nicht nur in der Sprache überhaupt, ſondern im Sprachgebrauch des Verfaſſers gegeben ſein. Kann ich dieß nicht nachweiſen, ſo iſt die Conjectur unſicher, und, im Fall das Gegentheil ſtatt findet, gerade zu unrichtig. Es giebt gewiſſe Wendungen und Ausdrücke, die zu einer beſtimmten Zeit nur in der Poeſie oder in einem beſtimmten Gebiet der Proſa üblich ſind. Nimmt man daraus für ein anderes Gebiet eine Emendation, ſo iſt ſie unrichtig. Je vollſtändiger die Nachweiſung des entſprechenden Sprachgebrauchs iſt, deſto mehr kann ſich die Conjectur geltend machen. Hier zeigt ſich die Abhängigkeit der philologiſchen Disciplinen unter einander. Es liegt darin eine Begrenzung der Sicherheit in der Löſung der Aufgabe. Denn die Kenntniß des Sprachgebrauchs erlangen wir doch nur auf demſelben Wege, nemlich durch kritiſche Operationen. Werden viele verdorbene Stellen zur Nachweiſung des Sprachgebrauchs angeführt, ſo kann Falſches entſtehen; jene müſſen erſt feſtgeſtellt werden. So zeigt ſich, daß die vollkommene Gewißheit der Emendation nur ein Werk der Zeit iſt. Sie kann wo und wann ſie entſteht vollkommenen Beifall finden, aber man muß abwarten, ob ſie ſich bei erweiterter Kenntniß der Sprache und Urkunden beſtätigt.

Wenden wir dieß auf das N. T. beſonders an, ſo iſt hier die eigentliche Schwierigkeit, daß der neuteſt. Sprachgebrauch ſchwer zu beſtimmen iſt. Einmal iſt uns die Beſchaffenheit der älteſten Texte auf ſehr üble Weiſe aus den Augen gerückt. Die erſten gedruckten Editionen ſind voll von Correcturen in Beziehung auf die grammatiſchen Formen und die Orthographie. Das iſt eine falſche Grundlage, wovon man ausgeht. Es ſoll nicht behauptet werden, daß alle unregelmäßigen Formen z. B. der Vaticaniſchen und anderer Handſchriften zur Zeit der Apoſtel geſchrieben oder geſprochen wurden. Aber wenn es darauf ankommt, aus

dem Vorhandenen eine richtige kritiſche Operation zu bilden, ſo muß ich dieß auch vollſtändig vor mir haben, ich muß ſelbſt die Schriftzüge kennen, um Verwechſelungen und dergleichen erklären zu können. Es kann alſo viel Falſches gemacht werden, wenn man nur auf den gedruckten Text zurückgeht. Sodann aber kann man das neuteſt. Sprachgebiet ſo wenig genau beſtimmen. Man hat in dieſer Hinſicht zwei Richtungen verfolgt. Beide zu einem einſtimmigen Reſultat zu bringen, iſt noch nicht gelungen, und eben deßhalb auch nicht, das neuteſt. Sprachgebiet genau zu fixiren. Die eine Richtung geht von dem Individuellen in der neuteſt. Sammlung aus. Allein wegen des geringen Umfangs deſſen, was man von den Meiſten hat, und wegen der problematiſchen Identität iſt hier eine unauflösliche Aufgabe. Die andere Richtung iſt die nach dem Gemeinſamen. Dieß hat nun eine zweifache Beziehung, die eine auf die griechiſche Sprache, wie ſie damals anderwärts beſtand, die andere auf das Helleniſtiſche. Doch iſt auch hier ſchwer zu einem genügenden Reſultate zu gelangen. Wollte man z. B. behaupten, was Philo und Joſephus geſchrieben gehöre unmittelbar dem neuteſt. Sprachgebiete an, ſo wäre das nicht zu rechtfertigen. Eben ſo, wenn man ſagen wollte, was dem Macedoniſchen Sprachgebiete angehöre, ſei unmittelbar auch das neuteſtamentliche. Da iſt alſo eine Unſicherheit nach beiden Seiten und des Feſtſtehenden noch wenig. Nach obiger Regel müßte man bei den neuteſt. Schriftſtellern ſtehen bleiben, aber da iſt der Umfang deſſen, woraus Bewährung herzunehmen iſt, zu beſchränkt. So müſſen wir ſagen, daß die divinatoriſche Kritik im N. T. weit unſicherer iſt, als im Gebiet der claſſiſchen Litteratur.

In Beziehung auf die Aufgabe, aus dem Gefundenen das Vorhandene zu erklären, ſtehen wir ſcheinbar mit dem N. T. beſſer, weil wir von dem handſchriftlich älteſten Text eine große Succeſſion von Dokumenten haben, Handſchriften aus allen Jahrhunderten. Aber wenn wir nun auch den gehörig bezeugten älteſten Text haben, ſo iſt die Aufgabe nicht leichter, denn die

Lücke zwiſchen dem Älteſten und Urſprünglichen bleibt und iſt nicht auszufüllen, und man kann gar nicht die Forderung ſtellen, in allen Fällen das älteſte Vorhandene aus dem Gefundenen zu erklären. Es gab ja eigentlich gar keine Urſchriften des ganzen N. T., die Sammlung war ſchon Abſchrift. Dazu kommt, daß die urſprüngliche Vervielfältigung nur aus religiöſem Intereſſe, ohne alles philologiſche geſchah. Zu der Zeit, wo die philologiſche Tendenz ſich zu regen begann, beſtand die Sammlung ſchon ziemlich in der Geſtalt, in der wir ſie haben. Kurz das Sammeln und Zuſammenſchreiben geſchah ohne alle philologiſche Aufſicht, und nur mit mechaniſcher Treue. Vom A. T. rühmt man die Genauigkeit und Sorgfalt, welche man auf die Abſchriften und deren Collation gewendet, und mit der man die Abweichungen bemerkt hat. Können wir dieß auch vom N. T. rühmen? Nein. Die Verhältniſſe waren ganz andere bei dem A. T., und doch iſt es dem nicht entgangen, eine Menge von Abweichungen zu haben. Jene Genauigkeit beim A. T. beſchränkte ſich auf die zum öffentlichen Gebrauch beſtimmten Synagogenrollen. Die erſte Vervielfältigung des N. T. geſchah zum Privatgebrauch. Dazu kommt, daß bei der Entſtehung deſſen, was der Sammlung vorausgehen mußte, alles zufällig und gelegentlich war. Wie ſind z. B. die Abſchriften der einzelnen apoſtoliſchen Briefe zu andern Gemeinden gekommen? Offenbar durch Einzelne zufällig und gelegentlich. Nachher mag mehr Genauigkeit entſtanden ſein, das urſprüngliche Verfahren war keineswegs von der Art. Alſo kann im N. T. weit weniger davon die Rede ſein, das Urſprüngliche herzuſtellen, als bei den claſſiſchen Schriften. Hier war die Vervielfältigung vom Anfang an mehr regelmäßig und von philologiſchem Intereſſe geleitet. Wäre auch im N. T. die Nothwendigkeit häufiger, dem Text durch divinatoriſche Kritik zu Hülfe zu kommen, die Löſung hätte doch nie den Grad der Sicherheit, wie auf dem claſſiſchen Gebiet. Es giebt allerdings im N. T. Stellen, welche durch das Vorhandene nicht zu heilen ſind, und die Zahl derſelben wird größer, wenn man auf den älteſten Text

zurückgeht, weil die ſpäteren Handſchriften ſchon Emendationen aufgenommen haben. Allein jene Stellen ſind größtentheils von der Art, daß ſie das weſentliche Intereſſe und die Dignität des N. T. nicht affiziren. Sollte wirklich eine kirchliche Lehre auf einer verdächtigen Stelle beruhen, ſo wäre das ein Übel, welches mit Sicherheit nicht zu heilen wäre. Allein das iſt wol nie der Fall, denn ſelbſt in einzelnen Stellen, wo es ſein könnte, möchte wol für die kirchliche Lehre wenig entſchieden werden, wenn man ſo oder ſo lieſt.

Vorausgeſezt, daß das angegebene Verfahren das richtige ſei, und daß es verhältnißmäßig wenig Stellen gebe, welche die Hülfe der divinatoriſchen Kritik erfordern, um den Sinn richtig zu beſtimmen, wieſern liegt es jedem Theologen ob, ſich mit der neueſt. Kritik zu befaſſen?

Dieſe Frage läßt ſich verſchieden beantworten. Hält man für zuläſſig, ſich unter eine Auctorität zu begeben, ſo ſcheint es, als könne man ſich der Sache gänzlich entſchlagen. Allein es kommt doch gar ſehr darauf an, ob man dieſe oder jene Auctorität wählt. Will man ſich nun bei dieſer Wahl nicht wieder unter eine Auctorität begeben, ſo muß man doch ſelbſt ein Urtheil haben. Es mag Manchem zuträglicher ſcheinen, eine gute Wahl zu treffen, als ſelbſt an die Sache zu gehen. Allein in der evangeliſchen Kirche werden wir doch ſchwerlich zugeben, daß nur Wenigen jenes Geſchäft obliege, ſobald wir das Princip feſthalten, daß der Theolog in ſeiner Praxis überwiegend mit dem Grundtext, nicht mit der Überſezung zu thun habe. Hiernach muß Jedem obliegen, ſich um das, was er vor ſich hat, wieſern es der Text iſt oder nicht, zu bekümmern. Dieß gilt nicht allein von beſtimmten dogmatiſch wichtigen Stellen.

Allein es iſt nicht genug, eine Aufgabe allgemein zu ſtellen, es kommt auch darauf an, ob die Mittel zu ihrer Löſung vorhanden ſind. Man muß dem Theologen nachweiſen, daß die

Mittel in seiner Hand seien, und daß der Aufwand von Zeit für ihn in einem richtigen Verhältnisse stehe.

Wie liegt die Sache zu unsrer Zeit? Was haben wir für Hülfsmittel, uns von der Herrschaft der recepta zu befreien?

Alle Ausgaben, die auf irgend eine Weise kritisch sind, (die Lachmannsche freilich ausgenommen, obwohl sie, zwar kritisch genug in sich selbst, doch so lange der Apparat fehlt nicht kritisch genannt werden kann, weil der Leser sie nicht kritisch für sich allein gebrauchen kann,) haben bisher die recepta zum Grund gelegt, selbst Griesbach. Will man nun eine Vorstellung vom Zustande des Textes haben, so muß man auch bei Griesbach sein Auge auf den krit. Apparat haben. Das Erste, was da wahrzunehmen, ist, wieweit sich die recepta von den ältesten Handschriften der beiden Hauptfamilien entfernt hat. Hat man diese Hauptanschauung gewonnen, so wird man die Achtung vor jenem Text schon hinlänglich verlieren. Aber vollständig kann man sich doch noch nicht überzeugen, wenn man auch bei Seite sezt, daß der bisherige Apparat noch auf sehr unvollständigen Vergleichungen beruht, denn auch bei Griesbach ist niemals der Stand der Sache vollständig und klar dargestellt. Durch die Art, wie Griesbach den Apparat im Verhältniß zum Text eingerichtet hat [1]), wird eine stetige Vergleichung unmöglich. Eine solche aber ist nothwendig. Freilich würde, wenn die Vergleichung stets möglich und sicher sein sollte, die Masse des kritischen Apparats größer werden müssen, wodurch denn das Verfahren sehr erschwert werden würde. Aber es läßt sich eine bessere Einrichtung des Apparats denken, so daß alle Handschriften, die gar keine Auctorität haben, weggelassen, und die Vergleichung nur auf die wirklichen Auctoritäten beschränkt würde. Indem so die unnüze Masse verschwände, würde es möglich sein, den Zustand des ganzen Textes vor Augen zu bringen und bei jeder Stelle zu sehen, wie sich die recepta zu dem bezeugten Text verhält. Auf die Weise lie-

([1] Vergl. S. 305 f.

ßen ſich auch die verſchiedenen Claſſen der Abweichungen der Zahl nach in den Auctoritäten darſtellen. So erhielte man eine Stufenleiter der Abweichungen, bis man an die Stelle käme, wo der Apparat nicht mehr ausreicht und die divinatoriſche Kritik zu Hülfe genommen werden muß. Bei ſo beſchränkendem Verfahren würde die Zahl ſolcher Stellen größer, weil in den ſpäteren Handſchriften ſchon Correcturen in den Text gekommen ſind. Aber es wäre beſſer, ſolche Handſchriften ganz wegzulaſſen, damit man nicht verleitet würde für Quellen zu halten, was keine ſind.

Die gewöhnlichen Handausgaben des Textes ſind zur Übung in der Kritik gar nicht zu gebrauchen. Nur die Griesbachſche iſt dazu geeignet. Wie nun dieſe? Man muß einzelne Theile des Textes kritiſch genau durcharbeiten. Zu dem Ende mache man ſich zuerſt aus den Griesbachſchen Prolegomenen und den Wetſteinſchen mit den Handſchriften bekannt, welche als Hauptauctoritäten anzuſehen ſind. Man abſtrahire dabei ganz von der ſehr componirten und gebrechlichen Griesbachſchen Theorie, und halte ſich allein an die Uncialen. Wenn auch unter den Curſivhandſchriften ſolche ſind, welche mit jenen gleiches Alter haben, ſo ſind ſie doch nicht von dem Belang, um deßwegen das Verfahren complicirter zu machen. Hat man ſich nun mit jenen Uncialen genau bekannt gemacht, ihrem Alter, Urſprung, ihrer Beſchaffenheit, dann muß man in dem Abſchnitt, den man durcharbeiten will, alle Stellen in dem kritiſchen Apparat vergleichen, wo mehrere zuſammen angeführt ſind. Dabei iſt aber zu beachten, daß, wo Griesbach für eine Leſeart keine dergleichen Auctorität anführt, darum die übrigen nicht genannten nicht immer für die recepta ſind. Dann lege man ſich die Frage vor, wie das, wofür wirkliche Zeugen ſind, und die recepta ſich genetiſch zu einander verhalten, wie eins aus dem andern auf dem Wege der mechaniſchen Irrung entſtanden ſein könne. Die Handſchriften können aber Fehler haben, die recepta Gutes darbieten. In dieſem Falle iſt auszumitteln, ob der gemeine Text ſo ſei, daß das Bezeugte daraus entſtanden ſein kann. Das Umgekehrte

kann ich nicht ſehen. Dann iſt vorläufig die Hypotheſe aufzuſtellen, daß die recepta Correctur iſt oder eine andere uns unbekannte Quelle hat, und daß dasjenige, was der kritiſche Apparat darbietet, ein Fehler iſt. Aber eine Zuſammenſtellung der Fehler, welche ſich notoriſch als ſolche in den Handſchriften finden, iſt noch nicht vollſtändig aus den kritiſchen Apparaten zu entnehmen, weil die Vergleichung der Handſchriften noch ſehr unvollkommen iſt.

Durch dieſe Übung, Leſearten in Beziehung auf ihre Geneſis zu vergleichen, bildet ſich eine Anſchauung von den Subſidien und der Beſchaffenheit des Textes. Und damit iſt man im Stande, in ſolchen Fällen, wo der wirklich bezeugte alte Text die divinatoriſche Kritik erfordert, dieſe nach den obigen Regeln auszuüben.

Hat man einen Apparat wie den Griesbachſchen vor ſich, ſo muß man doch auch auf die Varianten ſeine Aufmerkſamkeit lenken, welche von geringeren Auctoritäten dargeboten werden. Man mag dann ſehen, wiefern ſie ſolche Löſungen ſind, die den Regeln genug thun, immer aber darf man ſie nur als Erzeugniſſe der divinatoriſchen Kritik anſehen.

Wenn man vorausſezen darf, daß jeder Theolog eine gewiſſe Gewöhnung an das claſſiſche Alterthum hat, ſo kennt er von hier aus die Operationen der divinatoriſchen Kritik. Aber um dieſe im N. T. üben zu können, muß eine fleißige Leſung des N. T. dazukommen, eine wachſende Bekanntſchaft mit den Eigenthümlichkeiten deſſelben. In dieſer Hinſicht giebt es verſchiedene Hülfsmittel für die eigentliche hermeneutiſche Operation, die beſondern Einfluß auf das Gebiet der Kritik ausüben können. Dieß ſind die Sammlungen, worin der Sprachgebrauch alter Schriftſteller mit dem neuteſt. verglichen wird. Rechnet man ab, daß hier oft Analogien aufgeſtellt ſind, die keine ſind, denn dergleichen wird immer vorkommen, wo geſucht wird, ſo gewinnt man daraus allerdings eine gewiſſe Analogie für das divinatoriſche Verfahren im N. T. Wollte man ſich dabei immer nur an die neuteſt. Analogien halten, ſo würde man oft nur ein reines non liquet ausſprechen müſſen. Hat man ſich aber auf die

rechte Weiſe das Gebiet der Analogien erweitert, ſo kann man daraus Hülfe nehmen. Denn es kann Fälle geben, wo der urſprüngliche Text dem claſſiſchen Gebiete näher liegt, das Unzuverläſſige dagegen dem neueſt. Sprachgebrauch.

Geſezt nun, man machte Verſuche, Stellen, welche durch urkundliche Kritik nicht zu heilen ſind, durch die divinatoriſche herzuſtellen, wie weit geht der Gebrauch der Vermuthung?

Die eigenthümliche normale Dignität des N. T. ſchreibt dabei ganz beſondere Grenzen vor, macht ausgezeichnete Vorſicht nothwendig. Es iſt, wie ſchon geſagt, von ſolchen Emendationen immer nur ein negativer, kein poſitiver Gebrauch zu machen, und gar nicht der Fall, daß, wie man oft gedacht hat, mit der Art, den Text einiger Stellen zu conſtituiren, gewiſſe Lehren ſtehen oder fallen. Man kann nicht vorausſezen, daß Vorſtellungen, die ſich erſt in theologiſchen Streitigkeiten gebildet, ſchon ſo im N. T. enthalten ſein ſollten. Dann wären ſie ja auch in das allgemein chriſtliche Bewußtſein übergegangen, und die entgegengeſezten hätten ſich dann gar nicht können geltend machen. Nur der Fall kann vorkommen, daß ich ſage, wenn ich die Stelle ſo leſe, ſo kann ich ſie als Zeugniß gebrauchen für die und die dogmatiſche Vorſtellung, wenn aber ſo, dann nicht. Aber nicht werde ich ſie dann dagegen anführen können. Der eigentliche Werth der verſchiedenen Leſearten in Beziehung auf den dogmatiſchen Gebrauch iſt nur der, daß die eine einen beſtimmten Gebrauch zuläßt, die andere nicht. Übrigens aber kann nie eine weſentliche Lehre auf einer einzelnen Stelle beruhen. Was gar keinen Halt hätte, als in der Art, wie eine einzelne iſolirte Stelle geleſen würde, könnte doch nicht weſentlicher Gegenſtand des chriſtlichen Glaubens ſein. Dadurch wird der Werth der divinatoriſchen Kritik freilich beſchränkt, aber wir können ihr uns um ſo zuverſichtlicher hingeben, da es niemals dieſe eine Stelle iſt, welche dem dogmatiſchen Intereſſe weſentlich nüzen oder ſchaden wird.

Ein wichtiger Punkt, der nicht außer Acht zu laſſen iſt, iſt

der, daß wenige von den Handſchriften, die vorzüglich in Betracht kommen, vollſtändig ſind. Die meiſten haben Lücken oder erſtrecken ſich nur über einzelne Theile des Textes. Beachtet man das nicht, ſo entſtehen leicht falſche Vorſtellungen. Findet man z. B. bei Griesbach Handſchriften für eine Abweichung von der recepta angeführt, ſo ſchließt man leicht fehl, daß die nicht genannten für die recepta ſeien. Will man eine Stelle kritiſch gründlich durcharbeiten, ſo muß man ſich vor Augen bringen, welche Handſchriften da ſind und welche nicht. Man notire ſich zur Bequemlichkeit in ſeinem N. T. auf jeder Seite, was für Handſchriften da ſind und was für Lücken.

Die Uncialhandſchriften ſelbſt ſind nicht von gleichem Werth. Der Werth derſelben muß genau beſtimmt werden, damit man ſich bei einer ſo zuſammengeſezten Operation nur auf das von ausgezeichnetem Werth beſchränke. Ein Hauptpunkt der Werthbeſtimmung iſt das Alter. Vergleiche darüber das Obige. Aber es wäre kein richtiges Verfahren, die Stimmen der werthvollen nur zu zählen, noch weniger, denen den Vorzug zu geben, welche am wenigſten Abnormitäten haben. Es giebt in den Handſchriften Fälle, wo man, indem der Text hermeneutiſch ungenügend erſcheint, doch leicht ermitteln kann, daß eine mechaniſche Irrung zum Grunde liegt. Kommt ſo etwas oft vor, ſo iſt das freilich ein Beweis, daß der Abſchreiber ungenau geweſen. Das iſt denn die ſchwache Seite der Handſchrift, und in dieſer Beziehung hat ſie wenig Auctorität. Aber in jedem andern Betracht kann ſie den größten Werth haben, indem ſie einen ſehr alten Text enthält. Hat eine Handſchrift beſondere grammatiſche Formen, wie z. B. Cod. B., ſo giebt ihr das einen vorzüglichen Werth, denn es beweiſt, daß keine willkührlichen Änderungen, die doch dieſe Formen zuerſt betroffen haben würden, in ihr vorgenommen ſind; dann aber auch, weil bei der Beurtheilung von Änderungen, denen mechaniſche Fehler zum Grunde liegen, viel darauf ankommt, welche Zeichen da geſtanden. Handſchriften, welche jene corrigirt haben, bringen andere Zeichen hinein, und

machen die Beurtheilung unmöglich, wie jene entſtanden. So haben alſo jene Handſchriften mit beſondern grammatiſchen Formen beſonderen Werth, und der kritiſche Apparat ſollte ſie immer mit anführen. Weiß man, zu der Zeit, aus der eine beſtimmte Handſchrift iſt, haben ſolche Abnormitäten ſtatt gefunden, und die Handſchrift hat ſie nicht, ſo entſteht der Verdacht, daß der Abſchreiber, der in dieſem Falle grammatiſch verfahren iſt, auch in andern willkührlich gehandelt, und ſo verſchwindet die Hülfe, aus den Zeichen, ihrer Ähnlichkeit u. ſ. w. die mechaniſchen Irrungen zu erklären, ganz und gar.

Zu dem allen aber gehören, wenn die Aufgabe vollkommen gelöſt werden ſoll, ſchwierige und zuſammengeſezte Operationen, paläographiſche Kenntniſſe u. ſ. w. Es kann daher auch nicht die volle kritiſche Aufgabe als allgemeine Aufgabe für alle Theologen angeſehen werden. Aber betrachten wir als die Aufgabe des Theologen das vollkommene hermeneutiſche Verſtändniß, ſo liegt doch ſchon darin, daß der Leſer und Ausleger ſich wenigſtens nicht überall auf den Herausgeber verlaſſen darf. Dazu kommt, daß in der Kritik etwas Allgemeines liegt, und daß wir auf jedem Gebiete des Leſens und Hörens beſtändig in einer kritiſchen Operation begriffen ſind. Somit kann ſich Niemand davon ganz entbinden wollen. Man muß nur die Aufgabe ihrem Nuzen und Zeitaufwande nach richtig behandeln.

Scheiden wir in der Aufgabe von einander, was jedem Theologen zugemuthet werden kann, und was eine beſondere Virtuoſität erfordert, und beſtimmen das Erſte, ſo werden wir dabei von einem Minimum ausgehen müſſen. Gehen wir von der Löſung der hermeneutiſchen Aufgabe aus. Darf ſich der Theolog auf das Urtheil irgend einer kritiſchen Auctorität verlaſſen, wenn es darauf ankommt, den Zuſtand des Textes für die Auflöſung der hermeneutiſchen Aufgabe zu unterſuchen? Es giebt Fälle, welche gerade am meiſten von kritiſcher Virtuoſität abhängen. Da werden wir die Frage nicht verneinen dürfen. Aber ſchwerlich wird es viele Fälle geben, wo die kritiſchen Auctoritäten, die ich als

ſolche anerkenne, befrage, unter ſich einig ſind. Um zu entſcheiden, muß jeder Principien der Entſcheidung für ſich ſelbſt haben. Worauf iſt nun da zu ſehen? Es kommen hier zwei Punkte in Betracht. Der erſte iſt, daß man wiſſen muß, ob das kritiſche Urtheil das Eine oder Andere durch andere Rückſichten, z. B. Partheyanſichten, benachtheiligt iſt oder nicht. Alſo man muß die Principien der verſchiedenen Kritik kennen. Iſt dieß beſeitigt, ſo fragt ſich ferner, welchem Kritiker ſoll man am meiſten vertrauen? Da iſt alſo eigenes Urtheil über den Werth der kritiſchen Arbeiten etwas Unerläßliches. Dieß iſt unmöglich ohne Kenntniß ihrer Principien. Wer aber darüber urtheilen will, muß ſelbſt wieder die Principien der Kritik im Großen und Ganzen kennen. Zu dem Ende muß ſich jeder Theolog ſchon vorher um das Kritiſche bekümmert haben, nicht erſt an der Stelle, wo die hermeneutiſche Operation es erfordert. Darnach hat er zu beurtheilen, worin er dem einzelnen Kritiker zu trauen hat und worin nicht. Um dieß methodiſch zu treiben, mache man ſich eine Claſſification der Auctoritäten, denen man folgt. Das Weſentliche dabei wäre Folgendes.

Bei der Leſung des N. T. zur Löſung der hermeneutiſchen Aufgabe iſt das Nächſte die Hülfe der Commentatoren. Die Commentare ſind zwar eigentlich exegetiſcher Art, aber ſie kommen immer in den Fall, die verſchiedenen Leſearten zu beurtheilen. Hat man nun einen Commentar, von dem man glaubt, daß man ſich auf ſein kritiſches Urtheil verlaſſen kann, ſo hat man nicht nöthig, die kritiſche Operation ſelbſt zu machen, aber die Grundſäze ſeines kritiſchen Verfahrens muß man kennen und ihn danach beurtheilen und claſſificiren. Sagt ein Commentator, ich halte mich ganz an Griesbach, ſo hat er eben gar kein eigenes Urtheil. Beruft er ſich aber bald auf dieſe, bald auf jene kritiſche Auctorität, oder er entſcheidet für ſich ſelbſt ohne Auctorität, ſo hat er in beiden Fällen ein eigenes Urtheil, iſt kritiſch, und ich muß wiſſen, welchen Principien er folgt. So haben wir alſo eine Claſſe, die ſich ſelbſt als Kritiker darſtellenden Commentatoren. Die zweite Claſſe iſt dann die der eigentlichen kritiſchen Her-

ausgeber des N. T. Deren ſind aber zu viele, als daß jeder Theolog auf ſie zurückgehen könnte. Es entſteht alſo die Frage, welche ſich von dieſen am meiſten als Kritiker geltend gemacht haben? Dieß wird ſich vorzüglich dadurch manifeſtiren, wie die Commentatoren ſie gebrauchen. Bengel, Wetſtein und Griesbach ſind die drei Hauptkritiker, die auch immer am meiſten angeführt werden. Von dem Verfahren derſelben muß jeder eine gewiſſe eigene Anſchauung haben. Wetſtein und Griesbach haben eine gewiſſe Verwandtſchaft mit einander, ſo daß der leztere auf dem erſteren eigentlich beruht. Beide haben den gemeinſchaftlichen Fehler, daß ſie den vulgären Text zum Grunde gelegt haben. Wetſtein hat denſelben unverändert, und nur durch Zeichen unter dem Text die andern Leſearten mit ihren Auctoritäten angeführt. So iſt bei ihm das Auge für die recepta beſtochen und man muß daher um ſo mehr auf die Abweichungen und deren Auctoritäten unter dem Text zurückſehen. Aber es iſt um ſo mehr zu wünſchen, daß ſich jeder mit dem Werke genauer bekannt mache, da es außerdem reich iſt an Obſervationen von Analogien aus den griechiſchen und jüdiſchen Schriftſtellern, die lezteren bequemer als bei Lightfoot und Schöttgen.

Bengel hat die recepta verlaſſen, und einen eigenen Text conſtituirt. So hat er die Beſtechung des Auges durch jene vermieden, aber nie Bürgſchaft gegeben, woher er das hat, was man im Text lieſt. Aber wer jezt bei der Conſtitution des Textes auf die recepta keine Rückſicht nehmen will, der hat mehr Hülfsmittel, die Leſer von ſeinem Verfahren zu unterrichten, als Bengel zu ſeiner Zeit. Bengel hat von ſeinem Verfahren Rechenſchaft gegeben in ſeinem apparatus criticus, auch in ſeinem Gnomon. Es iſt wünſchenswerth, daß ſich jeder damit bekannt macht, wenn auch nur für einzelne Abſchnitte. Von Griesbach iſt ſchon öfter die Rede geweſen. Jeder wird bei genauerer Bekanntſchaft finden, wie oft er Leſearten, welche die vorzüglichſten Auctoritäten für ſich haben, in die unterſte Stelle herabſezt und die recepta überſchäzt.

Bedenkt man, daß in der neueren Zeit die modificirte recepta des Griesbachſchen Textes und der Bengelſche Text ſich die meiſte Auctorität verſchafft haben, ſo daß ſie in den meiſten Ausgaben repetirt ſind, ſo erſcheint es als ganz nothwendig, daß jeder ſich ein Urtheil darüber verſchaffe. Geht man nun auf das Verfahren der Kritiker prüfend ein, ſo wird man ſich auch dadurch ſo viel Bekanntſchaft mit den bedeutendſten Handſchriften u. ſ. w. verſchaffen und ſo viel kritiſches Urtheil ſich erwerben, daß man überall wo es nöthig iſt ſelbſtſtändig entſcheiden kann. In dem Grade aber wird man finden, daß jeder von ihnen gefehlt hat und keinem vollkommen zu vertrauen iſt. So muß alſo jeder um ſo mehr die kritiſchen Operationen ſelbſt machen.

Was bei einem ſolchen Verfahren nebenbei ſich von ſelbſt verſteht, iſt daß man die deutſche Überſezung ganz vergißt. So lange man dieſe noch im Sinne hat, giebt es keine Selbſtſtändigkeit im Gebrauch des N. T. Das determinirende Bewußtſein derſelben iſt immer das zu corrigirende, es rückt die wahren Analogien aus den Augen und verleitet zu falſchen.

Die allgemeine Aufgabe nun, ſich ein eigenes kritiſches Urtheil zu verſchaffen, beſchränkt ſich auf das Nothwendige zum Behuf der hermeneutiſchen Aufgabe. Aber die Arbeiten dazu ſind ſchon Vorübungen zur kritiſchen Virtuoſität, und es giebt dabei Veranlaſſungen genug, über jenes nothwendige Minimum hinauszugehen. Nur daß größere Neigung und Anlage den Einen weiter führt als den Andern, — worin ſich dann eben ſchon die Virtuoſität kund thut.

Zu der Bildung des kritiſchen Urtheils können alle kritiſchen Arbeiten Vorübungen ſein, nicht bloß die Übung im N. T. Auch an andern Schriftſtellern, und ſelbſt im gewöhnlichen Leben können dergleichen Übungen gemacht werden.

Es liegt im Charakter des Philologiſchen, daß die kritiſche Richtung überall hin begleitend iſt, und ſo liegt ſie auch im Charakter des Theologiſchen.

Worin liegt der Unterſchied zwiſchen dem Leſer, der ſich zum

Behuf der hermeneutiſchen Operation den Text geſtaltet, und dem kritiſchen Herausgeber des Textes? —

Es giebt einen beſtimmten Unterſchied zwiſchen dem Reſultat der diplomatiſchen und der divinatoriſchen Kritik. Bei der diplomatiſchen Kritik ſind beide auf dem allgemeinen philologiſchen Standpunkt, ſie wollen beide das Urſprüngliche wo möglich ermitteln. In Beziehung auf die divinatoriſche Kritik ſind beide im Dienſte der hermeneutiſchen Operation. Dieſe nöthigt zu ergänzen und zwiſchen Verſchiedenem zu wählen. Soll die Löſung der Aufgabe ihren richtigen Gang gehen, ſo darf das Reſultat der diplomatiſchen mit dem Reſultat der divinatoriſchen Kritik nicht verwechſelt werden. Der Leſer geht aus von dem diplomatiſch Ermittelten, und das Divinatoriſche macht ſich jeder ſelbſt, und fördert ſich jeder nach ſeiner Art und Überzeugung in Beziehung auf die hermeneutiſche Operation. Daher wird es immer mehr Grundſaz der Herausgeber werden, die Reſultate der divinatoriſchen Kritik nicht in den wirklichen Text aufzunehmen. Außer demſelben können ſie mitgetheilt werden. Es giebt zwiſchen ſtrenger Darſtellung des Textes und Mittheilung hermeneutiſcher Operation ein Mittleres, Commentare mit Text und Texte mit einem Commentar verbunden. Iſt im erſteren Falle der Commentar die Hauptſache und die Mittheilung des Textes nur ein Hülfsmittel für den Leſer, ſo darf doch auch ſelbſt in dieſem Falle der Text nur rein diplomatiſch gegeben werden; wird dies Reſultat der divinatoriſchen Kritik in den Text mit aufgenommen, ſo entſteht Beſtechung, wenn auch nachher im Commentar Rechenſchaft davon gegeben wird. Iſt der Text Hauptſache und der Commentar nur Nebenſache, ſo iſt um ſo nothwendiger, den Text rein diplomatiſch mitzutheilen.

Es iſt oben geſagt worden, daß mechaniſche Irrungen eher anzunehmen ſeien, als abſichtliche Änderungen. Es giebt nun Fälle zuſammengeſezter Art. Denkt man ſich zwei Leſearten, eine längere und kürzere. Nach Griesbachs Kanon iſt die kürzere vorzuziehen, jene immer ein Zuſaz. Nach unſrem Kanon verſuchen wir zuerſt, ob ſich die Erſcheinung aus einer mechaniſchen Irrung

erklären laſſe. Finde ich zwei gleiche Anfänge oder zwei gleiche Endungen, ſo entſteht die Möglichkeit einer Auslaſſung aus mechaniſcher Irrung, und die längere Leſeart verdient den Vorzug. Es kann aber ein Zuſaz, eine Exegeſe, zufällig dieſelbe Geſtaltung haben; ja es wird eine Exegeſe meiſtentheils in der grammatiſchen Bildung mit dem Texte übereinſtimmen, ſo daß von ſelbſt gleiche Endungen entſtehen. Wie da? Weil beide Fälle überhaupt möglich ſind, ſo muß man auch beides überall im Sinne haben. So entſteht eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung. Iſt es wahrſcheinlich, daß die längere Leſeart ein Zuſaz ſei? Dazu muß eine Veranlaſſung geſucht werden. Oder iſt die kürzere fehlerhaft? Dazu muß die Möglichkeit eines Abirrens des Auges wahrſcheinlich gemacht werden. Die Abirrung wird um ſo wahrſcheinlicher, wenn beide Enden ziemlich nahe aneinander ſtehen, der Unterſchied der längeren und kürzeren Leſeart gering iſt, oder wenn ein Ende unmittelbar unter dem andern ſteht in der darauf folgenden Zeile. Dazu aber gehört eine genaue Kenntniß der Handſchriften.

In den ſynoptiſchen Evangelien ſteht die Sache eigenthümlich anders. Da giebt es Übertragungen aus dem einen in das andere, die nicht gut unmittelbar beim Abſchreiben entſtanden ſein können. Denn daß ein Abſchreiber ſolche Einſchaltungen aus dem Gedächtniß ſollte gemacht haben, iſt, wenn er das Abſchreiben als Geſchäft trieb, nicht wahrſcheinlich. Aber indirect als Marginalbemerkungen des Leſers können ſie entſtanden ſein. Hier alſo, wo eine längere Leſeart in einem Evangelium etwas aus einem andern enthält, iſt die Wahrſcheinlichkeit für die kürzere. Dagegen könnte für die längere eine Wahrſcheinlichkeit entſtehen, wenn zufälliger Weiſe auch eine Abirrung des Auges zu denken wäre. Dieſe Wahrſcheinlichkeit würde aber wieder vermindert, wenn die Differenz zwiſchen der längeren und kürzeren bedeutend wäre.

Bei der eigenthümlichen Beſchaffenheit des N. T. müſſen wir auch in den didaktiſchen Büchern die Möglichkeit zugeben,

daß Zuſäze gemacht ſind als Erklärungen und Vervollſtändigungen dem Begriffe nach. Denn es giebt auch in den didaktiſchen Schriften ſolche Parallelen, weil immer ein beſtimmter Kreis von Vorſtellungen behandelt wird, worin oft dieſelben Elemente ſich wiederholen, nur anders ausgedrückt. So konnten alſo bei der einen andere ähnliche Stellen beigeſchrieben werden. Man muß daher auch in den didaktiſchen Büchern bei der Differenz der längeren und kürzeren Leſeart, nächſtdem daß man ſie aus mechaniſchen Irrungen zu erklären ſucht, darnach ſehen, ob nicht etwas den Charakter eines Gloſſems hat. Darin liegt denn aber kein abſichtliches Verändernwollen des Textes, ſondern es iſt ſpäter in den Text hineingebracht, was urſprünglich nicht hineingehörte.

Hieran knüpft ſich eine andere Aufgabe der Kritik.

Ebenfalls durch einzelne Worte, geringe Veränderungen oder Verſchiedenheiten entſteht Gewißheit oder Ungewißheit über den Verfaſſer einer Schrift. Es fragt ſich, wie ſteht es mit dieſer Aufgabe, welche eine ganz andere zu ſein ſcheint?

Die Frage, ob der Brief an die Hebräer Pauliniſch ſei oder nicht, iſt keine kritiſche Frage in unſrem Sinn. Denn es giebt keinen Text, der dazu Veranlaſſung gäbe, keine Handſchrift, welche den Namen des Apoſtels in der Überſchrift trüge oder im Text vorkommen ließe. Von dieſem Standpunkte iſt der Brief ein anonymer, und die Aufgabe, den Verfaſſer zu ermitteln, eine Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik, mit der wir es hier nicht zu thun haben. Eben ſo iſt es mit der Frage, ob der zweite Brief Petri echt ſei, und mit der, ob das Evangelium des Matthäus ein Werk des Apoſtels ſei oder nicht. Was das leztere betrifft, ſo giebt es keine Überſchrift, welche dem Namen den Titel eines Apoſtels beilegte. Hier iſt eben ſo wenig eine kritiſche Frage in unſrem Sinne, wie bei dem dritten Evangelium und der Apoſtelgeſchichte, ob dieſe von dem Lukas herrühre, der den Apoſtel Paulus begleitete.

Wie muß die Sache ſtehen, wenn dergleichen eine eigentlich kritiſche Frage werden ſoll?

Der nächſtliegende Fall iſt der, wenn die Handſchriften Verſchiedenes über den Verfaſſer behaupten. Dann iſt zu entſcheiden, wie bei Leſearten. Hier iſt aber ein großer Unterſchied, ob die Behauptung in der Schrift ſelbſt oder außerhalb gemacht iſt. Wenn außerhalb, ſo iſt ungewiß, ob die Überſchrift ein Theil der Schrift in der erſten Ausgabe iſt oder nicht. Iſt das erſtere ausgemacht, ſo iſt die Frage wie alle kritiſchen Fragen zu entſcheiden. Iſt dagegen wahrſcheinlich, daß die Überſchrift ſpäter iſt, ſo iſt die Beurtheilung eine von der Schrift ſelbſt zu ſondernde Aufgabe. Iſt die Überſchrift ein bloßes Urtheil oder hat ſie Auctoritäten für ſich? Sobald die Frage ſich ſo wendet, daß gefragt wird, ob die Überſchrift als ein bloßes Urtheil angeſehen werden kann, ſo hört ſie auf eine kritiſche zu ſein und gehört der hiſtoriſchen Kritik an.

Allein kann denn jene Frage nicht auf eine andere Weiſe eine kritiſche werden?

Haben wir eine Schrift, welche ſich in ihr ſelbſt als Schrift eines gewiſſen Verfaſſers ausgiebt, es iſt auch ſonſt kein Streit darüber, im Leſen aber ſtoßen wir auf ſolche Stellen, die uns ſchwer wird als Worte des Verfaſſers zu denken, ſo entſtehen Zweifel, indem wir uns in der hermeneutiſchen Operation, die wir auf jene Vorausſezung gründen, geſtört fühlen. Da kommt es darauf an, von dem Intereſſe der hermeneutiſchen Operation aus über das Diplomatiſche zu entſcheiden, ob es das Urſprüngliche iſt oder nicht. Somit aber treten wir auf unſer Gebiet. Nur von dieſem Geſichtspunkt aus können wir die Sache erfaſſen. Das philologiſche Gebiet iſt überall da, wo Schwierigkeiten oder Störungen in der hermeneutiſchen Operation zu heben oder diplomatiſche Entſcheidungen zu geben ſind.

Wie aber entſtehen nun ſolche Zweifel, und wie gelangen wir zur Entſcheidung? Wir müſſen die Endpunkte aufſuchen,

ſchlagende Fälle, welche die Sache ſogleich entſcheiden, auf der einen Seite, und auf der andern ſolche, welche einen Stachel zurücklaſſen, eine Unſicherheit, welche nicht überwunden werden kann, ohne daß gegeben wäre, was wirklich Entſcheidung bringt. Von beiden Seiten entſteht ein verſchiedenes Verfahren. Iſt ein entſchiedener Punkt gegeben, der die Möglichkeit völlig abſchneidet, daß die Schrift von dem beſtimmten Verfaſſer ſei, ſo iſt die Sache ausgemacht. Es entſteht dann nur die Frage, wie die Schrift jenem Verfaſſer hat beigelegt werden können.

Betrachten wir die Sache auf eine allgemeinere Weiſe, ſo haben wir zuerſt zu unterſuchen, ob nicht zwiſchen dem, was wir zulezt abgehandelt, und dem, womit wir jezt zu thun haben wollen, eine Lücke ſei.

Die Anwendbarkeit der Regel, daß mechaniſche Irrungen immer zuerſt wahrſcheinlich ſind, beſchränkt ſich, wie oben bemerkt iſt, auf einen gewiſſen Umfang, ein gewiſſes Maaß von Differenzen. Es kommen aber Fälle vor, wo Differenzen durch Auslaſſungen oder Zuſäze in einem viel größeren Maaße vorkommen. Dieß ſcheinen wir ausgelaſſen zu haben. Denn dieß iſt nicht daſſelbe, als wenn die Rede iſt von einer eigenen Schrift, ob ſie dem angehört, dem ſie beigelegt wird oder nicht. Iſt nun hier wirklich eine Lücke? Wir haben oben geſagt, es müſſe in allen Fällen, wo Differenzen ſind, neben der Möglichkeit der mechaniſchen Irrung auch das andere gedacht werden, ob ſie nicht vielleicht durch eine bewußte Handlung entſtanden ſeien. Wie läßt ſich entſcheiden, ob ein Zuſaz der Schrift urſprünglich angehöre oder ob die Auslaſſung das Urſprüngliche ſei? Man muß zuerſt auf die hermeneutiſche Operation Rückſicht nehmen, hier aber beide Fälle ſezen. Man ſeze alſo, der Zuſaz ſei ächt. Findet ſich dann für die hermeneutiſche Operation nichts Störendes, ſo kann man bei der Vorausſezung bleiben, findet ſich in der Folge eine beſtimmte Beziehung auf die zweifelhafte Stelle, ſo liegt darin eine Beſtätigung. Kann man aber bei jener Vorausſezung nicht ungeſtört fortfahren, ſo iſt das ein Grund zu der entgegengeſezten

Anſicht. Schwebt das Diplomatiſche, ſo muß man die Wahrſcheinlichkeitsrechnung eintreten laſſen, indem man von beiden Vorausſezungen ausgeht. Stellt man dann die Reſultate beider Vorausſezungen in ihren Momenten zuſammen, ſo wird wol eins überwiegend klar werden. Oft aber wird es auch ſchwebend bleiben und dann nimmt der Eine dieß der Andere jenes.

Geſezt z. B. die Unechtheit von 1 Joh. 5, 7. wäre diplomatiſch nicht entſchieden, ſo könnte man ungewiß ſein, ob nicht etwas fehle, wenn man die Stelle auslaſſe, ſo ſehr erſcheint ſie der Form nach angepaßt. Betrachte ich ſie aber materiell, ihrem Inhalte und Zuſammenhange nach, ſo erſcheint ſie allerdings als ein überflüſſiger Zuſaz. So ſchwankt das Urtheil, ſo lange das Diplomatiſche ſchwankt.

Es bedürfen aber alle ſolche größeren Stellen durchaus keiner andern Regeln, ſondern ſind ganz nach den früher aufgeſtellten zu behandeln.

Gehen wir nun auf das neue Thema, über die Ächtheit oder Unächtheit einer Schrift zu entſcheiden, wieder zurück und genauer ein.

Wenn eine Schrift lange Zeit hindurch immer für die Schrift eines beſtimmten Verfaſſers gehalten worden iſt, und es entſtehen erſt ſpäter Zweifel, ſo wird durch dieſes Späterkommen der Zweifel ſelbſt nicht beeinträchtigt, ſondern nur das folgt daraus, daß die hermeneutiſche Operation früher nicht mit ſolcher Genauigkeit und Vollkommenheit gemacht worden iſt.

Unterſcheiden wir nun die verſchiedenen weſentlichen Fälle. Der erſte iſt der, daß in einer Schrift eine Stelle vorkommt, die mit der Vorſtellung von dem Verfaſſer, die mich bisher begleitet hat, in Widerſpruch ſteht, wo ich alſo gehemmt werde. Es iſt in der Stelle die Rede von einer Thatſache, von der der Verfaſſer nach ſeinen Lebensverhältniſſen durchaus keine Notiz haben, wovon er alſo auch unmöglich reden konnte. Eine einzige Stelle der Art iſt ein vollkommener Beweis für die Unächtheit

der Schrift, wofern jene Unmöglichkeit wirklich da iſt, und dieſe iſt da, wenn die Stelle wirklich der Schrift angehört. So entſteht alſo die Frage, ob die Stelle der Schrift urſprünglich angehört, oder ein Zuſaz von anderwärts her. Wenn diplomatiſch gar nichts dieſen Zweifel beſtätigt, ſo iſt noch denkbar, daß die Stelle in den Text gekommen ſei vor allen den Abſchriften die wir haben. Wird dieß wahrſcheinlich, ſo verliert die Stelle alle ihre Beweiskraft. Hier kommen wir auf einen Punkt, wo wir die Richtigkeit eines gewiſſen kritiſchen Verfahrens beurtheilen können. Man ſagt oft, es gebe Fälle, wo jeder einzelne Verdachtsgrund nichts beweiſe, aber mehrere zuſammen einen vollen Beweis geben. Dieſe Regel billigt wol jeder mit ſeinem Gefühl, unterwirft man ſie aber dem Calcul, ſo ſcheint ſie falſch. Indeſſen gehen wir von unſrer Poſition aus, ſo rechtfertigt ſie ſich doch. Wir haben geſagt, die Beweiskraft einer Zweifel erregenden Stelle werde in dem Grade geſchwächt, nicht aufgehoben, in welchem die Wahrſcheinlichkeit entſteht, daß ſie ſpäterer Zuſaz ſei. Denke ich mir aber ſechs ſolcher Stellen, ſo ſind das eben ſo viel Gründe, und jeder von ihnen wäre allein hinreichend, wenn nicht jedem inwohnte, was eine entgegengeſezte Möglichkeit giebt. Es fragt ſich alſo, was iſt überwiegend wahrſcheinlicher, die Wiederholung ſolcher beweiſenden Stellen, oder die Interpolation derſelben? Offenbar nimmt die Wahrſcheinlichkeit der Interpolation in dem Grade ab, in welchem viele falſche Stellen vorkommen. Denn dazu würde eine Gedankenloſigkeit gehören, die gar nicht ſehr wahrſcheinlich iſt. Unter ſolchen Verhältniſſen hat alſo jene Regel ihre vollkommene Richtigkeit.

Der bezeichnete Fall iſt hergenommen aus dem Gebiet der hiſtoriſchen Interpretation. Dazu gehört als Apparat die möglichſt genaue Kenntniß der Lebensverhältniſſe des Verfaſſers. Ähnliches aber bietet die pſychologiſche Interpretation dar. Wenn ich in einer Schrift auf einen Gedanken ſtoße, der mit der Denkweiſe ihres Verfaſſers nicht übereinſtimmt, ſo werde ich dadurch

ebenfalls gehemmt in der Vorausſezung, in der ich bisher geleſen habe. Wie im vorigen Falle angenommen werden mußte, daß der Verfaſſer von der fraglichen Thatſache durchaus keine Notiz haben konnte, ſo muß ich auch hier annehmen, der Verfaſſer habe in ſeinem ganzen Leben nie ſo gedacht. Darin liegt eine Beſchränkung des Falles. Denn es giebt wenig Gegenſtände, worüber der Menſch nicht ſeine Meinung änderte. Aber der Fall iſt ganz derſelbe, wie bei dem Hiſtoriſchen, nur daß hier die Behauptung des Widerſpruchs ſchwieriger iſt, nicht bloß weil innere Gedankenverhältniſſe ſchwerer nachzuweiſen ſind als äußere Thatſachen, ſondern auch weil die Interpretation der Gedanken an ſich ſchwerer iſt. Kann ich mir denken, daß eine ſolche Stelle Zuſaz iſt, ſo iſt's damit, wie im obigen Falle; je mehr ſolcher verdächtigen Stellen vorkommen, deſto wahrſcheinlicher wird, daß ſie urſprünglich zur Schrift gehören und dieſe unächt iſt.

Dieß ſind die weſentlichen Anwendungen der allgemeinen Formel auf den beiden Hauptgebieten der Interpretation.

Daſſelbe kann nun eintreten in Beziehung auf die Sprache mit analoger Duplicität.

Kommt ein Wort vor, welches wo und wann der Verfaſſer ſchrieb, nicht in Gebrauch war, das Wort iſt aber diplomatiſch ſicher, und nicht aus einer mechaniſchen Irrung entſtanden, ſo iſt das ein ſchlagendes Moment gegen die Ächtheit der Schrift. Allein eben der vollſtändige Beweis daß das Wort in jener Zeit nicht vorkommen könne, iſt ſehr ſchwierig. Der andere Fall wäre der, daß Ausdrücke, Wendungen vorkommen, welche zwar nicht außerhalb des Sprachgebiets des Verfaſſers liegen, aber außerhalb ſeiner Eigenthümlichkeit. Wenn dann dafür in ſeinen übrigen Schriften keine Analogie zu finden iſt, vielmehr zahlreiche dagegen, ſo daß man für dieſelben Begriffe ſolenne andere Ausdrücke findet, ſo kann eine einzige Stelle genügen zur Begründung des Verdachts. Allein dazu gehört eine ſehr ins Einzelne und Individuelle gehende vollſtändige Sprachkenntniß. Hier läßt ſich nun der Gang in ſolcher Unterſuchung genauer bezeichnen. Es kann

Fälle geben, wo eine einzige Stelle für den vertrauten Kenner des Verfaſſers vollkommen entſcheidend iſt, aber Andern nur als ein einzelner Verdachtsgrund erſcheint. Da muß der Kritiker mehreres aufſuchen, um ſeine Gewißheit Andern mitzutheilen, und ſo entſteht denn ein durchgängiges kritiſches Verfahren, die ganze Schrift wird darauf angeſehen. Bleibt es nun bloß bei der einen Stelle, und werden auch bei einer abſichtlichen Vergleichung nicht mehrere gefunden, ſo iſt die Beweiskraft der einen allerdings geſchwächt. Man wird dann verſuchen, ſie auch anders zu erklären, ja ſich ſogar mit einer unwahrſcheinlicheren Erklärung begnügen. Es entſteht aber die Frage, wie kann die Thatſache entſtanden ſein, daß die Schrift einem Verfaſſer beigelegt wird, dem ſie nicht gehört? Die Schrift kann als abſichtlicher Betrug entſtanden ſein, indem der Verfaſſer ſelbſt ſie ſo eingerichtet, daß ſie für die Schrift des angeblichen Verfaſſers gehalten werden ſollte. Dieſer Fall aber läßt ſich ſelten annehmen, weil die Verhältniſſe, unter denen ſich das durchführen ließe, ſehr complicirt ſind. So lange der angebliche Verfaſſer lebt, wird es einem andern nicht leicht gelingen, eine Schrift auf jenes Namen zu verbreiten. Eine ſolche Schrift müßte ſich bis zu einer beſtimmten Zeit von dem Lebenskreiſe des angeblichen Verfaſſers fern halten. Dieß iſt an ſich nicht wahrſcheinlich. Und je mehr eine ſolche Schrift das Anſehen hat zu dem Lebenskreiſe des erdichteten Verfaſſers zu gehören, deſto weniger iſt der Verdacht des Betruges anwendbar. Wahrſcheinlich iſt dann, daß die Beilegung der Schrift auf einem falſchen Urtheil beruht. Wo eine Schrift anonym erſchien, war ein ſolches falſches Urtheil leicht möglich. Dieß ging in die Schrift über, und die ſpäteren Abſchreiber konnten ſie ſchon gewiß als Schrift jenes Verfaſſers ausgeben in der Überſchrift, nicht aus mechaniſcher Irrung, ſondern abſichtlich und bewußt, aber nicht aus Betrug. Sobald man zu ſolchen Vorausſezungen geführt wird, muß man ſie auf dieſen Fall zurückführen und eins von beiden nachweiſen und darnach von Anfang an die kritiſche Operation einrichten. Wo die

Sache ſchwebt, muß man von beidem ausgehen und eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung eintreten laſſen.

Wenn wir die Thatſache, daß ein Werk einem Verfaſſer fälſchlich zugeſchrieben worden iſt, im Allgemeinen betrachten, ſo wird die Veranlaſſung dazu, wenn es abſichtlich und ernſtlich geſchehen ſein ſoll, ſehr ſpeziell ſein müſſen. Es muß, wenn man ſich beruhigen ſoll, auf wahrſcheinliche Weiſe angegeben werden, wie Jemand dazu gekommen iſt. Die Thatſache kann durch die zweite Hand entſtehen, alſo eigentlich nicht abſichtlich, wenn eine Schrift anonym iſt, und Jemand das Urtheil fällt, ſie ſei von dem oder dem, und dieß Urtheil nachher in die Schrift ſelbſt übergeht. Hier laſſen ſich mehrere Fälle unterſcheiden. Der häufigſte Fall iſt der, daß eine ſolche Schrift nicht einzeln, ſondern in einer Sammlung ſich befindet. So wie eine ſolche Thatſach vorgekommen iſt, entſteht Verdacht gegen die ganze Sammlung. Was folgt daraus, wenn einzelne Theile einer ſolchen Sammlung einem Verfaſſer mit Unrecht beigelegt werden? Zunächſt fragt ſich, wie iſt die Sammlung entſtanden? Heut zu Tage iſt's gewöhnlich, daß die Schriftſteller ihre einzelnen Schriften ſelbſt ſammeln. Da hat denn die Sammlung dieſelbe Authenticität, wie jede einzelne Schrift. Ganz anders aber, wenn Andere die Sammlung veranſtalten. Da können ſolche Fehler vorkommen, doch nur in Beziehung auf anonyme Schriften. Lebt der Verfaſſer noch, ſo iſt's ſeine Sache, zu widerſprechen. Thut er es nicht, ſo kann das als ſchweigende Gewährleiſtung angeſehen werden. Wird die Sammlung erſt nach dem Tode des Schriftſtellers gemacht, ſo kann um ſo leichter geſchehen, daß einzelne anonyme Schriften, die man bei ſeinen Lebzeiten ihm zugeſchrieben hatte, ohne daß er Proteſt dagegen eingelegt, fälſchlich mit aufgenommen werden. Wird die Sammlung lange nach dem Tode des Verfaſſers veranſtaltet, ſo iſt die Möglichkeit noch größer. In dieſem Falle iſt zwiſchen dem Sammelnden und dem Zeitalter des Verfaſſers kein genauer Zuſammenhang mehr. Da iſt denn die Regel, daß, ſobald ſolch ein Verdacht entſteht, die

ganze Sammlung als verdächtig erſcheinen, und jede einzelne Schrift ſich anders als dadurch, daß ſie in der Sammlung ſteht, rechtfertigen muß. Im Alterthum finden wir faſt überall in den operibus omnibus falſche Werke. Auf der andern Seite aber entſtehen oft Zweifel, die näher betrachtet keinen Grund haben. Dieſer unſichere Gang der Kritik fordert eine beſtimmte Regel. Dem Bisherigen zu Folge kann man feſtſtellen, daß eine Sammlung, ſobald notoriſch iſt, daß ſie nicht von dem Verfaſſer ſelbſt iſt, keine Authentie hat; ferner, daß, wenn ſie noch zur Zeit ſeiner Zeitgenoſſen gemacht iſt, dieſe den Verfaſſer in dem Grade vertreten, als der Sammlung öffentliche Aufmerkſamkeit geſchenkt worden iſt; endlich daß, wenn ſie ſpäter gemacht iſt, ſie gar keine urſprüngliche Sicherheit und nur in ſofern Auctorität hat, als wir dem Sammler richtiges Urtheil und die relative Unmöglichkeit ſich zu irren zuſchreiben können. Auf die Weiſe erſcheint die Präſumtion, daß ein Werk des Alterthums dem wirklich zugehört, dem es zugeſchrieben wird, ſehr verringert.

Wenn ein Werk aus älterer Zeit einem Schriftſteller zugeſchrieben wird, ſo iſt freilich zunächſt das Auge beſtochen und damit auch das Urtheil eben durch den der Schrift oder Sammlung vorgeſezten Namen. Von dieſer Beſtechung muß man ſich im Leſen der Schrift zu befreien ſuchen. Eben ſo aber kann auch ein ſchon vorhandener Verdacht mein Urtheil beſtechen. So entſteht ein zweifaches Verfahren, zwei einander entgegengeſezte, gleich einſeitige Maximen. Die Anhänger der einen werden von den Andern die Auctoritätsgläubigen genannt, welche alles feſthalten was überliefert iſt und ſo vieles wirklich Verdächtige übergehen. Die entgegengeſezten ſind die Hyperkritiſchen, von denen die Andern ſagen, daß ſie, weil ſie nur darauf ausgehen, Verdachtsgründe zu finden, alles ruhige und einfache Studium aufheben. Es iſt eben ſo ſchwer, dieſer Duplicität auszuweichen, als ein Mittleres zwiſchen beiden Richtungen aufzuſtellen. Allerdings hat der Gegenſaz ſein Nachtheiliges, denn ſo lange Streit iſt auf dieſem Gebiet, kann die hermeneutiſche Operation nicht ruhig fort-

ſchreiten. Es fragt ſich aber, ob das ganze Verfahren nur in Beziehung auf die hermeneutiſche Operation zu betrachten iſt, oder ob es für ſich ſelbſt Werth hat? Geht man von der Beziehung auf die hermeneutiſche Operation aus, ſo folgt, daß man den kritiſchen Streit nicht führen dürfe über Dinge, welche für die hermeneutiſche Operation keinen Werth haben, und ſodann, daß man die hermeneutiſche Löſung nicht eher aufhalten dürfe, als bis die Verdachtsgründe einen gewiſſen Grad von Beſtimmtheit erreicht haben. Dadurch wird allerdings das kritiſche Verfahren zurückgedrängt und auf eine ſpätere Zeit verwieſen. Dagegen aber erhebt ſich wiederum das allgemeine philologiſche Intereſſe. Denn wenn eine Schrift hermeneutiſch auch noch ſo unbedeutend iſt, ſo iſt ſie doch, wenn der beſtimmte Kreis und die Zeit, der ſie angehört, nachgewieſen iſt, eben für dieſen Kreis und dieſe Zeit ein Sprachdokument. Kann das freilich nicht nachgewieſen werden, ſo iſt auch das philologiſche Intereſſe null. Man ſieht aber, wie verſchieden ſich das Intereſſe abſtuft, wenn man von dem allgemeinen philologiſchen Standpunkt ausgeht. So giebt es in der Sammlung der Platoniſchen Werke mehrere, von denen wahrſcheinlich gemacht worden iſt, daß ſie nicht Platoniſch ſind, aber doch der unmittelbaren Schule des Sokrates angehören. An und für ſich verliert für den allgemeinen philologiſchen Standpunkt die Frage dadurch an Intereſſe, weil jene Werke doch in das Gebiet des Atticismus jener Zeit gehören. In dieſer Hinſicht iſt ihr Werth nur mit geringer Differenz beſtimmt. Wir können wol ſagen, Platon war ein ganz anderer Virtuos in Beziehung auf die Sprache, als jeder andere Sokratiſche Schüler. Allein dieß würde ſich doch mehr auf den Styl, als auf die Sprache beziehen. Hingegen für den, der mit der Geſchichte der Philoſophie zu thun hat, wird die Frage auch ſo von Wichtigkeit ſein. Er erkennt darin eine beſondere Lehre, die neben der Platoniſchen aus der Sokratiſchen Schule hervorgegangen iſt. So ſtuft ſich das Intereſſe verſchieden ab, je nachdem ſich der Geſichtspunkt ſtellt.

Aus dem allen aber ergiebt ſich, daß die Regel nicht allein vom Standpunkte der hermeneutiſchen Operation, ſondern auch des allgemeinen philologiſchen Intereſſes aufzuſtellen iſt.

Der Fall der Sammlung führt uns unmittelbarer, als wenn wir eine Schrift einzeln betrachten, auf die Frage, wie Schriften den poſitiven Beweis führen können, daß ſie dem oder dem Verfaſſer wirklich angehören? Einzeln nemlich hat eine Schrift urſprünglich nichts, worin ſie Verdacht darböte, in der Sammlung aber, unter den angeführten Umſtänden, iſt dieß leicht möglich.

Wir haben geſagt, iſt eine Sammlung von dem Verfaſſer ſelbſt oder bei ſeinen Lebzeiten gemacht, ſo braucht ſie keinen Beweis zu führen. Hier tritt zuerſt hervor der Beweis durch Zeugniſſe, wenn aus unbezweifelten Schriften der Zeitgenoſſen oder andern beſtimmten Nachrichten nachgewieſen werden kann, daß die Zeitgenoſſen die Schrift ſchon beſtimmt dem Verfaſſer zugeſchrieben haben. Dieſer Beweis iſt aber nur dann vollſtändig, wenn ein ſolcher Zuſammenhang wirklich nachgewieſen werden kann, wenn die Schriften aus einer Zeit ſind, wo wir eine zuſammenhängende Litteratur haben. Wo wir nur wenig Fragmente von Sprache und Litteratur haben, iſt dieſer Beweis unmöglich. Aber es giebt noch eine andere Beweisführung, welche ſich an jene erſte anſchließt, die durch Analogie. Habe ich einige ſichere Schriften deſſelben Verfaſſers, und die vollſtändigſte Erinnerung daran erregt in mir beim Leſen einer andern, die ihm in der Sammlung beigelegt wird, gar keinen Verdacht, ſo hat dieſelbe allerdings die Präſumtion für ſich, ihm anzugehören. Aber dieſer Beweis hat nicht die Sicherheit, welche der erſte hat, denn die Richtigkeit des Urtheils hängt hier gar ſehr von der Beſchaffenheit des Urtheilenden ab. Hiernach wird man in einer größeren Sammlung Werke der erſten und zweiten Claſſe unterſcheiden können, ſolche, welche durch Zeugniſſe ſicher dokumentirt ſind, und ſolche, für welche Urtheile von ſolchen, denen man ein richtiges Verfahren zutrauen kann, angeführt werden können. Bei den lezteren iſt aber ſchon Unterwerfung unter eine Auctorität.

Wenn wir aber weiter gehend finden, daß die, auf deren Auctorität die zweite Classe gegründet ist, in Beziehung auf andere Werke sagen, es sind hier zwar keine Verdachtsgründe, aber wir hätten dieselben auch ungestört fortlesen können, wenn wir sie als von einem Andern herrührend genommen hätten, nichts hätte uns gerade an den bestimmten Verfasser erinnert, so sind dieß zweideutige Schriften, welche auch ihren Beweis werden führen müssen. So wie wir einen geringeren Grad von Vollkommenheit in der Sprache, in Gedanken und Ausführung, oder dieß und jenes weniger Übereinstimmende finden, aber doch auf der andern Seite sagen können, die Schrift könne doch von demselben Verfasser herrühren, unter der Voraussezung, daß er sich in dieser oder jener Beziehung vernachlässigt habe, so bleibt Ungewißheit.

Dieß sind die Gesezе des kritischen Verfahrens in Betreff der Sammlungen. Betrachtet man das Resultat, so ist schon durch jenes Verfahren eine so bedeutende Säuberung auf dem Gebiete der alten Litteratur entstanden, daß sowohl das allgemeine philologische Interesse als das Interesse der realen Disciplinen auf viel festerem Boden beruhet, als früher. Es ist auch sehr gut, daß jene beiden Maximen neben einander bestehen. Denn hätte nur die eine, die auctoritätsgläubige, gegolten, so würden noch eine Menge Irrthümer herrschen. Die entgegengesezte Maxime allein herrschend würde in die ganze Sache eine Willkühr gebracht haben, wodurch die Resultate noch weit unsicherer geworden sein würden, als sie jezt sind durch die Reaction der andern Maxime. Denn diese nöthigt zu einer Strenge in der Beweisführung, und bewirkt, daß man sich weniger schnell dem Einflusse einzelner Momente hingiebt, und alles berücksichtigt, was sich von der entgegengesezten Seite anführen läßt.

Betrachten wir die Aufgabe von einer andern Seite, so entsteht die Frage, ob und was für ein Interesse es habe zu wissen, von wem eine Schrift herrühre?

Bei einer Sammlung von Schriften die Einem Verfasser angehören, hat jene Frage großes Interesse. Gehört eine Schrift

dem Verfaſſer an, ſo wird dadurch die Totalvorſtellung von demſelben näher beſtimmt, das Bild von ſeinem Leben, ſeiner Art, vervollſtändigt. Wird dagegen eine einzelne Schrift einem Verfaſſer beigelegt, von dem nichts anderes vorhanden iſt, ſo kann es ganz gleichgültig ſein, ob er dieſer oder jener iſt. Es iſt genug, das Zeitalter und den Kreis, worin die Schrift entſtanden iſt, zu wiſſen. Es können aber auch bei einer einzelnen Schrift Umſtände, Beziehungen eintreten, wo auch für jene Frage wieder Intereſſe entſteht. Habe ich z. B. eine philoſophiſche Schrift, deren Verfaſſer ich gar nicht oder nur zweifelhaft kenne, es ſind auch gar keine weiteren Beſtimmungen vorhanden, ſo kann es mir oft ganz gleichgültig ſein, ob ihr Verfaſſer Simon oder Cebes iſt, weiß ich aber der eine von dieſen hat mit dem, der andere mit jenem Sokratiker in näherer Verbindung geſtanden, und es ſind das Männer von großer Bedeutung, welche die Lehre des Sokrates auf verſchiedene Weiſe entwickelt haben, ſo iſt ihre Perſönlichkeit wichtig, denn ihre Gedanken werden in das Gebiet der einen oder andern Schule gehören, und alſo die genauere Kenntniß von ihnen dazu beitragen, den Begriff von jener Schule zu vervollſtändigen. Eben ſo hat es ein Intereſſe, den Verfaſſer eines hiſtoriſchen Werkes zu kennen, weil es hier darauf ankommt, zu wiſſen, wie der Referent zu den Begebenheiten geſtanden. Wird ſie einem Manne zugeſchrieben, von dem ich weiß, daß er zu der Zeit und in der Gegend der Begebenheiten gelebt hat, ſo hat die Schrift eine Auctorität, die ſie nicht haben würde, wenn ein anderer aus ſpäter Zeit und aus einer andern Gegend ihr Verfaſſer wäre. Weiß ich dagegen von des Verfaſſers Verhältniſſen zu den Begebenheiten nichts Näheres, ſo iſt mir auch ſein Name gleichgültig. So iſt alſo dieß Intereſſe jener Frage ſehr verſchieden. Aber noch eins iſt zu merken. In dem Maaße, in welchem die Kenntniß von der ganzen Region, in welche eine Schrift gehört, noch nicht vollendet iſt, kann man auch das Intereſſe jener Frage noch nicht beſtimmen. In einem ſehr durchgearbeiteten Litteraturgebiet muß man das Intereſſe der Frage beſtimmen

können. Aber in jenem ersten Falle bleibt ein unbedingtes Interesse, weil, um nichts zu vernachlässigen, das größte anzunehmen ist.

Auf dem Gebiete der classischen Litteratur lassen sich alle diese Differenzen finden. Es giebt hier Schriften, bei denen es im hohen Grade gleichgültig ist, wer ihr Verfasser ist, und die nur wichtig sind als Sprachdenkmale einer gewissen Zeit und Gegend. Die Schrift selbst ergiebt dann, auf welcher Stufe ihr Verfasser gestanden, sowohl was die Sprache als den Inhalt betrifft. Die Persönlichkeit ist dabei gleichgültig. Je mehr aber die Persönlichkeit in Sprache und Gegenstand verflochten ist, desto mehr wächst das Interesse der Frage.

Was nun das Neue Testament betrifft, so sind hier die kritischen Aufgaben dieser Art theils aus alter Zeit überliefert, theils neu entstanden, manche sind schon entschieden und wieder zweifelhaft gemacht worden. Wir haben hier eine weitläufige Geschichte der kritischen Bestrebungen.

Für einen römischkatholischen Theologen haben alle jene kritischen Fragen kein Interesse, denn der Kanon ist ein Werk der Kirche, und wie er in derselben überliefert ist, so hat er auch denselben Werth und dieselbe Auctorität der Unfehlbarkeit, wie die Tradition der Lehre. Es ist für den katholischen Theologen gleichgültig, ob er sagt, daraus, daß der zweite Brief Petri aufgenommen ist, folgt, daß er ein Brief Petri sei, oder ob er sagt, die Kirche hat den Brief aufgenommen, ohne sich zu bekümmern, ob er ein Werk des Petrus sei oder nicht. Der Brief hat auf jeden Fall kanonisches Ansehen, und da ist die kritische Frage ohne Interesse.

Diese Ansicht liegt aber ganz außer unserm Standpunkte, weil wir in der Kritik keine Auctorität der Kirche gelten lassen können. Freilich ist der Kanon überliefert, ohne daß wir wissen, wie er gerade so geworden. Aber wenn wir es auch wüßten, könnten wir ihn doch nicht ohne Prüfung annehmen. Denn da

man nach gewiſſen Regeln zu Werke gehen mußte, als man ihn geſtaltete, ſo fragt ſich, ob die Subſumtion richtig geweſen.

Fragen wir nun, was hat für uns Proteſtanten die Frage nach dem Verfaſſer jeder Schrift des N. T. für ein Intereſſe, ſo iſt die Frage gar nicht auf einfache Weiſe zu beantworten. Das Intereſſe iſt ſehr verſchieden.

Das N. T. iſt eine Sammlung, aber nicht der Werke Eines Verfaſſers. Es iſt alſo die obige Regel, wobei die Sammlung der Schriften Eines Mannes vorausgeſezt wurde, bei dem N. T. nicht ohne Weiteres anwendbar. Wir müſſen unterſcheiden. Das N. T. iſt zum Theil eine Sammlung von Sammlungen, theils eine Sammlung von einzelnen Schriften differenter Verfaſſer. Jeder Theil iſt beſonders zu betrachten.

Wir haben im N. T. eine Sammlung, welche früher den Namen ὁ ἀπόστολος führte. Das iſt die Sammlung der Pauliniſchen Briefe, aber jezt vollſtändiger, als in früherer Zeit. Entſtehen nun kritiſche Fragen aus dem Gebiet der Paul. Briefe, ſo haben wir den oben erörterten Fall der Sammlung. Fragen wir aber, ob der Verfaſſer des Briefs Jakobi einer von den Männern dieſes Namens iſt, die im N. T. vorkommen, welcher von dieſen, oder ob überhaupt ein anderer, ſo hat dieſe Frage an und für ſich kein Intereſſe, weil wir von keinem von dieſen etwas anderes haben, und die Handlungen, welche von dem einen oder andern erzählt werden, mit jenem Briefe in keiner weſentlichen Verbindung ſtehen. Aber anders geſtellt gewinnt die Frage gleich ein größeres Intereſſe. Fragen wir nemlich, ob der Verfaſſer einer der im N. T. erwähnten Jakobus iſt, alſo ein Mann aus dem apoſtoliſchen Zeitalter, ein unmittelbarer Zeitgenoſſe der Apoſtel, ein Apoſtel ſelbſt, oder ob er ein ſpäterer ſei, — ſo hat eben dieß Intereſſe zu wiſſen. Die Zeitdifferenz iſt freilich in dieſem Falle ziemlich begrenzt. Dabei könnte die Perſönlichkeit nur noch bis auf einen gewiſſen Punkt gleichgültig ſein. Eben ſo mit dem Judas. Indeſſen ſcheint ſich von einer andern Seite die Sache zu ändern, wenn der Inhalt dieſer Briefe von der

Art wäre, daß unſere Vorſtellung von dem Ideenkreiſe im apoſtoliſchen Zeitalter weſentlich anders beſtimmt würde, je nachdem der Verfaſſer dieſer oder jener iſt. Enthielten jene Schriften etwas, was die andern apoſtoliſchen Schriften nicht enthalten, Abweichendes aber nicht Widerſprechendes, ſo wäre die Frage natürlich von großer Wichtigkeit. Schrieb ein Apoſtel rein als Einzelner, außer Verkehr mit den andern, iſolirt, ſo verliert die Frage wieder an Intereſſe, weil man von ihm auf jenen Kreis, auf den es uns eigentlich ankommt, nicht zurückſchließen kann. Das Intereſſe wäre dann eigentlich nur das an der bloßen Perſönlichkeit. Wenn in einer Schrift, welche zur Zeit der Apoſtel geſchrieben und aus ihrem gemeinſamen Leben hervorgegangen wäre, gleichwol ſuperſtitiöſe und judaiſirende Vorſtellungen vorkämen, denen in andern Briefen widerſprochen wird, ſo iſt hier nicht das Intereſſe an der Perſönlichkeit ſelbſt, ſondern an gewiſſen Relationen derſelben; es wäre intereſſant zu wiſſen, ob dergleichen Vorſtellungen im Kreiſe der Apoſtel ohne Widerſpruch gegolten, alſo gewiſſermaßen als die ihrigen angeſehen werden dürften oder nicht.

Wie zerfallen nun in Beziehung auf das alles die kritiſchen Fragen der Art im N. T.?

Es iſt eine alte Streitfrage, ob der zweite und dritte Brief des Johannes von dem Apoſtel Johannes und der zweite Petriniſche Brief von dem Apoſtel Petrus verfaßt ſeien. Die Frage iſt in Hinſicht der Perſönlichkeit von geringem Intereſſe. Der zweite und dritte Joh. Brief ſind von ſo geringem Umfange, daß es weder in Beziehung auf die Sprache noch auf den Inhalt bedeutend ſein kann, ob ſie zu den übrigen Schriften des Apoſtels hinzukommen oder nicht. Sind das Evangelium und der erſte Brief ächt, und es findet ſich in den beiden kleinen Briefen Widerſprechendes damit in Gedanken und Sprache, ſo ſchließen wir, daß ſie nicht von Johannes ſind. Aber findet ſich nichts dergleichen, ſo iſt zu unbedeutend was ſie uns von Johannes geben, wenn ſie ächt ſind, und nicht geben, wenn ſie unächt ſind.

Sehen wir den erſten Brief Petri als ächt an, ſo haben

wir, wenn es auch der zweite wäre, eine Petriniſche Briefſammlung. Aber die Sammlung beſtände eben nur aus dieſen beiden, und da der zweite ſtreitig iſt, ſo können wir keine urſprüngliche Sammlung annehmen, und müſſen den erſten Brief ſelbſtſtändig behandeln, weil nur was aus ihm herrührt, nicht was aus der Sammlung herrühren kann, für den zweiten entſcheidet.

Anders bei den Pauliniſchen Briefen. Da iſt der Zweifel nicht alt. Man wußte wol, daß die Paſtoralbriefe nicht im Kanon des Marcion ſtanden, aber man bezweifelte ſie nicht und ſagte, Marcion habe ſie aus häretiſchem Intereſſe ausgelaſſen. Aber die Frage nach der Ächtheit dieſer Briefe hat ein bedeutendes perſönliches Intereſſe. Ihr Inhalt hängt mit den Thatſachen im Leben des Apoſtels zuſammen; es entſtehen Räthſel darin, wenn man ſie ihm zuſchreibt, und fallen weg, wenn man ſie ihm nicht zuſchreibt.

Was die Evangelien betrifft, ſo könnte man, was das Johanneiſche betrifft, ſagen, es ſei gleichgültig, ob ſein Verfaſſer Johannes geheißen oder nicht. Aber es handelt ſich hier nicht von der Perſönlichkeit allein, ſondern auch über die Zeit und Verhältniſſe des Verfaſſers zu den Begebenheiten. Nach Bretſchneiders Probabilien wäre das Evangelium an einem den Begebenheiten ganz fremden Orte und in ſpäterer Zeit entſtanden. Die entgegengeſezte Anſicht behauptet, daß die Relation von einem Augenzeugen herrühre. Hier iſt alſo ein hiſtoriſches Intereſſe in Beziehung auf die Art, wie die Begebenheiten bezeugt ſind. Dieß Intereſſe wird noch erhöhet durch das Verhältniß des Evangeliums zu den drei erſten, daß es anderes erzählt, als dieſe, und vieles ausläßt, was dieſe haben.

Markus und Lukas ſind uns unbekannte Perſonen. Wir wiſſen nur, daß ſie zu dem unmittelbaren und nächſten Zeugenkreiſe des Lebens Jeſu nicht gehören. Da iſt's denn auch gleichgültig, ob ſie die im N. T. erwähnten Perſonen des Namens ſind oder andere deſſelben Namens. Selbſt die Frage nach der Zeit der Entſtehung iſt hier nicht ſo bedeutend. Anders iſt es, wenn man

von der Identität des Verfaſſers der Apoſtelgeſchichte und des Evangeliums des Lukas redet, aber die bezweifelt Niemand, ungeachtet der merkwürdigen Trennung beider Bücher im N. T.

Von ganz anderem Intereſſe iſt die Frage über den Matthäus, aber die Frage iſt genau genommen auch erſt neu. Fragt man, iſt das Evangelium von dem Apoſtel des Namens, ſo kommt dabei auf die bloße Perſönlichkeit wenig an, obwohl auch der Punkt nicht ganz leer iſt, weil von ihm beſtimmte Thatſachen erzählt werden. Aber die Hauptſache iſt, ob Matthäus der Apoſtel iſt. Wenn dieß iſt, dann iſt das Verhältniß des Matthäus und Johannes zu den Begebenheiten weſentlich daſſelbe. Dieß iſt von bedeutendem Einfluß auf die Art, wie die Differenzen beider behandelt werden. Hält Jemand das Evangelium des Matthäus für das Werk des Apoſtels, das Johanneiſche aber nicht, ſo iſt Matthäus Norm für den Johannes, und alles was dieſer mit jenem Widerſprechendes hat, kommt auf Rechnung der Unächtheit des Johanneiſchen Evangeliums. Sagt man umgekehrt, ſo entſteht auch das umgekehrte Verhältniß. Werden beide als Werke von Apoſteln angeſehen, ſo ſind ihre Differenzen unausgleichbar. So iſt alſo hier die kritiſche Frage von großem Intereſſe in Beziehung auf die Ausmittlung der Thatſachen aus den verſchiedenen Relationen. Auf die Weiſe finden wir im N. T. alle verſchiedenen Grade von kritiſchem Intereſſe, und die verſchiedenen kritiſchen Fragen nach dem Verfaſſer beiſammen, und jede muß nach ihrer Art und Bedeutung entſchieden werden.

Fragen wir nun, ſind dieſe kritiſchen Fragen im N. T. auf dieſelbe Weiſe zu löſen, wie wir oben im Allgemeinen feſtgeſtellt haben, oder giebt es für die neuteſt. Schriften in dieſer Hinſicht beſondere Regeln?

Wir fanden früher ſchon auf dem Gebiete der Hermeneutik eine ähnliche Frage, aber als eine alte Streitfrage, nicht als eine ſolche, welche für uns auf dem natürlichen Wege der Unterſuchung entſtand. Für die conſequente Theorie der katholiſchen Kirche exiſtirt die kritiſche Frage gar nicht. Für uns in der evan-

geliſchen Kirche iſt ſie nothwendig vorhanden. Und wie auf dem Gebiete der Hermeneutik werden wir auch hier ſagen müſſen, daß es für die neuteſt. Kritik keine andern Regeln gebe, als die allgemeinen.

Die kritiſchen Fragen entſtehen, weil eine Thatſache noch nicht recht ausgemittelt war, oder weil ſie verdunkelt worden. Auf dieſe beiden Fälle läßt ſich die Sache immer zurückführen. Eine Thatſache auszumitteln, kann es im neuteſt. Gebiet keine andern Regeln geben, als auf andern Gebieten.

Es kann bei der Ausmittlung von Thatſachen nur durch zwei Elemente Entſcheidung herbeigeführt werden. Einmal durch Auctoritäten. Sind dieſe vollſtändig und übereinſtimmend, ſo iſt die Frage auch vollſtändig entſchieden. Stimmen ſie nicht zuſammen, enthalten einige Contraindikationen, ſo iſt die Frage unentſchieden. Sodann durch Analogien, wenn man aus dem Sprachgebrauch und dem Gedankenverhältniſſe für und wider die Identität des Verfaſſers entſcheidet. Giebt es nun für beide eine andere Beurtheilung auf dem neuteſt. Gebiete, als auf jedem andern?

Es giebt allerdings hier Auctoritäten von anderer Art, als anderwärts. Dieß liegt in der Natur der kanoniſchen Schriften. Dieſe haben ihre eigenthümliche Dignität, weil wir ihren Verfaſſern eine eigenthümliche Auctorität zuſchreiben, aber doch nur auf dem Gebiet ihres eigenthümlichen Berufs.

Wenn in neuteſt. Schriften Altteſtamentiſches citirt wird auf beſtimmte Weiſe, etwa aus Jeſaias, aus einer Region, von der der Kritiker weiß, daß ſie ſpäter iſt und keine Weiſſagung, wird da Jemand ſagen wollen, weil Paulus jenen anführe, ſo ſei jede kritiſche Operation vergeblich? Wol Niemand jezt noch. — Paulus hat ſo citirt, weil ihm die Stelle unter dem Namen des Jeſaias gegeben war. Auf dieſem Gebiete wird man alſo die Auctorität des Paulus ablehnen. Eben ſo, wenn ein Pſalm als Davidiſch citirt wird, den wir nicht dafür halten können. Wenn aber der Fall wäre, daß zweifelhafte neuteſt. Schriften in andern

neuteſt. Schriften, welche als authentiſch feſtſtehen, citirt würden, ſo wäre das freilich etwas anders. Allein da würde die Auctorität nicht als eine apoſtoliſche gelten, ſondern nur als die Auctorität eines ſolchen, der beſtimmt wiſſen konnte, wie es ſich mit der Sache verhalte. Dieß iſt nun freilich nicht der Fall. Dieß kann uns alſo nicht zu Statten kommen, und es würde auch dadurch keine Sonderung des neuteſt. Gebietes entſtehen.

Wollte nun gar Jemand den Kirchenvätern eine ganz eigenthümliche Auctorität beilegen, ſo wäre das wol für einen katholiſchen Theologen, nicht aber für uns, wie ſich von ſelbſt verſteht. Jener aber, wenn er conſequent iſt, bedarf dieſer Auctorität gar nicht. Wir ſehen die Zeugniſſe der Kirchenväter als Urtheile an, die erſt geprüft werden müſſen.

Die kritiſchen Regeln ſind alſo dieſelben, wie auf jedem andern litterariſchen Gebiete.

Es giebt in Beziehung auf die neuteſt. Bücher Fragen, welche denen auf dem Gebiet der eigentlichen philologiſchen Kritik ſehr verwandt ſind, nicht aber hieher gehören. Dieſe müſſen wir ausſondern. Dahin gehört die complicirte Frage über die Geneſis der ſynoptiſchen Evangelien. Die philologiſche Kritik als ſolche hat mit der Geneſis eines Buches nichts zu ſchaffen, ſie kann nur auf die Erſcheinung des Buches zurückgehen. Giebt es aber in jenen Schriften Stellen, welche bei der urſprünglichen Erſcheinung nicht dazu gehört haben, ſo liegt das auf unſrem Gebiete. Da kommt es auf Auctoritäten und Analogien an. Fragt man dagegen, ſind einzelne Theile der ſynoptiſchen Evangelien ſchon früher vorhanden geweſen, ſind dieſelben aus fortwährender Erinnerung oder früher geſammelten Materialien entſtanden, ſind ſie ganz oder theilweiſe Zuſammenſtellungen von vorhanden geweſenen, ausgearbeiteten Materialien, — ſo ſind das Fragen, die nicht auf unſer Gebiet gehören; es ſind Aufgaben eigenthümlicher Art, die nicht viel ihres Gleichen haben, wofür es aber doch auf dem claſſiſchen Gebiete Analogien giebt, wie z. B. die bekannte Homeriſche Frage. Wohin gehören dieſe

und ähnliche Fragen, wenn doch nicht auf das Gebiet der philologiſchen Kritik? Sie gehören der hiſtoriſchen Kritik an. Dieſe hat es recht eigentlich mit der Ermittlung von Thatſachen zu thun.

Die Sache kommt nun ſo zu ſtehen. Die philologiſche Kritik führt zurück bis auf das anerkannte öffentliche Daſein dieſer Schriften, ſo weit ſie kann. Auf das abgeſonderte Daſein einzelner Schriften kann ſie uns eigentlich nicht zurückführen. Denn wir haben nur Fragmente von der Geſchichte der einzelnen Bücher. Das Reſultat fehlt ganz. Wir haben die Sammlung des N. T., wiſſen aber nicht, wie ſie entſtanden iſt. Das N. T. iſt nicht immer ſo geweſen, das wiſſen wir. Wir haben darüber einzelne Data. Wie aber aus jenen Differenzen die jezige Einheit gewonnen worden iſt, darüber fehlt der hiſtoriſche Zuſammenhang in den Zeugniſſen. Es giebt noch Abſchriften des N. T. welche den unvollſtändigen Zuſtand bezeugen, wie z. B. die Peſchito. Aber wir können die Lücke dadurch nicht ausfüllen. Fragt ma nweiter zurückgehend nach der Entſtehung der einzelnen Schriften, ſo iſt dieſe Frage wiederum nicht ſo vereinzelt, daß ſie ſich nur auf die ſynoptiſchen Evangelien bezöge. Es fragt ſich auch, wie die einzelnen Briefe entſtanden ſind. Dieß iſt auch eine rein hiſtoriſche Frage. So hat ſich in dieſer Beziehung ein Gebiet von Aufgaben gebildet und zwar nicht im N. T. allein, was wir von dem der eigentlichen philologiſchen Kritik ſondern müſſen, es iſt das Gebiet der hiſtoriſchen Kritik.

Dieſe iſt die Kunſt, eine Thatſache zu reſtituiren, ſo daß ſie gleichſam vor unſren Augen geſchieht. Und zwar gilt es da, die Thatſache entweder aus mangelhaften Zeugniſſen oder aus nicht übereinſtimmenden zu reſtituiren, alſo auf dem Wege der Ergänzung in dem einen oder auf dem Wege der Ausgleichung in dem andern Falle. Beide Aufgaben kommen vor. Nehmen wir z. B. die Homeriſche Frage. Laſſen wir es auch ganz unentſchieden, ob zu der Zeit, wo der Dichter gelebt haben ſoll, er des Schreibens habe kundig ſein und ſeine Werke ſelbſt ſchriftlich habe abfaſſen können, ſo werden wir doch mit Recht behaupten, daß ſie von

jenem Punkte aus nicht durch die Schrift allein haben vervielfältigt und verbreitet werden können. So wird also die Verbreitung derselben durch mündliche Überlieferung größer gewesen sein. Mündlich aber konnten sie nicht als Ein Ganzes überliefert werden. Das ist von selbst klar. So wie man aber an eine Zertheilung denkt, so ist es nothwendig, eine vollständige und unvollständige Überlieferung anzunehmen. Das führt auf das Positive einer einzelnen Überlieferung einzelner Theile, als Factum, welches also aus mangelhaften Nachrichten ergänzt werden muß. Dieß ist die Aufgabe. Eben so die Aufgabe der Ausgleichung aus differenten Zeugnissen. Diese kommt beständig und überall vor in der Geschichte, und das ist die eigentliche Aufgabe der historischen Kritik. Wir haben diese Aufgabe von der eigentlichen hermeneutischen Operation gesondert. Dieß ist auch nothwendig. Aber man muß sich immer bewußt bleiben, daß die hermeneutische Aufgabe nicht gelöst werden kann ohne die Operation der historischen Kritik. Die unmittelbar hermeneutische Aufgabe ist gelöst, wenn ich weiß, wie der Geschichtschreiber die Thatsachen dargestellt hat. Aber wenn ich ihn gebrauchen will als historisches Zeugniß, entsteht die Aufgabe der historischen Kritik.

Im N. T. entsteht die Aufgabe der Ausgleichung wie der Ergänzung in Beziehung auf alles, was darin geschichtlich ist. So ist diese doppelte Aufgabe z. B. bei der Geschichte Jesu Christi aus den Evangelien vorhanden. Wollen wir uns dagegen das Faktum der Ausbreitung des Christenthumes außerhalb der Zeit, welche die Apostelgeschicht umfaßt, deutlich machen, so ist die Aufgabe, die Thatsache durch Ergänzung vollständig zu ermitteln. Die Ergänzung besteht darin, zwischen zwei getrennten historischen Elementen auf wahrscheinliche Weise die Mitte auszufüllen. Diese Aufgabe schließt sich unmittelbar an die hermeneutische Aufgabe an.

Bei den synoptischen Evangelien ist die Aufgabe ganz eigener Art, weil sie hier die hermeneutische Operation selbst afficirt. Unter den verschiedenen Hypothesen über das synoptische Verhält-

niß giebt es auch ſolche, welche der Einheit jedes einzelnen Evangeliums bis auf einen gewiſſen Grad aufheben. Findet man es wahrſcheinlich, daß die Evangelien aus ſchon vorhandenen ſchriftlichen und mündlichen Überlieferungen ſo entſtanden ſind, daß Verſchiedene auf verſchiedene Weiſe ein Ganzes daraus gemacht haben, ſo fragt ſich, ob der Verfaſſer die ſchriftlich vorhandenen Elemente aufgenommen, wie ſie waren, oder ob er ſie in ſeiner eigenen Schreibweiſe überarbeitet gegeben habe? Wird das erſtere wahrſcheinlich gemacht, ſo hört die Einheit der Schrift für das allgemeine philologiſche Intereſſe auf und die hermeneutiſche Aufgabe muß auf andere Weiſe gelöſt werden. Die Schrift bildet dann nicht mehr Ein Gebiet von Analogien des Sprachgebrauchs; ihr Gebrauch wenigſtens wird ſehr unſicher. Dieß iſt alſo eine ſehr zuſammengeſezte Aufgabe, die in keinem Litteraturgebiet völlig ihres Gleichen hat. Es iſt aber gewiß nicht gleichgültig, ob und wie dieſe Aufgabe gelöſt wird, ſchon darum nicht, weil die hermeneutiſche Operation unmittelbar dadurch afficirt wird. Ja die Sache ſelbſt iſt auch anders. Soll die hermeneutiſche Aufgabe ſo vollſtändig als möglich gelöſt werden, ſo iſt zu wünſchen, daß jeder Evangeliſt das Ganze auf ſeine Weiſe bearbeitet haben möge, um eine Einheit in Beziehung auf die Sprache zu haben. Bedenken wir aber, daß viele Reden Chriſti darin ſind, welche eine ganz eigene Auctorität haben, ſo werden wir wünſchen, dieſe Reden vollkommen ſo zu haben, wie Chriſtus ſie urſprünglich geſprochen. So entſtehen zwei entgegengeſezte Intereſſen. Es kommt aber nicht darauf an, was wir wünſchen, ſondern zu ermitteln, wie die Sache ſich wirklich verhält, um den Grad der Zuverläſſigkeit zu beſtimmen, mit der die Reden Chriſti überliefert ſind. Ungelöſt darf dieſe Aufgabe nicht bleiben, es fehlt ſonſt Weſentliches für den Gebrauch des N. T. in Beziehung auf ſeine vollkommene Sicherheit.

Liegen denn aber jene Aufgaben wirklich vor? Dieß klingt ſonderbar. Aber es gab eine Zeit, wo die Aufgaben noch nicht vorhanden waren. Wir müſſen alſo erſt fragen, ob ſie mit Recht

aufgeſtellt ſind oder nicht; dann erſt können wir die Methoden angeben, um der Löſung derſelben ſo nahe als möglich zu kommen.

Die eigentlich zur hiſtoriſchen Kritik des N. T. gehörigen Fragen werden gewöhnlich in der Einleitung ins N. T. abgehandelt. Dieß iſt nun eine Wiſſenſchaft, die gar keine Grenzen hat, in die man werfen kann, was man will. Da iſt auch von einem Zurückgehen auf Principien gar nicht die Rede, ſondern man behandelt die Sachen nach Maaßgabe des jedesmaligen Zuſtandes. Es fragt ſich aber, giebt es keine ſolche Principien?

Wenn wir die Aufgaben ſo faſſen, wie ſie in jener Disciplin vorzukommen pflegen, ſo iſt es auf Ermittlung der Thatſache aus mangelhaften und widerſprechenden Indicien oder Zeugniſſen abgeſehen. Da iſt keine andere Methode, als was ſich jedem nach ſeiner Beſonderheit als das Wahrſcheinlichſte darſtellt. Bleibt man dabei ſtehen, ſo erhält man nur Ohngefähres. Man wird ſich der Wahrheit bald nähern, bald ſich mehr von ihr entfernen. Und ſo wird wünſchenswerth, daß man auf feſtes Objectives zurückgehen könne.

Wenn die Grenze zwiſchen der philologiſchen und hiſtoriſchen Kritik ſo feſtgeſtellt würde, daß die erſte immer auf Dokumente, als das Früheſte oder rückwärts gerechnet auf das Lezte zurückgeht, und was darüber hinausliegt, aus ihrem Gebiete ausſchließt, ſo iſt nach dieſer Seite hin dieſes Lezte der Anfang für die Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik. Fragen wir nun, kann es zur Wiederherſtellung einer Thatſache, mit der es ſo ſteht, eine beſtimmte Methode geben, ſo iſt die Frage ſo gleichſam ohne alles Fundament, iſolirt und ſchwebt in der Luft. Gehen wir aber davon aus, daß die Thatſache ein Einzelnes iſt in einem Ganzen, ſo fragt ſich, iſt dieſes Ganze nur ein bloßes Aggregat von ſolchen Einzelheiten oder etwas anderes? Wollte man das erſtere behaupten, ſo würde man alle Geſchichte aufheben. Denn das würde heißen, jeder geſchichtliche Moment ſei in der Zeitreihe etwas rein Zufälliges. Wollen wir nicht alle Geſchichte in leeren Schein auflöſen, ſo muß ſich ſelbſt das Einzelne als etwas für

das Urtheil auffaſſen laſſen. Jeder Geſammtzuſtand muß nun Einheit ſein und jede Thatſache muß ſich im Zuſammenhange begreifen laſſen. Es wird alſo darauf ankommen, wie weit man den Geſammtzuſtand wird auffaſſen können.

Was die Frage über die Entſtehung der ſynoptiſchen Evangelien betrifft, ſo wird das Nächſte ſein, ſich den Geſammtzuſtand, in den jene Thatſache gehört, gehörig vorzuſtellen. Allein da entſteht gleich wieder eine Unbeſtimmtheit in der Aufgabe, weil wir die Zeit nicht genau angeben können, worin die Evangelien entſtanden ſind. Wir wiſſen nur, daß ſie ſich zu einer beſtimmten Zeit vorfinden und jeder in dem jezigen Zuſtande. Wie lange ſie vorher da geweſen, wiſſen wir nicht. Bleiben wir bei den früheſten Dokumenten der Thatſache ſtehen, ſo finden wir die Evangelien nie einzeln erwähnt, auch kein einzelnes Vorkommen derſelben, ſondern alle vier immer zuſammen. Anzunehmen, ſie ſeien Theile eines Ganzen und zuſammen geſertigt, iſt unſtatthaft. Sie ſind alſo gewiß einzeln da geweſen. Da haben wir aber eine geſchichtliche Lücke. Denn über ihr einzelnes Daſein wiſſen wir nichts. Die erſte Aufgabe iſt alſo die, eben ſo von dem erſten Anfange an einen Punkt zu finden in der Zeit, welcher der Entſtehung der Schriften am nächſten liegt, und eben ſo, wie jener Punkt, wo ſie zuſammen vorkommen, dokumentirt iſt. So haben wir die Unbeſtimmtheit in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſen. Wir fangen mit dem Leben Chriſti an. Dabei iſt das Schlimme, daß die Nachricht davon eben in dieſen Büchern ſteht. Indeſſen iſt das Daſein der Perſon Chriſti auch ohne das hinlänglich bezeugt, nemlich durch die andern neuteſt. Bücher, welche doch urſprünglich unabhängig von jenen entſtanden ſind, man müßte denn annehmen, daß auch dieſe als Theile eines Ganzen gemacht wären, das ganze N. T. alſo ein Gemachtes und ſomit ein großer Betrug. Nun haben wir aber als bezeugt eine von unſrer Sammlung abgeſonderte, den Kanon des Marcion. Und wiewohl derſelbe ein etwas anderer iſt, ſo liegt doch in ihm eine zur Begründung der hiſtoriſchen Erſcheinung gewiſſe Thatſache. Wenn

wir nun davon ausgehend weiter hinabſteigen, um bezeugte Thatſachen zu haben, die älter ſind, als unſere Evangelien, ſo finden wir eine merkwürdige Thatſache. Offenbar ſind mehrere Briefe des N. T. zur Zeit des Kaiſers Nero geſchrieben. Nun iſt es eine Thatſache, daß viele behauptet haben, Matthäus ſei im 48. Jahre unſerer Zeitrechnung geſchrieben. Verbinden wir dieſe Thatſachen, ſo entſteht der merkwürdige Schluß, daß das Evangelium des Matthäus unter dieſer Vorausſezung bedeutend älter ſein würde, als jene Briefe. In den Briefen des Paulus aber giebt es keine Spur, daß der Apoſtel eine Schrift von dieſem Umfange und Inhalt gekannt habe. Iſt nun wol wahrſcheinlich, daß beides wirklich ſo zuſammen geweſen? Wir haben uns den Geſammtzuſtand aus gewiſſen Elementen zuſammengeſezt zu denken, von denen das eine eine bezeugte Thatſache, das andere eine Hypotheſe iſt. An dieſem Beiſpiele können wir uns die Principien der hiſtoriſchen Kritik vollſtändig entwickeln. Haben wir aus einem Geſammtzuſtande mehrere Punkte, ſo fragt ſich, können wir dieſe als Einheit zuſammendenken oder nicht? Läßt es ſich zuſammendenken, daß Paulus in ſeiner Geſammtthätigkeit und eine ſolche Schrift geraume Zeit vorhanden war, ohne daß ſich von ihr in den Pauliniſchen Briefen eine Notiz fände, ſo iſt jene Hypotheſe, daß das Matthäusevangelium im Jahre 48 geſchrieben ſei, möglich. Kann ich das nicht, ſo fällt die Hypotheſe. So ſieht man, wie man zu Werke gehen muß. Unter welchen Vorausſezungen ließen ſich wol jene beiden Punkte zuſammendenken? Könnte man zeigen, Paulus könne recht gut ohne Notiz von jenem Evangelium geweſen ſein, oder daß er in ſeinen Briefen jene Notiz nicht zu zeigen nöthig gehabt, ſo wären beide Punkte zuſammen denkbar. Nun aber unterliegt die Chronologie des Apoſtels Paulus ſehr vielen Zweifeln, die Frage, in welchen Zeitpunkt ſeiner Wirkſamkeit ſeine Briefe fallen, iſt im Allgemeinen noch nicht vollſtändig beantwortet. Dennoch ſcheint es uns unmöglich, daß er von jenem Evangelium keine Notiz gehabt haben ſollte. Nach jener Hypotheſe ſoll das Evangelium in Paläſtina

geſchrieben ſein, das war nicht der Wirkungskreis des Paulus, allein er ſtand doch mit jenen Gegenden ſehr in Zuſammenhang, ſo daß, wenn es nicht abſichtlich verborgen gehalten wurde, er Notiz davon haben mußte. Das aber iſt nicht denkbar, daß es für Chriſten geſchrieben, um die Thatſachen des Evangeliums zu fixiren, in Jeruſalem verborgen und dem eigentlich allein litterariſchen Apoſtel unbekannt geblieben ſein ſollte. Wie iſt aber nun der andere Fall, daß Paulus Notiz davon gehabt, in ſeinen Briefen aber nur nicht erwähnt haben könne? Um dieß zu entſcheiden, müßte man ſich wieder Punkte angeben, aus denen ein Geſammtzuſtand zuſammengeſezt wäre, worin die Entſcheidungsmomente lägen. Wäre die Kirche damals voller Evangelien geweſen, ſo wäre es auch für Paulus nicht nothwendig geweſen, davon zu reden. Allein man ſoll nach jener Hypotheſe ſich das Evangelium des Matthäus als das früheſte und eine Zeitlang einzige denken. Aber vielleicht hatte er eben in ſeiner Art zu wirken nicht nöthig auf das Buch Rückſicht zu nehmen? Das kann man wol nicht ſagen, denn wenn es das einzige Evangelium war und Paulus ſtand an der Spize eines großen Kreiſes von Gemeinden, deren Zuſammenhang mit Paläſtina er zu vermitteln hatte, ſo war ſeine Pflicht, es zu verbreiten. Ferner hatte er in ſeinen Briefen, vornehmlich den notoriſch ſpäteren, da wo er von dem gemeinſamen Leben der Chriſten redet, namentlich auch von ihren Verſammlungen, Pflicht und Gelegenheit genug, das Buch anzuführen. So wäre die Ewähnung des Buches ein Theil ſeiner Pflichterfüllung geweſen. Wenn er von der Auferſtehung Chriſti redet, ſich darauf als eine Thatſache beruft, hätte er ſich da nicht auf eine Schrift berufen ſollen, die ſeine Pflicht war bekannt zu machen? In dem Maaße alſo, in welchem wir einen ſolchen Geſammtzuſtand mit jener Hypotheſe nicht zuſammenzudenken vermögen, muß dieſelbe fallen, da über des Apoſtels Verhältniß und Wirkungskreis kein Zweifel ſein kann.

Das ganze Verfahren der Kritik in dieſem Stücke muß immer darauf beruhen, in Beziehung auf eine ſtreitige Frage einen Ge-

ſammtzuſtand zu conſtruiren, worin man feſte Punkte hat, nach denen man das Zweifelhafte beurtheilen kann, ſofern es ſich mit dem Ganzen in Einheit denken läßt oder nicht.

Gewöhnlich nun glaubte man bisher und auch wol noch jezt genug gethan zu haben, wenn man eine einzelne Möglichkeit nachgewieſen. Allein das Einzelne ſchwebt ohne Conſtruction des Geſammtzuſammenhanges in der Luft. So iſt es in dem Streit über die Ächtheit des erſten Briefes an den Timotheus gegangen. Während ich dabei davon ausging, den Geſammtzuſtand, der geweſen ſein müßte, wenn der Brief von Paulus geſchrieben ſein ſollte, darzulegen und darnach die einzelnen Umſtände zu beurtheilen, ſtellte der jüngere Planck dem Einzelnen andere Einzelheiten entgegen, ohne ſie in einen Geſammtzuſtand zu bringen. So ſtehn einander entgegen das Verfahren, welches von der Vorſtellung reiner Zufälligkeit ausgeht, und die einzig richtige Maxime, das Einzelne aus einem Geſammtzuſtande zu erklären und es auf einen eben ſo haltbaren Geſammtzuſtand zurückzuführen.

Betrachten wir nun das Verhältniß der ſynoptiſchen Evangelien, ſo fragt ſich, in welchem Geſammtzuſtande hat ein ſolches entſtehen können? Sezen wir die Hypotheſe, daß das älteſte Evangelium des Matthäus Markus, und beide Lukas benuzt habe, ſo iſt die Frage, welcher Geſammtzuſtand zu denken ſei, worin das habe geſchehen können. Wie müſſen die Zuſtände der Chriſtenheit geweſen ſein, wenn, nachdem Matthäus geſchrieben war, hinreichender Grund und Bedürfniß geweſen ſein ſoll, das Evangelium des Markus zu ſchreiben? Wie iſt die Differenz zwiſchen beiden zu faſſen? War ſie von der Art und ſo der Mühe werth, um ein ſolches Buch zu ſchreiben? Wie verhalten ſich beide Verfaſſer in Beziehung auf ihre Lokalität zu einander? Konnte das Evangelium des Matthäus nicht dahin kommen, wo Markus ſchrieb, und ſchrieb dieſer eben deswegen das ſeine? Nimmt man nun dazu, daß zwiſchen den drei erſten Evangelien nur ein ſehr geringer Zeitraum angenommen wird, ſo fragen wir, wie der Zuſtand der Kirche geweſen ſein müſſe, daß die drei Evangelien ſo kurz

hintereinander entſtehen konnten? Entweder ungeheure Mangelhaftigkeit an Communication oder ungeheure Luſt zum Schreiben müßte man annehmen. Beides aber ſtimmt nicht mit dem, was wir ſonſt von der damaligen Zeit wiſſen. Der Mangel an Zuſammenhang unter den Gemeinden war nicht mehr ſo groß, und das Schreiben hat erſt ſpäter zugenommen. So können wir uns alſo jene Hypotheſe nicht denken ohne die Einheit des Bildes von der Zeit zu zerſtören und offenkundige Elemente abzuleugnen. Wir müſſen ſie alſo ſtreichen und eine beſſere ſuchen.

Alles Bisherige iſt nur Maxime der Beurtheilung, nicht der Erfindung. Wäre es nicht beſſer, daß ſolche unhaltbare Hypotheſen gar nicht entſtanden wären? Ganz gewiß. Wie kann man aber auf das Richtige kommen? Nur dadurch, daß man von Oben herunterſteigt, und von dem erſten Anfange ab in genauer Entwicklung der chriſtlichen Zuſtände bleibt. Was iſt uns nun in Betreff des ſynoptiſchen Problems gegeben, was wir bezeugt wiſſen? Wir können nur annehmen, daß einzelne mündliche und ſchriftliche Relationen aus dem Leben Chriſti vor der Zeit unſrer Evangelien vorhanden geweſen und unſere Evangelien Producte davon ſind, daß keins auf das andere unmittelbar Beziehung gehabt, endlich, daß ihre Abfaſſung herunter zu rücken ſei in eine Zeit, wo ein ſolches Zuſammenſchreiben in den chriſtlichen Zuſtänden ſelbſt begründet erſcheint.

Faſſen wir noch einmal kurz zuſammen, worin die einzig richtige Methode der hiſtoriſchen Kritik beſteht. Kommt es auf Ausmittlung einer Thatſache an, von der allemal mehrere einzelne Momente gegeben ſein müſſen, ſo iſt eine Entſcheidung nur möglich, wenn man einen feſten Punkt hat, von dem man ausgehen kann, und auf der andern Seite einen, der aus dem Zuſammenhange mit dem, was zu erklären iſt, hervorgegangen iſt. Zwiſchen dieſen beiden bekannten Endpunkten liegt die ſtreitige Thatſache. Es muß einen gehörig bezeugten Geſammtzuſtand geben, gleichſam als Ort der Thatſache, einen frühern und einen ſpäteren, dieſſeits und jenſeits der Thatſache. Laſſen ſich ver-

ſchiedene Anſichten denken, ſo iſt die Probe eine doppelte, nemlich, ob ſich die verſchiedenen bekannten Momente erklären laſſen zuſammen mit dem bezeugten früheren Geſammtzuſtande, ſo daß klar wird, wie die Thatſache daraus hervorgegangen, ſodann aber auch, ob ſich der andere Endpunkt und der dazu gehörige Geſammtzuſtand als aus der ermittelten Thatſache hervorgegangen erklären laſſe. Stimmt beides zuſammen, ſo iſt das eine Entſcheidung, wie ſie nur irgend möglich iſt. Sobald freilich neue Elemente der Thatſache zum Vorſchein kommen, muß die Unterſuchung erneuert werden. Dieſe Methode beruht eben darauf, daß jede Thatſache als Theil eines zuſammenhängenden geſchichtlichen Ganzen angeſehen wird. Hat man daher ganz genaue Punkte zu demſelben Ganzen, ſo ſind ſie als zur Thatſache ſelbſt gehörig zu betrachten. Um ſo beſtimmter kann dann die Entſcheidung ſein.

Im N. T. wird dieſe Methode immer noch zu wenig angewendet. Dieß hängt aber zuſammen mit der Behandlungsart der eigentlichen kritiſchen Aufgabe, mit dem immer noch vorhandenen, ganz unwiſſenſchaftlichen Reſpect vor der recepta, wo man die ſchlechteſte Überlieferung ganz ohne Urtheil annimmt. Wie iſt die Frage über die Ächtheit der neuteſt. Schriften behandelt worden? Wie iſt hier die Stellung des Kritikers? Es iſt eine hinlänglich bezeugte Thatſache, daß gewiſſe Theile des neuteſt. Kanons zu einer gewiſſen Zeit noch in einem großen Theile der Kirche für unächt gehalten worden ſind. Die ſpätere Thatſache iſt, daß der Kanon in der chriſtlichen Kirche ſo übereinſtimmend ſich findet, wie er nur werden konnte, nachdem jene Schriften als ächt anerkannt worden ſind. Wir können noch eine Duplicität unterſcheiden, an die man damals freilich nicht dachte, nämlich das Intereſſe an den Urhebern der Schriften, ſofern ſie Apoſtel waren, und an den Schriften ſelbſt, ſofern ſie kanoniſch waren. Das unterſchied man damals nicht, wie man denn den zweiten Brief des Petrus nicht aufgenommen haben würde, wenn man ihn nicht für ächt gehalten hätte. Aber die ſpätere bezeugte Thatſache iſt, daß auch die früher bezweifelten

Schriften in den Kanon gekommen ſind, daß alſo von den ſtreitenden Partheyen diejenige die Oberhand bekommen hat, welche jene Schriften für ächt hielt. Wie das zugegangen, darüber fehlt die Geſchichte. Jeder, der die Frage behandelt, weiß das ſehr gut. Wenn nun aber die Frage aufs Neue behandelt wird, ſo wird die Sache wol ſo geſtellt, als ob ſie ein Proceß wäre, und als ob die, welche die Ächtheit behaupten, ihn ſchon gewonnen, als die im Beſiz ſeien, den Angreifenden aber oblåge, den Beweis zu führen. Hier iſt das Urtheil durch die Überlieferung, wie oben bei dem Text das Auge beſtochen. Man führt das Recht der Verjährung da ein, wo es ſich von keinem Rechte, ſondern von der Wahrheit handelt. Das iſt ein heilloſer Reſpect vor der Überlieferung und ein katholiſches Verfahren. Denn das Innere dieſes Reſpects iſt das Geſpenſt der erſcheinenden Kirche. Ehe man ſich davon nicht losgemacht, iſt keine wiſſenſchaftliche Behandlung möglich.

Worauf führt es, daß nur die Angreifenden den Beweis zu leiſten haben? Die Vertheidigung wird dann ſo geführt, daß man, ſtatt auf die Geſammtzuſtände zurückzugehen, nur einzelne Momente anführt, ohne zu zeigen, daß dieſe ſich auch zuſammenreimen. Wie ſoll es ſein? Es kommt darauf an, was dabei eigentlich zu erklären iſt. Es iſt die Thatſache zu erklären, daß diejenige Parthey, welche die zweifelhaften Schriften für ächt hielt, die herrſchende geworden. Das Frühere iſt, daß die Schriften von Einigen anerkannt wurden, von Andern nicht. Hier iſt das Wahrſcheinlichſte zu berechnen bei der Betrachtung des Früheren und Späteren. Behandeln wir die beiden Meinungen als zwei Leſearten, und fragen wir, welche iſt wahrſcheinlich die ächte, welche hat mehr für ſich? Hätten wir die Gründe, weßwegen die Einen jene Schriften für ächt, die Andern für unächt hielten, vollſtändig vor uns, ſo brauchten wir dieſe nur zu prüfen. Allein davon iſt wenig übrig. So kommt es eben nur auf die Wahrſcheinlichkeit an. Was haben wir in jener Zeit überwiegend vorauszuſezen, Verlangen nach heiligen Schriften oder Vorſichts-

maaßregeln dagegen? Offenbar das erſte nach dem Geſammtzuſtande der alten Kirche. Alſo diejenigen, welche jenes Verlangen hatten, werden weniger beſondere Gründe nöthig gehabt haben, die Zweifelnden deſto mehr. So lange nicht andere Entſcheidungsgründe ſich zeigen, müſſen wir ſagen, daß die Zweifelnden beſſere Gründe gehabt haben, als die Annehmenden. So war alſo die allgemeine Annahme ſolcher Schriften nur die Folge der vorherrſchenden Neigung. Dazu kommt der Gegenſaz zwiſchen den Orthodoxen und Katholiſchen auf der einen Seite, und den Häretikern auf der andern. Darin liegen in gewiſſer Beziehung Contraindikationen. Die Conſolidirung der Kirche war in der katholiſchen Kirche die herrſchende Richtung, und dieſe ſtand mit dem Verlangen, ein Corpus von heiligen Schriften zu conſolidiren, in Verbindung. Damit war das Beſtreben verbunden, möglichſt das Häretiſche zu vermeiden. Es giebt häretiſche Schriften, die in vielen Gemeinden gebraucht wurden und gleich den zweifelhaften Anſpruch machten, in den Kanon aufgenommen zu werden. Aber man ſchied ſie aus. So iſt der ſpätere Geſammtzuſtand das Reſultat von dem Verlangen einer jeden Gemeinde alles zu haben, was irgend in einer andern Gemeinde als heilig gegolten. Dieß Verlangen hat in allen Fällen geſiegt, wo in dem Zweifelhaften nichts Häretiſches war; es hat nicht geſiegt, wo Häretiſches war. So iſt der Hergang der Sache. Aber man hat ſie damals nicht aus den rechten Gründen betrachtet, ſondern mehr eigentlich als einen Tauſch. Damit die Einen fahren ließen, was von katholiſcher Seite als häretiſch erſchien, ſo nahmen die Andern an, was zweifelhaft war, ohne häretiſch zu ſein. * Nun kommt die Frage ſo zu ſtehen, daß ſie aus inneren Gründen entſchieden werden muß. Was hatten die Zweifelnden für Gründe, und was für welche die Annehmenden? Das Bezweifeln ſezt eine kritiſche Richtung voraus, die Annahme nicht. Könnten wir Fakta beibringen, um auszumitteln, woher die zweifelhaften Schriften zuerſt gekommen, und wie ſie ſich ſo verbreitet haben, ſo könnten wir den Beweis aus wirklich bezeugten Thatſachen

führen, ſo lange das nicht iſt, können wir nur aus inneren Gründen Beweis führen, nach der bezeichneten Methode, das Einzelne nur in Beziehung auf den Geſammtzuſtand zu behandeln.

Die kritiſchen Unterſuchungen haben im N. T. noch ein anderes Hinderniß. Wenn wir die Momente, aus denen die herrſchenden Vorſtellungen vertheidigt zu werden pflegen, genauer betrachten, ſo finden wir, daß vieles als Zeugniß angeſehen wird, was nur Meinung geweſen. So wird die zweite Gefangenſchaft des Apoſtels Paulus von Vielen für eine bezeugte Thatſache gehalten. Allein bei genauerer Unterſuchung fehlt es an allem Zeugniß dafür. Gäbe es Zeugniſſe, ſo müßte man auch angeben können, was der Apoſtel nach der in der Apoſtelgeſchichte erzählten Gefangenſchaft gethan. Es giebt freilich ſpätere Nachrichten darüber, aber ſie haben keine bezeugende Kraft. Wie die Anſicht der Alten von der zweiten Gefangenſchaft entſtanden ſein möge aus der Vorausſezung der Inſpiration der heiligen Schrift, dieß haben wir ſchon oben in der Hermeneutik zu erklären geſucht [1]).

Noch ein Anderes kommt hier in Betracht, wo man recht ſehen kann, wie es der Kritik geht, wenn man ihr nicht freies Feld läßt. Sie arbeitet dann nur gegen ſich ſelbſt.

Es waren gegen manche Pauliniſche Briefe Zweifel erhoben worden, weil man ſagte, es kämen Punkte darin vor, die ſich aus dem bekannten Geſammtzuſtande, aus dem Leben des Apoſtels nicht erklären laſſen. Wenn aber nur die Apoſtelgeſchichte nichts davon ſagt, ſo iſt das kein Grund, denn dieſe hat geſchichtliche Lücken. Wenn aber gegen beſtimmte Nachrichten Contraindikationen in des Apoſtels Schriften vorkommen, ſo ſind dieſe eben nicht aus jenem Geſammtzuſtande zu begreifen, ſie können daraus nicht hervorgegangen ſein. Da war die Befreiung des Apoſtels aus der erſten Gefangenſchaft ein ſehr bequemes Auskunftsmittel; ſie ſollte alle Contraindikationen aufheben. Allein da alle poſitive Zeugniſſe dafür fehlen, auch die Erklärung der ganzen Sache aus

[1]) S. 247.

der Inſpirationstheorie der Alten ſehr nahe liegt, ſo kann man aus einer ſo gar nicht bezeugten Thatſache keine Argumentation geſtatten. Man hüte ſich bloße Meinungen der Alten für Wahrheiten zu halten! Oft haben wir eben nur Tradition von Meinungen ohne alle wirkliche Geſchichte. Da ſei man vorſichtig!

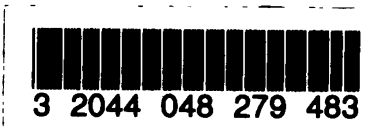
Wir werden vielleicht nicht dahin kommen, alle Fragen in Beziehung auf einzelne Bücher und den ganzen Complex des N. T. vollſtändig zu entſcheiden. Denn es giebt Aufgaben, wo wir nicht Punkte genug haben, um zu einem feſten Urtheile zu kommen. Da muß vieles ungewiß bleiben und ſtreitig. Aber durch die richtige Methode, die wir angegeben haben, befreien wir uns wenigſtens von falſchen Präventionen und machen und erhalten den Boden der Unterſuchung rein. Daß Momente von Wichtigkeit, die wir noch nicht kennen, noch ſollten entdeckt werden, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Es müßten das Schriften ſein aus dem Zeitraume, der am wenigſten hiſtoriſch ausgefüllt iſt, oder ſolche, welche ſichere Nachrichten von demſelben erhielten. Daß ſolche noch gefunden werden ſollten, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Aber darum müſſen wir dennoch auf alles Streitige die richtige Methode anwenden. Dazu ſoll dieſe Vorleſung ein Beitrag ſein, aber nur in der Kürze, ſo daß auf die einzelnen neuteſtamentlichen Bücher die Anwendung zu machen und die aufgeſtellten Principien weiter auszubilden überlaſſen bleibt.

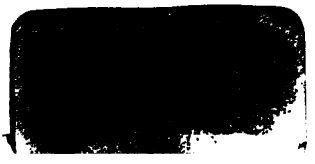
Druckfehler.

Seite 26	Zeile 9	v. o.	statt strenge Bestimmung des Seins auf das Denken	lies strenge Bestimmung des Denkens durch das Sein.	
— 48	— 4	—	statt zu jener Einheit . .	lies von jener Einheit.	
— 72	— 3	—	— verbindende	— verbundene.	
— 84	— 9	—	— kommt vorzüglich . .	— kommt es vorzüglich.	
— 118	Anmk.	—	— §. 8.	— § 6	
— 120	Z. 5	v. u.	— daß ein-	— daß einzelne.	
— 129	— 2	v. o.	— sondern	— sodann.	
— 141	— 1	—	— Evangelium . . .	— Evangelium des Johannes.	
— 142	— 2	—	— verfährt	— behandelt.	
— 146	— 5	—	— Also ein	— Also kein.	
— 151	— 22	—	— Die Elementen . .	— Die Elemente.	
— 176	— 9	—	— Eulerts	— Eulers.	
— 206	— 19	—	— die Hauptgedanken .	— den Hauptgedanken.	
— 210	— 15	—	— Dann	— Denn.	
— 212	— 25	—	— der Impulse . . .	— dem Impulse.	
— 244	— 10	—	— ohne daß dabei der Punkt	— ohne daß der Punkt.	
— 269	— 2	—	— ganz genommen . .	— ganz in dem Sinne genommen.	
— 272	— 26	—	— subsummiren . . .	— subsumiren.	
— 303	— 3	—	— und jedes	— und zwar.	
— 304	— 15	—	— ihrer Ausgaben . .	— ihren Ausgaben.	
— 320	— 2	—	— dieselbe	— dieselben.	
— 378	— 1	—	— der Einheit	— die Einheit.	

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei.

3322 748


3 2044 048 279 483

DATE DUE

DEMCO INC 38-2931